# Alexandra Feodorowna,

Kaiserin von Rußland.

# Alexandra Feodorowna

Kaiserin von Russland.

Von

A. Th. von Grimm.

Dum vetera extollimus, recentiorum incuriosi.
TACIT.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1866.

# Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Viertes Kapitel.

## Peterhof.



Fünftes Kapitel.

## Kunst und Gesellschaft.



Sechstes Kapitel.

## Die Großfürstin Alexandra Nikolaewna.



Siebentes Kapitel.

## Palermo.

Achtes Kapitel.

## In Petersburg (1847—52).



Neuntes Kapitel.

## Des Kaisers Ende.



Zehntes Kapitel.

## Die Kaiserin als Wittwe.

Achtes Buch.

## In Petersburg (1859–62).



[illegible]

## [illegible]



[illegible]

## [illegible]

# Alexandra Feodorowna,

## Kaiserin von Rußland.

## Erstes Kapitel.

# Der kaiserliche Hof.

Der Winterpalast. — Die Großwürdenträger und Minister. — Die Gesellschaft der Kaiserin. — Die kaiserliche Familie in der Stadt, auf dem Lande. — Die Feste in Petersburg. — Zarskoe-Selô. — Peterhof. — Der erste Juli in Peterhof. — Das größte Volksfest.

Seit der Thronbesteigung der Romanof bis auf Nikolai I. hatte der russische Hof soviel Umwandlungen erlebt, wie kein anderer in Europa; er war aus den engen Terema des Kreml an die prachtvolle Newa in den Winterpalast verlegt, und mit dem europäischen Geiste, der ihn jetzt belebte, waren alle steifen asiatischen Formen verschwunden. Ein Blick in die Tuilerien, oder St. James, oder den Winterpalast im Jahre 1829 hätte keine größere Verschiedenheit als die der Uniformen gezeigt; ja der Winterpalast in seinem ganzen Umfange hätte noch einen größeren Reichthum an Kunstschätzen neben der Pracht des Thrones gezeigt, als die genannten Schlösser; er war mehr Classen der Gesellschaft zugänglich als die Burg in Wien, und Alles bewegte sich in demselben ohne jene Aengstlichkeit der kleinen deutschen Höfe. Mitten in diesen Umgestaltungen sah das Volk aber in dem Kaiser und seinem Hofe immer noch den Sitz irdischer

Allmacht, die Quelle alles Reichthums, und nahte sich demselben mit einer an Vergötterung grenzenden Ehrfurcht, doch ohne jene Angst, die sich in dem russischen Volksspruche malt: „Je näher dem Zaren, je näher dem Tode." Für das ganze Reich blieb jetzt nur ein anderes Sprichwort wahr: „Ach! Gott ist so hoch und der Kaiser so fern." Der Reichste und der Aermste blickten mit denselben Augen nach dem Zarensitze; Glück, Ehre, Auszeichnung, Gnade erwartete Jeder von dort; aber auch der Unstern eines Jeden war dort wie in ein Buch des Schicksals eingeschrieben. In der Stadt galt Jeder für einen Auserwählten, der am Hofe diente oder lebte, und wen eine Gelegenheit einmal in das Innere des Palastes, in die Nähe der kaiserlichen Familie, vielleicht gar in das Cabinet der Kaiserin geführt hatte, der sah darin den schönsten Augenblick seines Lebens. Der Winterpalast, der Wohnsitz der kaiserlichen Familie, ist zugleich der Inbegriff aller Macht und Pracht des Reiches; hier sind Thron, Scepter und Krone mit ihrem glänzenden Edelgestein; hier die Hochkirche und mehrere Kapellen, wo die kaiserliche Familie ihre Andacht hält; ein Sommer-, ein Wintergarten in einer Linie neben den prachtvollsten Gemächern und Galerien, die goldstrahlenden Säle zum Empfange von auswärtigen Fürsten und Botschaftern, zu Bällen und Gesellschaften wie zu Gastmählern. Die größten Feste des laufenden Jahres, wie des privaten Lebens, werden hier mit kaiserlichem Glanze gefeiert, die Taufe einer kaiserlichen Person wird hier, wie die Hochzeit, vollzogen. Der geladene Gast wandelt hier Stunden, ja Tage lang in den endlosen Gängen, Sälen und Gemächern, und entdeckt in jedem nächsten Raume einen neuen Schatz der Kunst, oder der Pracht, oder des Gottesdienstes. Dem Andenken aller Feldmarschälle ist hier ein großer Saal gewidmet, ein anderer den

tapferen Generalen der Jahre 1812 bis 14. Die Gemälde der Familie Romanof eröffnen die Eremitage, den zweiten Theil des Winterpalastes, der alle Kunstschätze des Reiches, Gemälde, Antiken, Gemmen, Kupferstiche, einschließt, und eine der reichsten Galerien der Welt bildet. In weniger als fünfzig Jahren fanden sich hier 7—8 Sammlungen aus Paris, Genua, England, Holland, Dresden, Warschau, Kassel zusammen, und zu den europäischen Schulen der letzten vierhundert Jahre fügte Alexander I. noch die russische hinzu, die eben so die Talente wie den Wetteifer der Nation erweckte. Bei solchem Reichthum durfte ein Hoftheater nicht fehlen, und dieses bildet den Schluß dieser langen Reihe von Räumen. Solche Kunstschätze sind dem Publicum zwar zugänglich, aber nicht mit der Leichtigkeit, wie in anderen großen Städten, wo sie von dem fürstlichen Wohnsitze getrennt stehen. Der Sinn für Kunstgenuß entwickelte sich denn auch in der Menge nur langsam, und man zählte im Laufe eines Jahres in der Eremitage nicht mehr Besucher, als in Dresden in den Pfingstfeiertagen allein. In der That sind diese Schätze mehr Eigenthum der kaiserlichen Familie, als des Staates. Das Aeußere dieses Palastes übt jedoch auf das Auge nicht die Wirkung, wie man bei seinem Umfange, bei seiner Ausdehnung erwarten sollte. Es ist ein längliches Viereck mit flachem Dache, über dessen Rande rundum Statuen sich erheben; die Außenwände sind mit Säulen und verschiedenen Sculpturen geschmückt, die das Ansehen mehr schwerfällig als leicht und wirksam machen. Auch seine Größe und Höhe tritt nicht so überraschend hervor; der Raum rings umher geht über den Umfang deutscher Plätze hinaus, und die anderen in der Nähe gelegenen Gebäude helfen den Eindruck mehr schwächen als heben. Die kaiserliche Familie hat sich von den verschiedenen Eingängen zu ihren Wohnzimmern

die bescheidensten gewählt. Sie bewohnt die westliche Seite des Schlosses, der Admiralität gegenüber, mit beschränkter Aussicht auf den kleinen Platz; allein die beiden Eckzimmer richten den Blick in weitere Räume: das eine auf den langen Admiralitätsplatz, das andere auf den Fluß, die Wilhelmsinsel, Wassiliostrow, mit der prachtvollen Börse, und weiter auf die Petersburger Seite, ja bis zum finnischen Meerbusen und zum finnländischen Gestade. Der Anblick dieses Gebäudes erweckt in jedem Vorübergehenden andere Gefühle und Gedanken; der russische Bauer sieht darin die Quelle des unermeßlichen Reichthums, der kleine Beamte die der Gnade, der Höhergestellte die der Ungnade, der denkende Mann wird daran erinnert, daß in einem Cabinete der Herrscher über 74 Millionen Seelen wohnt, dessen Macht sich über den siebenten Theil der bewohnten Erde erstreckt. Die Gesellschaft, die das eigentliche Hofpersonal ausmacht, ist nach den anderen europäischen Höfen gestaltet; allein der militärische Charakter ist auch hier vorherrschend. Die Person des Kaisers ist vorzugsweise von General- und Flügeladjutanten umgeben; Kammerherren, Kammerjunker sieht man nur bei großen festlichen Aufzügen; nur die Oberhofchargen sieht man öfters in der Nähe des Kaisers. Zunächst der Kaiserin stehen zwölf Staatsdamen, deren Rang der ersten Classe der Staatsbeamten entspricht; es sind meistens die Frauen der Großwürdenträger des Reichs, geschmückt mit dem Katharinenorden und dem Portrait der Kaiserin; den täglichen Dienst um die hohe Herrscherin versehen die Hoffräulein als tägliche Gesellschafterinnen. Die Größe des Reiches spricht sich in dem endlosen Schlosse und dem zahlreichen Hofpersonal, wie in dem Budget aus, welches letztere vielleicht die Summe aller anderen großen Höfe zusammen übersteigt. Das Hofministerium gilt dem Range nach für das erste, und der

Minister desselben unter Nikolai war Fürst Peter Wolkonsky. Hier sollen aber nur die Männer und Frauen besonders erwähnt werden, die in gesellschaftlicher Beziehung der Kaiserin durch Umgang und öfteres Erscheinen am Hofe näher standen.

Der Fürst Wolkonsky wurde durch sein Amt täglich in die Nähe der Kaiserin geführt, weniger in die gesellschaftlichen Abendkreise. Dieser Mann war Freund des Kaisers Alexander gewesen, hatte ihn auf allen Feldzügen und Reisen begleitet und als General den Stab des Kaisers organisirt. Nikolai ernannte ihn zum Minister des Hofes, eine eben erst geschaffene Stellung. Hier entwickelte der Fürst in der Verwaltung der vielen Departements eine ungewöhnliche Thätigkeit und gewissenhafte Verwendung der ihm anvertrauten Summen, und erwarb sich dadurch in der Stadt den Ruf eines harten Mannes (prince de pierre), aber das unbedingte Vertrauen der kaiserlichen Familie. Man sah ihn fast nur in Geschäften, die er mit lakonischer Kürze schnell beendigte, weshalb er trocken und barsch erschien. Allein dieser Mann war von vielseitiger Bildung, und es fehlte ihm nur an Gelegenheit, dieselbe geltend zu machen. Seine Kinder waren durch Raupach erzogen und gebildet und sein Sohn Gregor glänzte überall durch Talente und humane Gesinnung. Ein anderer Mann aus Alexanders Umgebung war der Fürst Alexander Nikolajewitsch Galitzin, der den Hof noch zu Katharinens Zeiten betreten hatte und den feinen gefälligen Ton aus jener Zeit in die spätere herein zu verpflanzen suchte. Er war trotz eines nicht angenehmen Aeußeren doch der vollendetste Hofmann, den ich gesehen; voller Rücksichten gegen Jedermann, gütig gegen jüngere Personen und für das Hofleben ein Buch voller Weisheit und Erfahrung, die er seit Katharinen bis Nikolai gesammelt hatte. Seine Unterhaltung versiechte nie, ermüdete nie; der

kleinste wie der wichtigste Gegenstand erhielten in seinem Munde Interesse. Jüngeren Personen, die den Hof betraten, gab er zunächst scherzhaft lächelnd den wohlgemeinten Rath, sich bei Zeiten zu setzen, so lange noch ein Stuhl da sei, und die Gelegenheit, um Etwas zu bitten, nie zu versäumen. Sein hoher Rang und die langjährig erprobte Treue machten ihn zum wahren Hausfreunde der kaiserlichen Familie, der zu jeder Zeit unangemeldet Eintritt fand und gern gesehen wurde. In Abwesenheit des Kaisers galt er als Vormund der kaiserlichen Kinder, die er täglich besuchte, mit denen er speiste, ja deren Spielen und Erholungen er des Abends gern beiwohnte.

Ein anderer Freund Alexanders I., der Graf Araktscheef, sah unter Nikolai den Hof und die Residenz nicht wieder. Er war ein thätiger, vom aufrichtigsten Eifer beseelter Mann, dem aber die öffentliche Meinung zwei Fehler vorwarf: Mangel an humaner Bildung und an politischer Rechtlichkeit; in seinen Gesinnungen war er das vollkommenste Gegentheil Alexanders. Nach altrussischem Brauche wohnte dieser Feind aller Aufklärung in einem hölzernen Hause und suchte nach angestrengter Dienstthätigkeit seine Erholung in der Neigung zu einem niedrigen, unwürdigen Wesen, zu einer Frau, die ihn beherrschte und von Anderen beherrscht wurde. So wie Alexander ungetheilt die allgemeine Liebe und Verehrung besaß, so der General Araktscheef den Haß der ganzen Nation. Rußland verdankte ihm die Gründung der Militärcolonien, die dem Soldaten eine ruhige, ehrenvolle Zukunft im Alter zusichern sollten, um den Staat von der Last der Gnadengehalte zu befreien. Der Erfolg entsprach den Hoffnungen nicht, und Araktscheef erklärte selbst, sich geirrt zu haben. Während des Kaisers letzter Reise befand er sich auf seinem Landgute Grusino in tiefe Trauer darüber versenkt, daß sein geliebtes Wesen von

einer Kammerzofe ermordet worden war, Rache schnaubend gegen Alle, die er im Verdacht hatte, daran theilgenommen zu haben. Nach des Kaisers Tode besuchte er das Ausland auf kurze Zeit und verbrachte den Rest seines Lebens einsam in Grusino vor des Kaisers Büste und einer Uhr, die nur einmal am Tage schlug, nämlich die Todesstunde des Kaisers. Das Kadettencorps von Nowgorod wurde Erbe seiner Besitzung und eines Vermögens von mehreren Millionen Francs.

Der älteste Jugendfreund Alexanders, der Fürst Victor Kotschubei, Minister des Inneren, überlebte den Kaiser um mehrere Jahre, und befand sich unter den ersten Personen, welche die neue Regierung und den neuen Hof umgaben. Alexander hatte noch als Thronfolger diesem Manne sein ganzes Herz aufgeschlossen, ihm selbst den geheimen Plan einer Thronentsagung nicht verheimlicht, und keiner erschien eines solchen Vertrauens würdiger. Aus seinen Zügen sprach ein edles Wohlwollen, ein feiner Ton bezeichnete jeden seiner Schritte; daher er die Verehrung aller Beamten genoß und auch am Hofe Nikolai's mit der höchsten Auszeichnung empfangen wurde.

Alle diese Männer wurden an Geist, Ruhm und Verdiensten durch einen anderen Freund Alexanders überstrahlt, durch Michael Speransky. Wenige Männer der russischen Geschichte stehen diesem an Einfluß und gewaltsamem Schicksalswechsel gleich. Er glänzt als einer der edelsten Männer in unserm Jahrhundert und ist für die erste Hälfte der Regierung Alexanders besonders bezeichnend. Die Laufbahn dieses merkwürdigen Mannes begann mit der Regierung des Kaisers Alexander 1801. Er zog Aller Bewunderung durch seine Talente, und Aller Neid durch seine Abstammung auf sich. Er ist unseres Wissens unter den vielen schnell emporgeschossenen Größen der Einzige von priesterlicher

Abkunft. So wenig sonst in Rußland die Geburt eines Mannes in Frage kommt, so sehr stößt man sich an Männer, die der Priesterkaste entsprossen sind. Der Name Speransky soll ihm erst in der Schule seiner Fähigkeiten halber gegeben worden sein. Er war zum geistlichen Stande bestimmt, vollendete seine Erziehung in der geistlichen Akademie zu Petersburg, und wurde daselbst als Lehrer der exacten Wissenschaften angestellt. Durch den Fürsten Kurakin wurde er in den Staatsdienst befördert, wo seine Thätigkeit ihm schnell zu dem höchsten Range verhalf; denn in seinem dreißigsten Jahre war er bereits Staatssecretair im Reichsrathe und wurde allmälig persönlicher Freund des jungen Kaisers. Kaum mochte sich damals ein Mann in Rußland finden, der den Monarchen, welcher als Mensch über Menschen regieren wollte, besser verstand und in seinen Absichten kräftiger unterstützte. Speransky's staatsmännische Thätigkeit erstreckte sich über die verschiedensten Zweige der Verwaltung, der Gesetzgebung und des öffentlichen Unterrichtes; sein Eifer, Alles zum Besten der Nation und des Staates umzugestalten, erinnert an Pombal und Struensee, obgleich er weder die tyrannische Hartnäckigkeit des Einen, noch die geschmeidige Leichtfertigkeit des Zweiten besaß. Die Reformen dieser drei Männer kamen aber zu plötzlich, und Struensee, wie Speransky, Beide die Söhne geringer Geistlichen, waren zu plötzlich aufgetauchte Emporkömmlinge, denen die althergebrachte Würde großer Männer fehlte, welche den gestürzten Marquis vor entehrenden Strafen geschützt hat. Mitten in seiner rastlosen Thätigkeit für des Vaterlandes Wohl wurde Speransky aus Petersburg verbannt, nach Nischni-Nowgorod, Perm und zuletzt nach Sibirien, freilich als Generalgouverneur; von dort kehrte er erst 1821 nach Petersburg zurück. Die letzten Jahre von Alexanders Regierung verbrachte

er in stiller Zurückgezogenheit; aber mit Nikolai's Thronbesteigung beginnt seine Thätigkeit von Neuem; die alten Neider waren nicht mehr, und er glänzte jetzt in der Nähe des Kaisers als Freund und Rathgeber. Silbernes Haar schmückte jetzt den schönen Kopf mit den offenen milden Gesichtszügen, in denen man weniger den ernsten, trockenen Staatsmann, als den Apostel humaner Bildung las. Sein verehrter Name klang glockenrein und laut durch alle Schichten der Gesellschaft und durch alle Provinzen des Reiches; sein zu frühzeitiges Glück war gebüßt und seine Verdienste lebten in Aller Munde. Die russische Nation war stolz, einen Mann aus den niedersten Schichten der Gesellschaft von solchem Ruhme umglänzt unter sich zu sehen. Sein öffentliches Erscheinen hatte etwas Sanftes und Bescheidenes, seine Unterhaltung war reich an Stoff und Geist, ohne gerade belebend zu sein. Den Eindruck eines Höflings hinterließ er trotz der feinsten Formen nirgends.

Eine gleiche Verehrung am Hofe wie in der Stadt genoß der General Hilarion Wassiltschikof, aus den französischen Feldzügen als Held bekannt, wegen der Biederkeit seines Charakters von außerordentlichem Ansehen. Er konnte mit allen bisher Genannten weder an Geist noch an Thätigkeit wetteifern, aber er besaß vor allen voraus die beste Eigenschaft eines Mannes, den Muth, seine Ueberzeugung und dieselbe auf das Festeste in den sanftesten Formen geltend zu machen. Erhaben über kleinliche Eifersucht und Standesstolz, trat er mit derselben freien Haltung dem Kaiser wie dem Geringsten entgegen, der sein Haus besuchte oder sein Herz in Anspruch nahm. Er war ein Edelstein unter den Männern jener Zeit und besonders während der Regierung Nikolai's, der einmal äußerte, daß ihm die Mittel fehlten, diesen Schatz würdig zu belohnen. Mit offenem, klarem Verstande

und einem warmen, aufrichtigen Herzen hat er dem unendlichen Reiche und der Regierung seines Kaisers mehr genützt als viele Jüngere, deren Mund vom Wohle des Vaterlandes überfloß. Er war ein Ritter ohne Furcht und Tadel. — Von eben so großer Bedeutung für Nikolai's Regierung war der Kriegsminister, der spätere Fürst Tschernitschef, durch die französischen Feldzüge und seinen früheren Aufenthalt in Paris eben so rühmlich bekannt, wie der Vorhergenannte. Er besaß feine gesellschaftliche Formen, besonders der Frauenwelt gegenüber, und verstand es, einen heiteren Geist in den Kreisen zu verbreiten, wo er erschien. Als Kriegsminister war er der thätigste Mann des Reiches, der gegen alle Petersburger Gewohnheit sich schon des Morgens fünf Uhr vom Lager erhob, um neun Uhr jeden Tag beim Kaiser erschien, selbst oft bei Tische höhere Beamte empfing und anhörte und sich doch des Abends ein Stündchen der Erholung gönnte. — Noch müssen wir zu dieser Reihe Männer hinzufügen: den Oberstkämmerer Grafen Golowkin, den letzten Sprößling einer im 18. Jahrhundert aus Rußland verbannten Familie, die in England zur reformirten Kirche übergetreten war. Dieser Mann erlernte noch in seinem 50. Jahre die lateinische Sprache und fand im höchsten Lebensalter eine Erholung in den Annalen des Tacitus, und, als er den Hof verlassen, in seinem Wirken als Curator der Universität Charkow. Alle diese Männer waren nicht allein Stützen der neuen Regierung, sondern auch Zierden der geselligen Abendkreise, die sich bei Kaiser und Kaiserin bildeten, und die Jene nach dem erhabenen Beispiele des Hofes durch die ganze Stadt verbreiteten. Alle waren, mit Ausnahme des Fürsten Galitzin, Geschäftsmänner, deren Tage unter sauren Arbeiten hinflossen, die zur Belebung eines Abendkreises nur wenig beitragen konnten, aber den Geist zu schätzen verstanden, der in der Nähe der Kaiserin waltete.

Die bedeutendste Stütze der neuen Regierung und die reichste Quelle der geselligen Unterhaltung am Hofe der Kaiserin war der Graf Nesselrode, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Vicekanzler. Seine staatsmännischen Eigenschaften theilte er mit den Zeitgenossen Talleyrand, Metternich, Pozzo di Borgo; aber im Sinne der Aristippischen Philosophie war er einer der vollendetsten, ja der weisesten Männer aller Zeiten. Er verstand die Kunst, zu leben, wie sie Horaz einst in seinen Episteln anempfohlen hat. Dem Uebermuthe wie schmeichelnder Unterthänigkeit gleich fremd, trug sein Wesen etwas Versöhnendes, Vermittelndes an sich, und die edelste Humanität sprach aus seinen großen offenen Augen; seinem Munde entschlüpfte nie ein verletzendes Wort, selbst in den schwierigsten Verhältnissen blieb er Herr seiner selbst und des bedachten Wortes. Ob ihn die wichtigsten Staatsgeschäfte oder eine Abendunterhaltung in das Schloß riefen, sein grader, fester Gang blieb derselbe; Niemand wußte einen aristokratischen Anstand mit schlichter Bescheidenheit besser in Einklang zu bringen, als dieser Mann. Erhaben über die bei Hofe unvermeidlichen Ränke, wurde sein Erscheinen überall mit fast gleicher Ehrfurcht, wie das des Kaisers, begrüßt. Seine Wohnung war ein Musterbild häuslicher Ordnung und aristokratischer Einrichtung bis in den letzten Winkel, mit Allem geschmückt, was den Reiz des Lebens veredeln kann; der Gelehrte fand eine große auserlesene Bibliothek aus allen Wissenschaften, der Künstler Meisterwerke aller Malerschulen durch die Salons vertheilt, der Tonkünstler die besten Instrumente und offene, gebildete Ohren; die Zahl der Gäste an seiner reichbesetzten Tafel blieb an gewöhnlichen Tagen nie unter der Zahl der Grazien, überstieg nie die der Musen, die Gespräche waren frei und ungezwungen, und alle Meinungen wurden angehört. Es war nicht allein die Erfahrung und Treue,

die ihn zum ersten Staatsmanne des Reiches machten, sondern mehr noch die tiefe Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und die Ruhe des Charakters, mit der er Alles prüfte, die Milde seines Wesens, die ihn namentlich oft in die Abendkreise der Kaiserin rief. — Auch die Familie der Grafen Wielhorsky verdient hier besonders genannt zu werden. Obgleich polnischen Ursprunges, waren sie doch in Rußland und der griechischen Kirche geboren und erzogen; der älteste Bruder, an eine Prinzessin Biron aus Kurland verheirathet, bis zu seinem Tode der erste Hofmann, mit allen liebenswürdigen Eigenschaften der geselligen Unterhaltung. Ihre hohe Geburt und das unabhängige Vermögen, so wie eine seltene Bildung, machten beide Brüder zu Lieblingen der kaiserlichen Familie, die dort zu jeder Zeit erwünschten Zutritt fanden, und von den Stunden, die sie am Hofe verbrachten, schöne Erinnerungen zurückließen. Der älteste Bruder, Michael, war zugleich das musikalische Orakel Rußlands, seine Stimme entschied in allen Fragen unfehlbar über Künstler und musikalische Unternehmungen. Er führte alle ausländischen Kunstnamen dem Hofe zu und zeichnete ihnen vor, wie sie sich dort zu bewegen hätten. Durch ihn blieb der russische Hof immer in Verbindung mit der Kunstwelt des Auslandes, und was in Paris, Wien, Berlin erklungen war, erschallte bald darauf im Winterpalaste. Michael Wielhorsky war der größte Kenner und Verehrer der Musik im Kaiserreiche, selbst Liedercomponist, und als solcher sogar im Auslande nicht geringer geschätzt, als Fürst Radziwill in Berlin. Dem trocknen Ehrgeize des Dienstes waren beide Brüder fremd, freilich auch ernsten Staatsgeschäften, aber sie haben dem Lande größere Spuren ihres Kunstwirkens hinterlassen, als auf ihren Gebieten viele jener Männer, die Jahrzehnte lang nur mit Papieren beschäftigt waren; sie haben die Kunst gepflegt und groß-

gezogen. Das Haus der Grafen Nesselrode bot einen vielseitigeren Anblick dar, in dem der Grafen Wielhorsky herrschte die Kunst vor. In noch höherem Ansehen stand die Gräfin Wielhorsky, die mit aller Anmuth einer Frau den tiefen Ernst, ja die Kenntnisse eines Mannes so wie die wachende Vorsorge einer Mutter verband. Ihr ältester Sohn Joseph war derselbe, den wir schon unter den Kameraden des Thronfolgers genannt haben. Die Tagespolitik war für sie ebenso anziehend, wie der Fürstin Lieven, ja, man erzählte sich damals in Petersburg, daß ihre politischen Ansichten nicht ohne Einfluß auf den Kaiser geblieben seien. Sie erschien nur selten am Hofe, und zwar nur in den kleinsten vertraulichen Kreisen; doch ihre Unterhaltung ersetzte durch Vielseitigkeit eine ganze Gesellschaft. Die Gesundheit ihres jüngsten Sohnes veranlaßte sie zu öfteren Reisen ins Ausland, wo sie dann nur den Mutterpflichten lebte, aber nie versäumte, die Größen der Wissenschaft und Kunst an sich zu ziehen. In ihr vereinigten sich die schönsten Eigenschaften einer größtentheils verschwundenen aristokratischen Welt mit der Einfachheit des modernen Bürgerthums; ihre Unterhaltung ließ dem Philosophen Schelling, dem Historiker Sismondi denselben würdigen Eindruck zurück, wie einem römischen Cardinal oder dem Fürsten Talleyrand. Sie besuchte in Königsberg die ehemalige Wohnung Kants mit demselben Interesse wie das Kolosseum zu Rom, und unterhielt sich mit einem Kaufmann ebenso leicht und gutmüthig, wie würdig und geistvoll mit einem König. Aber auf Reisen wie daheim war ihre meiste Zeit der Erziehung ihrer Töchter gewidmet, die der Mutter Seite nie verließen; denn sie hielt die Erziehung der Töchter für den schönsten Beruf des Weibes, den sie nie Fremden überlassen dürfe. Die kostbare Zeit, die andere Frauen ihres hohen Standes der Toilette und den sogenannten

Gesellschaftspflichten schenkten, widmete sie ihrem Hause. Dort herrschte freilich nicht der Glanz vieler anderen fürstlichen Wohnungen, aber die Musik belebte dasselbe in allen seinen Räumen, und der Eintritt war fast nur den durch die Musen Empfohlenen möglich. Hier wurden die Meisterwerke unserer deutschen Tonheroen mit tiefem Verständniß vorgetragen und zwar nicht allein von den ersten Künstlern der Hauptstadt, sondern auch von Liebhabern, unter denen der jüngere Graf Mathieu und der General Lwoff obenan glänzten. Der Deutsche fühlte sich hier durch die vaterländischen Klänge in seine Heimath zurückversetzt, und durch die bei uns ungewöhnliche Gastfreundschaft war er dort wie festgebannt.

Ein Mann, in dessen Charakter sich das Volk und die Stadt auf das Eigenthümlichste aussprachen, dessen Thätigkeit und Ruf durch die ganze Regierung Nikolai's hindurchgeht, ist der Fürst Alexander Menschikof. Alle Eigenschaften, die den gebildeten Slaven bezeichnen, fanden sich in ihm vereinigt: die Leichtigkeit, sich fremde Sprachen und fremdes Wissen anzueignen, neue Verhältnisse schnell zu durchschauen und derselben Meister zu werden, den Widerwärtigkeiten kalten Gleichmuth zu bieten, die Beamten durch Güte und Wohlwollen zu gewinnen, bei allem aristokratischen Stolze populär zu sein, einen Nichts schonenden glänzenden Witz spielen zu lassen, die Spötter und Lacher dadurch auf seine Seite zu ziehen, alles Dies zeichnete den Fürsten vor den genannten Männern aus. Man fürchtete seinen Sarkasmus nicht weniger als den Zorn des Kaisers, der Fürst selbst dagegen fürchtete Niemanden und verschonte Niemanden. Er brauchte dies um so weniger, als seine Thätigkeit von einem fürstlichen Vermögen (von 14000 Bauern) begleitet war und sein Ansehen durch die hohe Geburt gesichert erschien. Dabei war sein Um-

gang liebenswürdig und verbindlich, seine Unterhaltung fesselnd, ebenso durch Ernst als durch Witz; der niedere Beamte konnte auf seine Gunst, seine Fürsprache rechnen, aber den glücklichen Emporkömmling traf sein spitzer Pfeil mit Recht oder Unrecht, aber stets sicher. Er wurde durch Nikolai's Regierungsantritt zu einer ihm vollkommen fremden Thätigkeit berufen, zur Verwaltung der Marine. Nachdem er sich drei Monate Zeit gegönnt, alles Wesentliche der neuen Sphäre kennen zu lernen, erschien er daselbst und ist den größten Theil seines Lebens an der Spitze dieser Verwaltung geblieben. Er versäumte nie eine Gelegenheit, sich Jemanden verbindlich zu machen. Die Stadt gewöhnte sich an seine witzigen Ausfälle, daß man so sicher jede Woche darauf rechnete wie auf die Zeitung. Als einer der Minister im Sterben lag, begegnete ihm der Herzog von Leuchtenberg mit den Worten: „Haben Sie schon die traurige Nachricht gehört?" — „Welche," erwiederte der Fürst. „Der Minister liegt im Sterben," sagte der Herzog ergriffen. „Meine Nachrichten lauten noch schlechter," entgegnete der Fürst. „Wie? Ist er schon todt?" frug der ängstliche Herzog; und des Fürsten kalte Antwort war: „Leider nicht, es geht ihm im Gegentheil viel besser." Der unglückliche Feldzug in der Krimm, den er noch im hohen Greisenalter führte, hatte seinen boshaften Witz um Nichts abgestumpft. Als er nach Beendigung desselben auf kurze Zeit in Petersburg erschien, erfüllte er die Stadt aufs Neue mit seinem Sarkasmus und machte dadurch seine Niederlagen im Kriege fast vergessen. Das ist der Eindruck, den der Fürst auf die Gesellschaft der Stadt im Ganzen und Großen machte; aber in engeren Kreisen, die ihm näher standen, wurde sein Charakter als herzlos, ja als unduldsam gegen jedes andere Verdienst geschildert. Wir beschließen die Reihe dieser Männer mit dem Grafen Paul Kisse-

lew, durch ganz Rußland wegen seiner Verwaltung der Moldau und Wallachei, wie durch Humanität und Freisinn bekannt. Wenn durch den Fürsten Menschikof das altmoskowitische Bojarenthum bei allen Vorzügen durchblickte, so erkannte man im Grafen Kisselew die humane Gesinnung, die erst seit der Zeit Alexanders II. sich geltend gemacht hat. Als Minister der Krondomänen suchte er das große Werk der Aufhebung der Leibeigenschaft vorzubereiten und der Zukunft zu erleichtern. Dieser große Staatsmann wurde nur von Wenigen gewürdigt und seine Verwaltung oft hart getadelt. Aber keine öffentliche Meinung war im Stande, ihn in seinem Werke irre zu machen. Er blieb mit aufgeklärten Männern des Auslandes für seinen Zweck in Verbindung, zog Alexander von Haxthausen nach Rußland, ließ ihn das ungeheure Reich bereisen und brachte dadurch das wenig gekannte Land zu einer allgemeinen Kenntniß in Europa und in Rußland selbst. Der Graf Kisselew war ein Patriot im antiken Sinne, der die Bedürfnisse der Gegenwart seines Vaterlandes genau und ernst durchschaute, ohne die Zukunft dabei aus den Augen zu verlieren; ihm war Liebe zum Vaterlande nicht, wie vielen Anderen seiner Zeit, Haß und Verfolgung des Auslandes, sondern sorgfältige Pflege des zeitgemäßen Geistes. In allen Perioden seines reichen Lebens suchte er Nahrung und Erholung in der Geschichte, Literatur und Philosophie und erhielt er seinen Geist gleichmäßig frisch und heiter.

Fast alle bisher genannten Männer sind noch zu Nikolai's Zeiten von dem Berliner Hofmaler Krüger gemalt worden; ihre wohlgetroffenen Bildnisse schmücken eine Vorhalle im Winterpalaste, die zum Cabinete des jetzigen Kaisers führt. Doch ist die große Reihe der Männer, die zum Glanze der Regierung und des Hofes Nikolai's beitrugen, hiermit keineswegs erschöpft;

Viele wurden durch ihre Aemter an andere Theile des Reiches gefesselt und kamen selten nach Petersburg; zwei derselben sind jedoch hier noch besonders zu nennen: der Fürst Sergei Michaelowitsch Golizyn und der Feldmarschall Fürst Woronzow. Der Erstere lebte in Moskau, der Zweite im südlichen Rußland, beide aber waren vollkommene Muster hoher aristokratischer Bildung. Viele andere verbrachten als Gesandte ihre meiste Zeit im Auslande; noch andere bewährten sich nicht in unbescholtenem Rufe durch die ganze Regierung Nikolai's. Der Ehrgeiz ist das halbe Leben der Russen; sie begnügen sich nicht mit hohem Range und hohen Orden; der Zutritt in die Abendcirkel der Kaiserin, in das kleine Hoftheater der Eremitage, an den kaiserlichen Tisch, das sind die letzten und höchsten Ziele alles Strebens, und ein Abend in dieser Auszeichnung bleibt Manchem für das ganze Leben eine beglückende Erinnerung, genügte aber fast ebenso häufig der Kaiserin zu dem Vorsatze, sich nicht zum zweiten Mal auf die Folter der Langeweile spannen zu lassen. Als sie einst einem sonst sehr würdigen, aber aller Bildung baren Manne in ihrem Cabinete das Meisterwerk Dominichino's, den heiligen Johannes, zeigte, erwiederte dieser: „Es ist ein schönes Bild, aber Ihrer Majestät doch nicht ganz ähnlich.“ Die Abendcirkel der Kaiserin wurden daher in ihren früheren Jahren von den Geladenen mit Tanz, später sehr oft mit kleinen Spielen, Kartenparthien ausgefüllt. Sie selbst nahm jedoch nicht daran theil, sondern wählte sich zur Unterhaltung Einige aus dem obengenannten Cirkel. Sie zeigte nur Wenigen den Schatz ihres Geistes und ihres Gemüthes, beides wurde ja auch nur von Wenigen gewürdigt. Sie beehrte aber besonders Männer und Frauen, deren lauterer Geist allen höfischen Eigenschaften fremd, die mit offenen Herzen, liebenswürdig und ungeheuchelt, ihr entgegentraten, deren Unterhaltung

frisch und frei sie selbst zur Theilnahme anfachte. In der Zeit, wo die Alles überwältigende Persönlichkeit Nikolai's wie sein Regierungssystem jeden freien Gedankenaustausch gelähmt hatten, blieben die Ohren der Kaiserin anderen Ansichten nicht verschlossen; darin besteht ja die Würde der Frauen, daß sie über alle einseitigen Partheigesinnungen erhaben sind. Mancher neue oder fremde Gedanke fand durch sie einen Weg zum Kaiser. Die genannten Männer und Frauen stimmten dem Kaiser nicht bis auf das Letzte bei, ohne deshalb mit ihm in offenen Widerspruch zu gerathen; weise zögernd warteten sie einen günstigen Augenblick der heiteren Laune des Selbstherrschers ab, um ihn für ihre Ansichten zu gewinnen; freilich war die Mehrzahl wie Kleinmichel gesinnt, der offen erklärte, daß es in Rußland kein anderes Gesetz gebe, als den Willen des Kaisers. Ganz anderer Gesinnung waren dagegen der Graf Alexei und die Gräfin Sophie Bobrinsky. Die Gräfin, eine geborne Samoilof, war früher Hoffräulein der Kaiserin Maria Feodorowna gewesen und hatte sich in deren Umgange zu einer der vollendetsten Weiblichkeiten jener Zeit ausgebildet. Die junge Kaiserin und die Gräfin erkannten sich sehr bald als zwei weibliche Naturen desselben Grundtones, und ihre gegenseitigen Beziehungen wurden zur Freundschaft. Diese gestaltete sich um so inniger und dauerhafter, als die Gräfin durch ihre Heirath den Hofdienst verließ und an denselben fernerhin durch kein eigennütziges Interesse mehr gebunden war. Sie erschien im Cabinete der Kaiserin eben so oft, als die Kaiserin bei der Gräfin; es war der gegenseitige Besuch zweier Freundinnen, die das Bedürfniß fühlten, sich selbst Rechenschaft abzulegen über die Tage der Trennung. Wenn je ein Gram das Herz der Kaiserin beschlich, so theilte sie ihn gewiß zuerst der Gräfin mit, aber auch jede Freude ihres häuslichen Lebens gehörte der liebenswürdigen,

seltenen Frau; wenn Beide abgehalten waren sich zu sehen, so wurde die Unterhaltung schriftlich fortgesetzt. Die Gräfin erschien eben so selten in der Gesellschaft der Stadt als in der des Hofes; denn die Erziehung ihrer drei Söhne nahm ihre ganze Zeit in Anspruch; ihr Salon war nur wenig besucht, aber es waren ausgezeichnete Persönlichkeiten, die sich dort einfanden. Eben so war der Graf Alexei eine Ausnahme unter den Männern seiner Zeit und seines Standes; dem Ehrgeize ganz fremd, erschien er viele Jahre hindurch ohne alle äußere Auszeichnung und ohne dienstliche Thätigkeit und Stellung am Hofe; und doch wurde er auf dem Gebiete der Industrie durch seine Unternehmungen dem Lande viel wichtiger, als die meisten Anderen. Er setzte sein Vermögen aufs Spiel, um die erste Eisenbahn, zwischen Zarskoe-Selò und der Residenz, herzustellen; aus seinen großartigen Zuckerfabriken ging der neunte Theil des in Rußland verbrauchten Zuckers hervor. Dieser Mann war unaufhörlich beschäftigt, die Fortschritte aller Art in Europa kennen zu lernen und dasjenige davon in Rußland einzuführen, was sich mit den dort gegebenen Bedingungen vereinigen ließ. Er besuchte auf seinen Reisen in Deutschland und Frankreich alle Männer seiner Sphäre und vermied die Höfe und die großen Gesellschaften. Seine Anschauung mußte also anderer Natur sein als die solcher Männer, deren Thätigkeit sich nur am Hofe oder im Staatsdienste bewegte. Seine Ansichten machte er selbst in den Abendcirkeln gegen den Kaiser geltend, und zwar mit einem so natürlichen Muthe der Ueberzeugung, daß der Kaiser, obgleich er nur selten darauf einging, ihm doch eben so selten widersprach. Der Graf Bobrinsky besaß eine Unabhängigkeit des Charakters, die sich in Moskau unter dem altrussischen Adel nicht so selten findet als in Petersburg am Hofe; sein Erscheinen erinnerte an die einfachen

Formen der englischen Aristokratie, und an wahrer Liebenswürdigkeit, Feinheit des Umganges gab es Wenige, die man mit ihm vergleichen durfte.

Der Graf Kankrin, genannt der Colbert der russischen Finanzen, besaß gleiche Unabhängigkeit des Charakters. Wenn indeß Graf Bobrinsky alle Ansprüche eines aristokratischen Charakters im Umgange befriedigte, so war dagegen Kankrin weder höflich, noch höfisch, sondern von seltener, echt deutscher Derbheit. Seiner Thätigkeit, seinen Alles umfassenden Kenntnissen, seiner lauteren Biederkeit und Treue mußte das ganze Reich Anerkennung zollen; aber es ist nicht zu leugnen: in seinen Abendgesellschaften glaubte man sich unter deutsche Studenten versetzt. Der Fürst Menschikof schoß seine witzigen Pfeile aus sicherer Ferne ab, Kankrin aber warf jedem die Wahrheit geradezu wie Steine an die Stirn, ja ins Gesicht, und machte seine kleinstädtischen deutschen Gewohnheiten, seine Tabakspfeife bis in den Winterpalast geltend. Mitten im Reichsrathe bekamen seine Gegner Redensarten zu hören, die auf deutschen Universitäten eine Herausforderung zur Folge gehabt hätten. Aber seine Verdienste waren zu groß und zu allgemein anerkannt, als daß Jemand gewagt hätte, seine scharfen Seiten abschleifen zu wollen. Doch hörte auch die Kaiserin bisweilen gern seiner Unterhaltung zu, sie war jedenfalls kernig, geistreich, und bildete einen großen, aber nicht ganz unwillkommenen Gegensatz zu den alltäglichen Hofgewohnheiten.

Der Graf Benkendorf, rühmlichst als Ritter in den französischen Feldzügen bekannt, zu Nikolai's Zeiten in seinem Amte als Polizeiminister einer der thätigsten und wohlwollendsten Männer, hatte zu jeder Zeit, ja zu jeder Stunde unbeanstandeten Zutritt zur kaiserlichen Familie. Er genoß allgemeiner Achtung, weil er ein so schwieriges Amt mit viel Rücksicht und

Schonung führte. Die traurigen Ereignisse, unter denen Nikolai den Thron bestiegen hatte, verlangten ein wachsames Auge der Regierung auf alle Theile und in alle Gesellschaften des Reiches; der Graf schien zu solchem Geschäfte sehr geeignet, denn er war aufgeklärt, vortrefflichen Herzens, uneigennützig und von angenehmen Formen im Umgange. Ein Mann in diesem Amte, das besonders in den ersten Jahren Nikolai's unentbehrlich war, erschien selbst bei den humansten Gesinnungen jeder Gesellschaft wie ein schreckendes Gespenst; der Kaiser hatte ihm das Vertrauen geschenkt, der Graf wußte dies dem Reiche gegenüber zu rechtfertigen, und die öffentliche Stimme konnte ihm weder Härte noch allzugroße Nachsicht, am Wenigsten Erschlaffung in seiner Thätigkeit vorwerfen; er starb fast arm auf seinem Landsitze Fall in Esthland, das er kaum soviel Tage bewohnt, als Jahre besessen hatte.

Auch Graf Pahlen, Sohn des berühmten Generalgouverneurs unter Paul I., gehörte zu diesen militärischen Hausfreunden der kaiserlichen Familie. Seine hohe Gestalt, sein offenes Gesicht, sein grader stolzer Gang kündigten gleichsam einen Ritter aus früheren Jahrhunderten an, dessen Leben einzig dem Kriege galt. Der Graf war nicht verheirathet und verwandte seine freie Zeit auf Lecture aller Art; er war mit den Umständen aller Staaten und aller Gesellschaften hinlänglich vertraut, daher seine Unterhaltung eine reiche, belebende; seine Meinung, sein Rath wurden überall hochgeschätzt. Der Kaiser ernannte ihn später zum Botschafter in Paris.

Auffallend ist, daß viele der bedeutendsten Männer aus Alexanders Regierung ihrem Herrn ein Jahr später, 1826, im Tode nachfolgten. Karamsin konnte sich seit dem 14. December nicht wieder erholen. Nikolai räumte dem berühmten Historiker

einen Flügel im taurischen Palaste ein, der, von Potemkin erbaut, in dem gesundesten Stadttheile liegt und von einem herrlichen Garten umgeben ist. Außerdem bestimmte ihm Nikolai eine Fregatte, die ihn zur Herstellung seiner Gesundheit nach dem südlichen Frankreich bringen sollte, und fünfzigtausend Rubel Reisegeld. Wenn man in Deutschland schon über eine so großmüthige Belohnung staunen wird, so muß es noch mehr überraschen, zu erfahren, daß Nikolai, als Karamsin im Juni 1826 starb, seiner zurückgebliebenen Familie dieselbe Summe als lebenslänglichen Gnadengehalt aussetzte. Dies that der Kaiser; die Nation aber setzte den Namen Karamsin unter die ersten des Reiches. Alexander hatte den Mann durch seine persönliche Freundschaft geehrt, Nikolai seine Familie durch solche Großmuth belohnt, und die Nation ehrte ihn dadurch, daß sie seinen Namen mit Stolz nannte. Die durch Literatur meistberühmten Nationen Europa's können kein Beispiel aufführen, wo bei ihnen Fürst und Volk die großen Männer so ausgezeichnet hätten.

In demselben Jahre starb auch der Kanzler Graf Rumänzof, ein wahrer Mäcen Rußlands. Sein Palast blieb unter dem Namen des Rumänzofschen Museums dem Publicum geöffnet. Es starb ferner der Oberkammerherr Alexander Narischkin, der seiner Zeit die Stadt mit Calembourgs ebenso erfüllte wie später der Fürst Menschikof. Aber es erhoben sich auch mit Nikolai's Regierung eine Reihe Namen, die durch seine ganze Regierung hindurch glänzten. Wir erwähnen von solchen besonders die, welche später vom Kaiser in den Grafenstand erhoben wurden: Orlof, Adlerberg und Bludof. Die beiden Ersteren gehörten zu den Hausfreunden des Großfürsten Nikolai im Anitschkow-Palaste, und hatten ihre Ergebenheit, ihren wahren Muth am 14. December rühmlichst erprobt. Beide besaßen leichte, gefällige Formen

des Umganges, Lebendigkeit der Unterhaltung, und waren der kaiserlichen Familie zu allen Stunden des Tages willkommen. Der Graf Adlerberg war durch seine Mutter, die Directrice des ersten weiblichen Erziehungsstiftes, sehr jung schon an den Hof und zur Bekanntschaft mit dem Großfürsten gelangt und stand dem Kaiser als Freund zur Seite. Der Kaiser nannte ihn im Testamente sogar den einzigen Freund, den er durchs ganze Leben besessen habe. Der Graf Bludof war einer der thätigsten und kenntnißreichsten Männer nach Speransky; seine Unterhaltung war belehrend, allumfassend, geistreich, aber zuletzt ermüdend. Der Großfürst Nikolai hatte seinen Dienst unter dem General Baron Karl Iwanowitsch Bistram begonnen, der alle seine Untergebenen mit gleicher unpartheiischer Gerechtigkeit behandelt und den Großfürsten keineswegs als Bruder des Kaisers ausgezeichnet hatte. Der General bat daher nach Nikolai's Thronbesteigung um seinen Abschied; der Kaiser schlug dies Gesuch ab, bedankte sich bei seinem ehemaligen Chef für die gerechte Strenge, ernannte ihn dafür zum Generaladjutanten und später zum Commandeur der ganzen Garde. Nach dem polnischen Feldzuge trat auch der General und spätere Graf Sumarakow mit dem Hofe in nähere gesellschaftliche Verbindung. Als tapferer Officier und ausgezeichneter Artillerist war er längst anerkannt, aber er war auch außer seinem Berufe ein Mann von feinen Umgangsformen, unterrichtet in der europäischen Literatur, großer Kenner der classischen Musik; in seinem Salon ertönten, wie bei den Grafen Wielhorsky, die Meisterwerke deutscher Instrumentalmusik, abwechselnd mit Gesang und Tanz.

Trotz der außerordentlichen Begebenheiten, welche die vier ersten Regierungsjahre Nikolai's erfüllen, hatte der Hof und das damit verbundene Familienleben doch eine bestimmte Gestalt an-

genommen, die gegen dreißig Jahre lang mit wenigen Abwechslungen dieselbe blieb. Nur sechs Wintermonate sah man die kaiserliche Familie in Petersburg verweilen, den Sommer brachte sie auf den verschiedenen schon genannten Landschlössern zu. Von diesen sechs Wintermonaten verbrachte der Kaiser zwei regelmäßig im Palaste Anitschkow gleichsam zum Andenken an die schöne freie Zeit seiner Jugend und der ersten glücklichen Jahre seiner Ehe. Am 7. November erschien die ganze Familie in der Stadt und bewohnte Anitschkow bis zum 5. December in größter Familienzurückgezogenheit. Der Kaiser pflegte sich der Stadt in kleinem einspännigen Schlitten zu zeigen, die Kaiserin in vierspännigem Wagen mit zwei Leibkosacken, besuchte zu allererst ihre weiblichen Erziehungsanstalten, wo die Zöglinge sie dann fast wie eine Gottheit empfingen.

Ueber dem Winterpalaste wehte bei solchen Gelegenheiten die Reichsfahne und Jedermann kannte ihre Bedeutung. Die Stadt, besonders die Hauptstraße oder Perspective, hatte an jenem Tage eine andere Physiognomie; Alles drängte sich nach diesem Palaste, wie nach dem Herzen der Stadt; die glänzendsten Wagen rollten auf und ab; aber auch der Mann aus der dienenden Volksclasse war neugierig, den Vater Zar wiederzusehen und das liebliche Angesicht der Zariza. Und das große Publicum hatte Ursache sich zu freuen; denn in allen öffentlichen Geschäften trat eine größere Ordnung ein; die Polizei sorgte für erträgliches Pflaster und für Reinlichkeit selbst in den entlegensten Stadttheilen. Man drängte sich in die Theater, weit mehr, um die kaiserliche Familie, als um das Schauspiel zu sehen. Die Kaiserin selbst pflegte in diesen vier ersten Wochen auch ihre Herzensfreundinnen zu besuchen, und eine ihrer ersten Fahrten galt der obengenannten Gräfin Bobrinsky. Die Ankunft der kaiserlichen Fa-

milie wurde somit von der Stadt wie ein Fest begrüßt, nicht allein von den Glücklichen und Reichen, sondern auch von den Kranken und Hülfs- und Trostbedürftigen; denn das hohe Paar versäumte nie, auch die Armenhäuser und die Lazarethe zu besuchen, durch ihre Erscheinung die Gebrochenen emporzurichten, Alles aufzuzeichnen, was dort etwa mangelte, und mit schleuniger Hülfe beizustehen. Die hohe Frau, die wir zuletzt auf dem Feste der weißen Rose zu Potsdam gesehen haben, erschien im Monat November desselben Jahres mit dem Kaiser zusammen in einem Armenhause auf Wasilioström. Das Auge des Glücklichen vermeidet sonst Stätten, wo die Noth des Lebens in allen Gestalten, des Greises, wie des Kindes, herzzerreißend entgegentritt. Man führte beide Majestäten durch diese Gemächer des Jammers, wo das hinfällige Alter, die verwahrloste Jugend, und Krankheiten wie Gebrechen aller Art abwechselten. Ihr Besuch wirkte belebend auf die ganze Gesellschaft, und den Augen Beider entging nicht, woran es Noth thue. Nach einigen Tagen schickten denn Beide dem Chef der Anstalt fünfzig eiserne Bettstellen. Es blieb während des Besuches ein Zimmer verschlossen, welches für die Bedienung bestimmt zu sein schien. Als der Kaiser befahl, auch dies zu öffnen, flüsterte der Director dem Monarchen ins Ohr, daß er sich gescheut habe, es in Gegenwart der Kaiserin zu öffnen, denn es sei für die Wahnsinnigen bestimmt. Aber die hohe Frau hatte den Muth, sich solch einem Anblick auszusetzen. Ihre Theilnahme, ihre prunklose ergreifende Herzensgüte mehrte sich, je höher der Grad des Unglücks stieg, und die Anwesenden wurden von einer größeren Ehrfurcht ergriffen, als wenn sie dem blendenden Glanze des Thrones gegenüber gestanden hätten. Bei der Kaiserin war es religiöser Grundsatz, die Unglücklichen nach großen Hoffesten zu besuchen, wo sie im Glanze als kaiserliche Majestät

einer ehrgeizigen Gesellschaft gegenüber nur äußerliche Pflichten zu erfüllen hatte, und ihre Engelsgüte auf Herzen traf, die das Glück verhärtet hatte. Eine kleine Wohlthat wurde hier mit zehnfachem Danke aufgenommen, während Jene die größten Gaben nicht jedesmal befriedigten.

Am fünften December zog die ganze Familie in den Winterpalast über; denn der sechste desselben Monates, der Nikolaitag, war als Namensfest des Kaisers einer der wichtigsten im ganzen Jahre. Die hohe Bedeutung des Namenstages in Rußland ist schon früher besprochen. Auch der Winterpalast öffnet an diesem Tage der Gastfreundschaft alle Zimmer; die Staatsdiener, die der kaiserlichen Familie näher stehen, erwarten bei dieser Gelegenheit viel von der Gnade des Herrschers. Alle, die unter irgend einem Titel dem Hofe vorgestellt sind, versammeln sich an diesem Tage im Winterpalaste, um durch eine Verbeugung den Kaiser zu beglückwünschen, wenn dieser sich mit seiner ganzen Familie durch die weiten Räume zur Kirche begiebt. Dies Glück allein würde aber nicht genügen; man erwartet aus der Gnadenquelle des Herrn Gaben aller Art für die nächststehenden und verdientesten Männer, und der Herr kraft seiner Machtvollkommenheit beglückt sie durch Beförderungen, Orden und Ehrengeschenke. Nicht selten werden an diesem Tage dreißig bis vierzig Generale ernannt, blaue und rothe Bänder vertheilt, Mancher in den Grafen- und Fürstenstand erhoben, älteren Frauen der Katharinenorden, den Töchtern verdienter Männer der Titel eines Hoffräuleins übersandt, Dosen und Ringe mit Brillanten und kaiserlichen Bildnissen verehrt und das eigentliche Haus des Kaisers mit Geschenken aller Art bedacht. Die dienenden Classen warten vor den Thoren des Palastes, auf den Straßen bei 20 Grad Kälte, um den Vater Zar von fern zu sehen, und ziehen Abends durch die fest-

lich erleuchteten Straßen in dichtgedrängten Haufen, um die Illumination zu begaffen. Die Beglückwünschung durch die kaiserlichen Verwandten und nächststehenden Staatsdiener geschieht aber schon Abends zuvor in einem kleinen vertraulichen Kreise; denn alle diese glänzenden Feste sind für Kaiser und Kaiserin erschöpfend und ohne innere Genugthuung. Das reichste Füllhorn der gespendeten Gaben hinterläßt doch weit mehr Unzufriedene als Glückliche, und auch diese Letzteren finden sehr oft die kaiserliche Gnade zu gering für ihre Verdienste. Dieses Fest hat einen mehr feierlich ernsten als heiteren Charakter, weniger durch die rauhe Jahreszeit, als durch die innere Bedeutung. Der Zug der kaiserlichen Familie aus ihren Gemächern in die Hofkirche, das großartige damit verbundene Hochamt, ein Gastmahl, zu welchem nur die drei ersten Rangclassen geladen sind, ein Hofball, der nur in einer Polonaise der kaiserlichen Familie besteht, eine Spazierfahrt durch die illuminirten Gassen bei strenger Kälte, alles das sind ermüdende Pflichten und Geschäfte, ja Ceremonien, die dem Herrscherpaare obliegen. Den Fremden reißt dabei ein Glanz von bunten Uniformen und Trachten, der Frauen in dem stolzen Nationalcostüm, ein feenhafter Reichthum von Toiletten, die sehr oft die Diamanten und Edelsteine des ganzen Reiches vereinigen, zum unbegrenzten Staunen hin. — Wenn die ersten vier Wochen der Kaiserin in Amts- und Herzenspflichten vergangen, so sind die nächsten der glänzenden Gesellschaft und deren Pflichten bestimmt. Die Residenz zählte damals eine Menge reicher Familien, die darnach geizten, das hohe Herrscherpaar einen Abend lang in ihren Gemächern zu sehen. So lange die Kaiserin noch tanzte, wurden solche Einladungen gern angenommen; und die Russen verstehen ihre Gäste würdig zu empfangen. Nicht selten wurde der Weg vom Winterpalaste bis zu dem be-

treffenden Hause mit Lampen besonders erleuchtet. Von den Stufen des Hauses die Treppen hinan waren Gärten von blühenden Blumen aufgestellt, ebenso in allen Sälen; für die hohe Frau war meist eine Laube von Kamelien bereitet und die kostbarsten Teppiche wurden zu ihren Füßen ausgebreitet. Es gab Häuser, die in ihren Jahresrechnungen für einen solchen Abend, wo die kaiserliche Familie empfangen wurde, zwanzigtausend Rubel zu ihren stehenden Ausgaben machten. Wurde die Kaiserin durch Unwohlsein verhindert, zu kommen, so legte man ihr Nichterscheinen als Stolz aus, und sie mußte daher unter allen Umständen sich dieser Verpflichtung unterwerfen, zumal da sie sah, daß Alles im herzlichsten, aufrichtigsten Sinne unternommen war. Wenn es ihr oft eine Last wurde, so wußte sie wenigstens, daß ihr Erscheinen den ganzen Werth des Festes bedingte. Viele solcher Häuser gleichen an Umfang den Schlössern deutscher Residenzen und enthalten außer anderen Räumen noch einen Saal, wo die ganze große Gesellschaft sitzend zu Abend speisen kann.

Mitten unter diesem Rausche von Festen behielt sich jedoch die Familie den Weihnachtsabend ausschließlich für sich vor. Entsprechend unserer deutschen Sitte wurden für alle Mitglieder des kaiserlichen Hauses Christbäume angebrannt und alle mit Geschenken und Ueberraschungen bedacht. Die Kaiserin erschien hier als Mutter ihrer Kinder, und deren Gespielen wurden aus allen Kreisen der Stadt dahingezogen; ja selbst solche wurden bedacht, die nicht erscheinen konnten. Kaiser und Kaiserin nahmen an der Freude der jugendlichen Welt den wärmsten Antheil und verbreiteten den Sinn für Familienleben durch die ganze Stadt. Der Neujahrstag war wieder ein Fest reicher Gnaden für die hohe Beamtenwelt, die zweite Hälfte des sechsten Decembers; der Abend aber galt in den ersten Jahren von Nikolai's Re-

gierung der ganzen Stadt. Der Winterpalast war dann nicht allein den hohen Rangclassen, sondern der Gesammt-Bevölkerung geöffnet. Der Kaiser wurde am Abend der Vater Zar aller Unterthanen, und wie in der alten Zeit mußten in seinem Palaste alle Erschienenen gespeist, alle getränkt werden. Das kaiserliche Schloß sah an jenem Abend gegen dreißigtausend Köpfe kommen und gehen, und ein jeder ging beschenkt nach Hause, mancher trug aber auch in seinen zerrissenen Kleidern Spuren des ungeheuren Gedränges mit zurück. Dieser Abend giebt ein kleines Abbild, nicht allein des ganzen Reiches, sondern auch Europa's. In dem diplomatischen Corps sind alle europäischen Trachten vertreten: der Glanz des russischen Reiches in den Großwürdenträgern, Generaladjutanten und Kammerherren, der schwarze Frack in den Ausländern und kleineren Beamten, der orientalische Kaftan und der ehrwürdige Bart in den russischen Kaufleuten, und die nothdürftige Bedeckung in den Fiakerführern und Bauern, sowie alle drei Reiche der Natur von den schönsten Perlen und Diamanten durch die ganze Tonleiter der Edelsteine bis zum Türkis, von den feinsten französischen Stoffen bis zum sibirischen und krimschen Schafpelze, von den kostbarsten Weinen bis zu Bier, Meth und Quas.

Der Kaiser Nikolai hat dieses Fest in den späteren Jahren wol aus Rücksicht auf die Gesundheit der Kaiserin eingehen lassen, da der Gottesdienst am Vormittage und die damit verbundenen Beglückwünschungen allein schon Riesenkräfte voraussetzen; der Tag ist unseres Wissens im Jahre 1835 zum letzten Mal gefeiert worden. Man verlegte die Feier in späteren Jahren bisweilen in den Anitschkow-Palast, um dem gewaltigen Andrange der Menschen zu entgehen, die selbst ohne jenen Abend sich am Morgen in der Nähe der kaiserlichen Familie einfinden. Die

Dienerschaft der Familie, des Schlosses, der Gärten, der verschiedenen Hofcanzleien bis auf Kutscher und Vorreiter der Kaiserin behaupteten das Recht, ihre Glückwünsche zum neuen Jahr persönlich im Schlosse darzubringen, und alle erschienen in goldgestickter Uniform; sie füllten den sogenannten dunkeln Corridor von einem Ende bis zum anderen aus. Die Kaiserin hat mehrmals versucht, Charakteraufzüge, wie wir sie von Berlin her kennen, am Petersburger Hofe einzuführen, allein mit wenig Erfolg. Feste solcher Art setzen eine andere Gesellschaft und andere Interessen voraus, um zum Reize des Lebens beizutragen.

In den nächsten Wochen bis zum Schluß des Carnevals wachsen die Gesellschaftsrücksichten der kaiserlichen Familie zu noch höherem Grade an; unter dieser Regierung bildete sich eine geschlossene Adels-Gesellschaft, die im Laufe des Carnevals mehrere Bälle gab, wo die kaiserliche Familie erscheinen, ja den Ball mit einer Polonaise eröffnen mußte. Auch viele glänzende Privatbälle dauerten fort, und der Hof durfte selbst bei dem größten Ernste der Zeit nicht der tanzlustigen Gesellschaft den Winterpalast verschließen. Von den sieben stillen Fastenwochen verbrachte die kaiserliche Familie die meisten im Anitschkowschen Palaste, wo sie zur Beichte und zum Abendmahl ging. In dieser Zeit ruhen zwar alle Theater und alle Bälle, selbst in den kleinsten Privatcirkeln sind letztere nicht üblich, aber fünf Wochen hindurch sind Conzerte aller Arten, ja in demselben Uebermaße, wie zuvor Tanzgesellschaften. Jedoch begann für die kaiserliche Familie nun eine stillere Zeit. Was von auswärtigen Künstlern in der Hauptstadt erschien, wurde an den Hof in kleine Abendcirkel geladen und ging reich beschenkt zurück. In diese fünf Wochen fielen auch die Prüfungen und Entlassungen der Fräuleinstifte, die unter dem Schutze der Kaiserin stehen. Die hohe Frau war

bei solchen Gelegenheiten selbst zugegen, vertheilte eigenhändig die Preise, die in der kaiserlichen Chiffre bestanden. Der letzte Abend dieser Prüfungen hatte den Charakter einer besonderen Festlichkeit; die Schülerinnen zeigten ihre Fortschritte im Gesang, im Clavierspiel und im Tanze, und außer der kaiserlichen Familie wurden noch andere richtende Personen aus der Stadt geladen. Nach den Osterfesten machte die Kaiserin überall Abschiedsbesuche in den Anstalten, die wir zuvor genannt, wie in den nahestehenden Familien, und mit dem Ende des April, spätestens dem Anfange des Mai siedelte der Hof nach dem stillen Zarskoe-Selò über.

Man sieht aus dem Gesagten, daß die Wintermonate in Petersburg in einer fieberhaften Aufregung hingehen und die Lebenskraft leicht aufreiben. Die anhaltende Kälte, die langen Nächte sind ebensowenig geeignet, die Lebenskraft zu erhöhen; man blickt mit Freuden einem stilleren Aufenthalte und einer anderen Jahreszeit entgegen, die leider nur den Namen des Frühlings führt und als einzigen Reiz helle Abende und helldunkle Nächte bietet, aber fast gar Nichts von der Alles belebenden Mannigfaltigkeit eines deutschen Lenzes, selbst im Norden Deutschlands.

Zarskoe-Selò, drei deutsche Meilen südlich von Petersburg, liegt höher, und bietet eine reinere Luft, als die Hauptstadt. Das Städtchen hatte noch vor dreißig Jahren mehr das Ansehen eines reinlichen Dorfes, da es größtentheils aus kleinen hölzernen Häusern mit Gärten bestand. Erst unter Nikolai's Regierung wurden viele Häuser in Stein erbaut, Gasthöfe angelegt, und der Ort seitdem während des Sommers von vielen Bewohnern der Residenz aufgesucht. Sein Reiz liegt in den beiden Schlössern und einem der schönsten Gärten, der beide um-

giebt. Der Weg von der Hauptstadt dahin führt durch eine sumpfige Ebene, die kaum eine Krüppelbirke und wildes Gras hervorbrachte, und auf welcher sonst einzig die Irrlichter den Reisenden des Nachts begleiteten. Um so überraschender sind diese wahrhaft kaiserlichen Schlösser, und der Park versetzt durch seine edlen Baumarten in eine ganz andere, südliche Region. Die schönsten Eichen und Linden, Ulmen und Eschen stehen in bunter Reihe neben dem Ahorn, der Birke und der nordischen Fichte. Während man sich auf der kurzen Reise hieher in der Gegend von Archangel glaubte, wähnt man sich in diesem Garten in dem südlichen Deutschland. Stundenlang wandelt man darin umher und entdeckt immer neue Schönheiten in der Vertheilung der Baumgruppen, der freien grünen Plätze, des dunkeln Walddickichts, und die Bau- und Wasserkunst überrascht noch mehr als die kunstgebildete Natur. Das Entstehen des Ortes und des Gartens fällt in die ersten Jahre nach der Gründung Petersburgs, das feenartige Schloß wurde dagegen erst unter der Kaiserin Elisabeth erbaut; durch Katharinens Aufenthalt erlangte es seinen Ruhm in Europa. Der Garten mit seinen schönen Linden drängt sich auf der Südseite bis dicht an das Schloß heran, und giebt am Morgen den meisten Zimmern Schatten. Das Aeußere des Schlosses war sonst stark vergoldet und gewährte gegen Abend bei untergehender Sonne von fern den Anblick eines Palastes in Flammen; das Innere enthält mehr Kostbarkeiten als Kunstschätze; die Wände eines Zimmers sind ganz mit Bernstein bedeckt, ein zweites mit Lasurstein, ein drittes prangt von Porphyrsäulen, und ein Seitenflügel ist ganz chinesisch ausgestattet. Das mittlere Stockwerk besteht fast nur aus großen Prachtsälen. Katharina II. bewohnte einst den Eckflügel und ließ demselben durch Cameron eine Galerie hinzu-

fügen, in welcher sie von den Wohnzimmern aus sich in freier Luft bewegen konnte, ohne in den Garten hinab zu steigen. Diese einsame Galerie belebte sie durch Büsten des griechischen Alterthums; sie suchte und fand in den Gesichtszügen des Plato und Demosthenes dieselben Gedanken ausgedrückt, die sie als Großfürstin einst in deren Werken gelesen hatte. Von dieser Galerie herab fällt der Blick auf den schönsten Theil des Gartens, einen künstlichen See mit Inseln, deren eine mit einer Rostralsäule des Grafen Orlof geschmückt ist. Außer kleinen Schiffen und Booten durchziehen eine Menge Schwäne die stille Fluth, und verschiedene Gebäude schmücken das Ufer. Eine Terrasse führt von dieser Fernsicht sanft hinab in den Garten, wo Katharina, schon im hohen Alter, einfach im Morgenkleide, eine warme Haube über den Kopf, einen Stock in der Hand, nur von ihren Windspielen begleitet, allein spazierte. Verfolgt man von hier den See bis zum Ende, wo ein Flüßchen ihm seine Nahrung zuführt und eine marmorne Brücke, mit Säulen überbaut, hinüberleitet, so gewahrt man eine Pyramide, ganz nach dem Muster des Cestius in Rom errichtet, und daneben zwei Steine mit französischen Inschriften. Hier liegen die beiden Windspiele der Kaiserin begraben, von Ségur noch nach ihrem Tode besungen. Die Zeit Katharinens kündet sich in diesem Theile des Gartens auf jeden Schritt durch ein Denkmal an.

Von der Pyramide am See führt der Weg an einem künstlichen Hügel mit einer nachgebildeten Thurmruine vorüber auf eine freundliche Wiese, die von einer andern Anhöhe begrenzt wird und von einem Wege durchschnitten ist. Jenseit derselben empfängt den Wanderer in dem neuen Parke ein chinesisches Dörfchen von etwa zwölf Häusern mit einer Pagode und einem Theater. Jedes dieser Häuser enthält eine vollkommen einge-

richtete Familienwohnung und ein besonderes Gärtchen. Es wird aber keineswegs von Chinesen bewohnt, sondern von Familien, die den Hof überall hinbegleiten; die Pagode ist im Herbst besonders zu Abendgesellschaften und Bällen bestimmt. In der Umgegend von Petersburg und in Zarskoe-Selò selbst läßt sich schwerlich eine reizendere Sommerwohnung finden, als jedes dieser Häuser darbietet. Von hier aus wandert man durch große Blumenfelder, Obstgärten und Orangerien weiter und sieht sich plötzlich einer andern künstlichen Ruine gegenüber, die dem Auferstehungstempel in Jerusalem nachgeahmt ist. Eine äußere schmale Treppe führt durch scheinbare Trümmer auf die Höhe, und hier steht in einer verschlossenen Kapelle Danneckers Christus, weich und mild, wie die Auffassung des Malers Carlo Dolci. Das Meisterwerk wird selten besucht; es gehört zu den vielen fast unbekannten Kunstschätzen, die Petersburg in sich verschließt. An diese Ruine lehnt sich ein dunkler Fichtenwald, der trotz der vielen Gänge, die man durchgebahnt hat, den Fremden leicht gefangen hält und durch sein Dunkel und die unzähligen Krähennester erschreckt. Auch jenseit dieses Urwaldes erstreckt sich der Garten noch weiter und enthält noch die verschiedensten Sehenswürdigkeiten, wie eine Heerde Lamas, zwei Elephanten, eine Meierei, ganz in kaiserlichem Style gehalten. Der Garten ist von allen Seiten her umzäunt, alle Zugänge sind bewacht, die Reinlichkeit und Ordnung des Inneren mit militärischer Strenge ängstlich unterhalten; es würde Hunderttausende von Menschen bedürfen, ihn zu beleben; die ganze Bevölkerung des Städtchens mit dem Hofe zusammen verschwinden spurlos darin. Man fühlt sich daher einsam, ja verlassen, in dieser Pracht, und durch die stolze Haltung eher abgestoßen, als angezogen; die Bewohner Zarskoe-Selò's vermeiden ihn daher, und nur die Sommergäste der Residenz betreten ihn öfters, weil

man dann hoffen darf, zu gewissen Zeiten der kaiserlichen Familie zu begegnen. Diese bewohnte zu Nikolai's Zeiten das neue oder Alexander-Palais, in dessen einfachen Style ebenso Petersburg charakterisirt ist, wie Moskau in dem alten Palaste. Die vordere, nach der Stadt gelegene Seite wird durch einen Säulengang geziert, und das Innere enthält fast nur große Säle; die beiden Seitenflügel von sehr mäßigem Umfange wurden von der ganzen kaiserlichen Familie eingenommen; der Selbstherrscher, die Kaiserin und ihre drei Töchter bewohnten den rechten, die vier Söhne mit ihrem Gefolge den linken Flügel. Alle Wohnzimmer waren bürgerlich einfach, das Cabinet der Kaiserin stand in unmittelbarer Verbindung mit den luftigen Sälen des mittleren Raumes und gönnte ihr einen Spaziergang, wenn Regen denselben im Garten unmöglich machte. Von ihrem Eckfenster führte eine Treppe hinab in den kleinen angrenzenden, wohlumzäunten Garten, den einzigen Fleck des großen Raumes, den sie den ihrigen nennen konnte. Dieses Schloß gab der hohen Frau die Ruhe, deren sie bedurfte und welche im Winterpalast durch das Rollen der Wagen, durch das Geräusch der Stadt jeden Augenblick unterbrochen wurde. Unbemerkt und ohne Begleitung einer lästigen Dienerschaar weidete sie hier ihre Augen an den Blumen, die unter ihrem Schutze aufblühten. Auf dem Balkon schrieb sie des Morgens ihre Briefe und ihr Tagebuch, besuchte oft die Vorlesungen, die ihren Söhnen und Töchtern gehalten wurden, zog aber auch oft eine Freundin oder einen wichtigen Mann zu ernster Unterhaltung an sich. Die erste Hälfte des nordischen Mai unterscheidet sich kaum von der ersten Hälfte des deutschen März, und oft war man um diese Zeit noch auf das Zimmer und den wärmenden Ofen angewiesen; aber auch bei trübem Himmel und rauhem Wetter war die reine Luft des Gartens stärkend, und nach drei

Tagen verschwanden die blassen Stadtgesichter. Der Kaiser fuhr täglich seine ganze Familie in offenem Stuhlwagen spazieren, weit über den Garten hinaus, und man sah ihm die Freude darüber an, eine Stunde lang nur Familienvater sein zu können, fern dem Ernste der Geschäfte, die auf ihm lasteten. An seinen Tisch in Zarskoe-Selò zog er nie Geschäftsmänner, sondern nur Freunde seines Hauses, mit denen er sich nach seiner Art unterhalten konnte; noch öfter aber war er mit der Kaiserin allein, nur von allen Kindern umgeben, die schon eine Stunde früher gespeist hatten und den Tisch zu ihrer Erholung mit jugendlichem Frohsinn umgaben. Die Kaiserin erzählte der Jugend, je nach deren Alter und daraus sich ergebender Auffassungsgabe, vom Auslande, von Berlin und Potsdam, von dem würdigen Vater und den Geschwistern, und nicht selten nahm der Kaiser an trüben Abenden in den weiten Sälen an allen harmlosen Spielen seiner Kinder theil. Es war des Kaisers höchste Freude, wenn er seiner eigenen Liebhaberei, der Malerei, ein paar Augenblicke schenken durfte.

Die Anwesenheit des Hofes aber belebte, besonders gegen Abend, den endlosen Garten in der Nähe des neuen Palastes. Die Kaiserin führte die Sitte ein, daß Abends vor ihrem Fenster zwei Musikcorps abwechselten, und durch ihre Vorträge das lustwandelnde Publicum anzogen. Die Musik ist der Haupthebel aller höheren und edleren Bildung, und die griechischen Dichter haben nicht ohne Grund besungen, wie Amphion und Orpheus Steine und Wälder in Bewegung gesetzt und wilde Thiere besänftigt haben. In den ersten Jahren spielte man einfach Parademärsche ohne tieferen musikalischen Werth; sie zogen dennoch das Publicum des Landstädtchens an, dem es etwas durchaus Neues war. Allmälig gingen ins Repertoire auch die be-

liebtesten Tänze und Stücke aus neuen Opern über, noch später classische Ouvertüren, und nach dreißig Jahren stand Alles auch dann still und lauschte, wenn ein größeres, geistig werthvolles Musikstück aufgeführt wurde. So groß ist die bildende Gewalt, welche die Musik auf das menschliche Gemüth ausübt.

Es waren das für die kaiserliche Familie die ruhigsten sechs Wochen des ganzen Jahres; in diese Zeit fielen keine anstrengenden Feste, ausgenommen die große Maiparade, zu welcher die ganze kaiserliche Familie auf einen Tag nach Petersburg zurückfuhr, worauf sie jedoch schon Abends wieder sich in dem stillen Landschlosse einfand. Der Kaiser spazierte regelmäßig des Morgens von acht bis neun Uhr im Garten ganz allein, und die Kaiserin fand ebenfalls Gelegenheit, selbst außer ihrem Gärtchen, sich zu Fuß zu bewegen, ohne von Bittstellern oder dem neugierigen niederen Volk belästigt zu werden. Der Aufenthalt zu Zarskoe-Selò hatte aber für die Kaiserin noch einen anderen Reiz; sie fand hier Muße zur Lectüre und zu Unterhaltungen mit Männern, die ihren Geschmack theilten und sie beständig mit den Fortschritten und Erzeugnissen der neuesten Literatur in Verbindung erhielten. Kein deutsches, kein französisches Werk von Bedeutung entging ihrer Aufmerksamkeit, ja manche wurden früher in Zarskoe-Selò gelesen, als sie im Auslande allgemein bekannt waren. Allein diese ruhige Zeit dauerte nicht länger als bis zur zweiten Hälfte des Juni, dann siedelte der Hof nach Peterhof über und das Leben gestaltete sich fortan ganz anders.

Auch dieses Landschloß stammt, wie sein Name zeigt, aus Peters des Großen Zeit, und gewährt dem aufmerksamen Wanderer einen Blick in den Gang und die Entwickelung des Lebens, die der russische Hof seit einem Jahrhundert genommen hat. Noch stehen hier ganz unverändert die beiden kleinen Wohnhäuser

des großen Kaisers in ihrer ursprünglichen Einfachheit, das eine „mon plaisir“ genannt, mit einer Küche und den dazu gehörigen Geräthschaften, dicht am Meere, das andere, „Marly“, tiefer in den Garten hinein an einem Teiche. Die wenigen Zimmer in beiden zeigen noch dieselben Stühle und Tische, deren sich Peter der Große bediente, und versetzen durch ihren eigenthümlichen Styl nach Saardam oder in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Sie setzten zu Peters Zeiten wahrscheinlich durch die Neuheit und Kühnheit ihres Styles in Erstaunen, während sie heute kaum beachtet werden. Von Peter bis auf Nikolai ist Peterhof fortgesetzt von dem Hofe besucht worden, aber nie auf längere Zeit; das Städtchen kannte noch im Anfange von Nikolai's Regierung keinen Gasthof, in dem ein Fremder hätte übernachten können, selbst die Cavalierwohnungen, die das Schloß umgaben, waren in einem ärmlichen Zustande und entsprachen mehr der Zeit Peters, als derjenigen Nikolai's. Dieser Fürst hat es ganz umgeschaffen und in dieser Schöpfung eines der schönsten Denkmäler seiner Regierung hinterlassen. Es war der Lieblingsaufenthalt des Kaisers und der Kaiserin, und der kaiserliche Glanz wurde hier während des kurzen Sommers nicht weniger entfaltet, als in Petersburg im Winterpalaste, ja der Aufenthalt in Peterhof bietet sogar ein weit charakteristischeres Bild von Nikolai's Regierung, als der zu Petersburg selbst. Peterhof hat vor Zarskoe-Selò den unendlichen Vorzug, am Meere zu liegen, das sich hier eine Meile breit bis zur finnischen Küste ausdehnt und seltene Fernsichten auf Kronstadt und Petersburg zugleich gewährt. Die warmen Tage, die hellen Nächte, der von Linden duftende Garten, die prachtvollen Wasserkünste entzückten selbst Fremde, die Peterhof um diese Zeit besuchten. Das Schloß, auf einer Anhöhe gelegen, die sich mehrere Werst lang am Meere hinzieht, hat weder die

Majestät des alten, noch die edle Einfachheit des neuen Palastes von Zarskoe-Selò; das Innere ist weder durch Pracht, noch durch Kunstschätze ausgezeichnet; manche Theile erscheinen alt und baufällig; die Vorderseite schaut auf einen umzäunten reizenden Garten mit Linden und Flieder und einer Menge Blumenbeete. In der Mitte derselben erhebt sich über einem Wasserbecken die bronzene Statue des Neptun, umgeben von vielen anderen mythischen Figuren; und Springbrunnen durchrauschen und beleben den Garten in allen Richtungen.

Dieser Theil desselben hat nicht das Majestätische von dem zu Zarskoe-Selò, aber er übt einen Zauber auf das Gemüth, den die steife Größe von jenem nicht hervorzubringen vermag. Sind es die duftenden Linden, die Fliedersträuche, die Blumenbeete, die rauschenden Quellen? Vor Allem sind es die schöne Jahreszeit, in der man ihn besucht, die hellen Abende, an denen die Musikcorps diesen Ort mit den schönsten Melodien des Auslandes beleben und mit den Blüthen und Blumen im Verein durch den Garten einen fröhlichen Geist verbreiten, den die Lustwandelnden einathmen. Der reine Himmel, der um jene Zeit herabblickt, läßt Alles in schönerem Lichte erscheinen, und die städtischen Gäste, die das Land auf einen Tag oder einen Abend besuchen, lassen all ihren geschäftlichen Ernst in der Hauptstadt zurück. Die Rückseite des Schlosses blickt auf den unteren Garten, und über denselben hinaus auf das Meer und die finnische Küste. Die Terrasse, die in den Garten hinabführt, bildet den Hauptschmuck Peterhofs, denn hier ist der Mittelpunkt aller Wasserkünste, aller Springbrunnen, an Reichthum des Wassers, an Stärke und Höhe der Cascaden, an Mannigfaltigkeit der Thierformen, denen sie entspringen, an Gold- und Marmorpracht jedenfalls die merkwürdigsten der Welt. In einem marmornen Becken

sammeln sich alle die herablaufenden Wasser, und in der Mitte desselben erhebt sich der höchste Wasserstrahl aus dem Rachen eines vergoldeten Löwen, den die kolossale Figur des Herkules zu bändigen sucht. Und diese Wasserkünste spielen Tag und Nacht, Wochen und Monate hindurch während der Anwesenheit des Hofes. Die Springbrunnen sind durch den ganzen unteren Garten vertheilt, und überraschen und unterhalten den Wanderer durch ihre seltsamen Formen. Bald bilden sie einen Kranz, eine Garbe, bald einen Strauß, bald ahmen sie die Flammen des Feuers nach.

Bis zu Nikolai's Regierung waren die Umgebungen dieses Schlosses und Gartens öde und todt, ja nur eine unübersehbare Staubfläche; das Städtchen, das sich in zwei Flügeln von der Gegend des Schlosses aus erstreckt, glich einem gewöhnlichen russischen Dorfe; der Kaiser aber hat es in ein Paradies verwandelt. Die kaiserliche Familie wohnte fern vom Schlosse, das sie größtentheils den Hofbeamten und fremden Gästen überließ, in einem anderen Garten, der fast nur aus einer sumpfigen Wiese bestand. Den Vorzug dieses Parkes für die kaiserliche Familie bildete eben die Abgeschiedenheit von den anderen Theilen des Schlosses und Städtchens, und die Unmöglichkeit für jeden Anderen, ihn zu betreten. Hier hatte sich der Kaiser ein kleines bürgerliches Haus erbaut, wo er mit der ganzen Familie eng zusammen wohnte. Es führte den Namen Alexandria, oder Cottage. Allein bald reichte es nicht für die heranwachsenden Söhne hin, denen in der Nähe kleine hölzerne Villen erbaut wurden, und so blieb die Kaiserin mit ihren Töchtern allein in dieser niedlichen Behausung, die nicht Raum genug bot, die nöthigste Dienerschaft zu beherbergen, und noch weniger ein Cabinet enthielt, wo der Kaiser seine Minister und Adjutanten empfangen konnte. Dieser

fuhr daher des Morgens nach dem alten Schlosse zurück, in dessen Nähe die Minister abstiegen, und die Dienerschaft fuhr umgekehrt aus der Gegend des alten Schlosses in diesen Garten, dessen Eingang streng von Gensd'armen bewacht wurde.

In Zarskoe-Selò war die Kaiserin nicht hinlänglich vor zudringlichen Besuchen geschützt, in diesem Landhäuschen genoß sie aber der Ruhe, die ihre schwache Gesundheit ihr vorschrieb. Die Wohnung war ganz unter Blumen versteckt und hatte an der Außenseite Sitze mit den schönsten Fernsichten auf das Meer. Der Garten selbst bot wenig Schatten, man versäumte deshalb nicht, bei Zeiten einen Baumgang zu beiden Seiten eines Baches anzupflanzen, der in einer Vertiefung des Gartens dahin rauschte. Die Kaiserin wurde auf diesem Wege unwillkührlich an die Matthissonschen poetischen Landschaften erinnert, die gleich den Gemälden von Ruysdael kaum mehr bieten als einen stillen Bach, den Erlen und Ahorn einschließen, eine Natur, die trotz ihrer Bescheidenheit in der Unendlichkeit der nordischen Ebenen dennoch das Gemüth auf das Wohlthätigste ergreift. Hier wandelte die hohe Frau schon am frühen Morgen allein, ohne Begleitung, außer von einem ihrer Kinder gefolgt; das bescheidenste Plätzchen eines so reichen Ortes wie Peterhof war ihr das liebste. Im Inneren der Wohnung athmete Alles stille Häuslichkeit; der Speisesaal konnte höchstens drei bis vier Gäste außer der Familie aufnehmen, und die waren im strengsten Sinne des Wortes nur Hausfreunde. Die griechische Kirche begleitet aber ihre Bekenner in die stillste Zurückgezogenheit; da das kaiserliche Wohnhaus keine Kapelle enthalten konnte, so erbaute man dicht am Eingange in den Garten eine im neugothischen Style, klein, aber geschmackvoll, und so enthielt der Garten Alles, was ein Kaiserpaar glücklich machen konnte. Die Umgegend von Petersburg ist nach allen

Richtungen hin flach, sandig, oder sumpfig, wie Berlin, nirgends kann also die Rede sein von einer landschaftlichen Schönheit, und wäre sie da, die Ureinwohner des Nordens würden sie nicht zu schätzen wissen; der schönste Wald ist ihnen nur zukünftiges Brennholz, ein romantisches Thal ist für sie, die an weite Flächen gewöhnt sind, beengend. Aber bei aller Armuth der Natur hat Petersburg den seltenen Reiz eines schönen Flusses, und die meerbreite Mündung desselben bis Kronstadt wiegt Berg und Thal auf. Die schönste Landschaft bleibt arm ohne Wasser, und so stand Zarskoe-Selò weit hinter Peterhof mit seinem schönen Meeresspiegel zurück.

An diesem letzteren Orte sollte das größte Fest des Jahres, der erste Juli, der Geburts- und Vermählungstag der Kaiserin, gefeiert werden, und es sollte, wie sonst der Namenstag des Zaren, ein Fest für das ganze Volk sein. So lange die Kaiserin-Mutter lebte, war es der Marientag, der 22. Juli; durch die ganze Regierung Nikolai's blieb der erste Juli der Tag des größten Glanzes. Das innigste Familienfest und das größte Volksfest wurden an Einem Tage gefeiert. Es fand unseres Wissens im Jahre 1830 zum ersten Mal statt, also kurz vor den Juliereignissen in Frankreich. Peterhof war in jenem Jahre noch ganz in der Verfassung, wie es Kaiser Alexander hinterlassen hatte, nur das oben beschriebene Häuschen des Kaisers Nikolai war hinzugekommen. Aber gerade durch den Mangel an städtischen Einrichtungen gewann das Fest seinen eigenthümlichen Charakter; die Züge aus der Residenz dahin haben etwas Nomadenartiges, und der Aufenthalt der Reisenden erinnert an ein Kriegslager. Vom frühen Morgen dieses Tages an ziehen gegen viertausend übervolle Wagen auf der Landstraße von Petersburg dahin ab, so daß in der Residenz höchstens die einspännigen Droschken zum Verkehr

übrigbleiben; neben diesem Zuge wandern vielleicht gegen fünfzigtausend Fußgänger in allen Trachten, von dem feinsten pariser Frack bis zum Kaftan und Schafpelze herab. Wem dieser Weg versagt ist, der versucht sein Glück zur See, sei es auf einem Dampfer, deren damals kaum einige eingerichtet waren, sei es auf gewöhnlichen Booten und Kähnen. Viele der dahin ziehenden großen Familien finden in dem großen Schlosse und den Cavalierhäusern ein Absteigequartier, aber der Raum kann allen nur sparsam zugemessen werden, selbst den ersten Damen und Herren des Hofes. Und bestände die Stadt nur aus großen Gasthäusern, wie der Wallfahrtsort Einsiedeln in der Schweiz, sie würden nicht den vierten Theil der Gäste beherbergen können. Die wenigen Häuser, die eine Aufnahme bieten, sind schon wochenlang voraus versagt und zwar für Preise, die für das ganze Jahr schadlos halten. Stadt und Garten bieten nun den Anblick eines großen Lagers, eines Bivouaks, einer Wagenburg, von großen und kleinen Zelten mit Speisen, von Garküchen, von schnell improvisirten Schenken und Kneipen, und das Innere jedes Wagens wird von der schönen Welt wie ein Toilettezimmer benutzt. Den fremden Zuschauer blendet dies bunte Gewirre noch mehr als die Pracht der Illumination am Abend. Im Garten sind noch Tausende für den Abend beschäftigt, aber ganze Alleen sind mit Zelten angefüllt, die vor dem Beginn der abendlichen Pracht verschwinden müssen; nach allen Richtungen hin wogt es von neugierigen Lustwandlern und die Gegend der Wasserkünste ist umlagert.

Die stille Wohnung der kaiserlichen Familie bleibt von all diesem Geräusche befreit; sie hört die fern vorüberrollenden Wagen, und die Familie bleibt in den ersten Morgenstunden in der größten Innigkeit beisammen. Nach des Kaisers eigener Anord-

nung stellt sich unter dem Fenster der Kaiserin in aller Stille dasselbe Musikcorps auf, das sie einst an der Grenze Rußlands empfangen hatte. Sobald sie erwacht, hört sie einen ersten Morgengruß, dann eine Reihe ihrer Lieblingsmusikstücke, die Ouvertüre zum „Freischütz," und zum Schluß den Walzer, den der Kaiser zuerst mit der Prinzessin Charlotte in Berlin getanzt hatte. Während der Musik hat sie sich angekleidet und tritt nun in ihren Salon, wo der Kaiser mit all seinen Kindern ihr entgegentritt. Hier erwarten sie Geschenke, Ueberraschungen, Aufmerksamkeiten nicht allein von Kaiser, Söhnen und Töchtern, sondern auch aus Berlin von den Verwandten, und Arbeiten, welche die ihrem Schutze empfohlenen Stifte geschickt hatten. Nach einer Stunde des gemüthlichsten Beisammenseins tritt sie in den Garten, wo sich indessen die ganze Dienerschaft und die kleineren Hausbeamten versammelt haben. Es bedarf nur eines freundlichen Grußes und Alle sind für diesen Tag beglückt. Aus den sanften Augen der Kaiserin blickt die wärmste Herzlichkeit; ihre Diener haben sie auch nie anders gesehen, als wohlwollend, selbst wenn Fehler begangen worden waren; ihr reiches, schönes Gemüth ist keines Zornes, keines Grolles fähig, und die Glückwünsche ihrer Diener sind darum aufrichtig. Mit der Feier des Tages beginnt aber für die hohe Frau die Last desselben; sie ist nicht mehr die Gattin und Mutter, sie ist die rechtgläubige, die goldstrahlende Mutter des ganzen Landes; das ganze Volk will sie sehen in ihrer kaiserlichen Pracht, und zwar im Heiligthum der Kirche. Wer nicht in den Tempel eintreten darf, sieht sie wenigstens dahin fahren. Nachdem sie allen Schmuck angelegt, besteigt sie einen offenen Sommerwagen und fährt von dem stillen Alexandria in die Schloßkirche. Sobald die Vorreiter aus dem Garten die Straße be-

treten, strömt Alles herbei und der rechtgläubige aufrichtige Russe fällt vielleicht auf die Kniee, wenn sie vorüberfährt; wen aber aus der Menge ihr wohlwollender Blick trifft, der vergießt Thränen der Freude und sagt sich, der Zweck seiner Wallfahrt sei erfüllt. Alle Säle und Gänge, die zur Kirche des Schlosses führen, sind wie im Winterpalaste gefüllt, und während sie am Arme des hohen Gemahls durch die gold- und sternstrahlende Menge hindurchschreitet, sucht man jeden ihrer Blicke eben so begierig aufzufangen, wie zuvor die Menge auf der Landstraße. Selbst die Priester, die das Hochamt verrichten, strahlen heute in den festlichsten Gewändern, und nicht selten schickt der Himmel die wärmsten und reinsten Sonnenstrahlen des ganzen Jahres auf Peterhof herab. Nach dem Hochamte nahen sich die Großwürdenträger und die hoffähigen Personen zum Handkusse und zum Glückwunsche, und hierauf erscheint die hohe Frau auf dem Balkon des Schlosses, der in den Garten hinausblickt, wo die Menge wie ein aufgeregtes Meer hin- und herwogt.

Die Blicke fliegen hinauf und wieder herunter, denn dem Balkon gegenüber im Garten bezieht einer ihrer Söhne, als Soldat eingekleidet, die Wache und präsentirt vor der Kaiserin mit dienstlichem Ernste das Gewehr. Dann folgt in dem offenen Staatswagen noch eine Spazierfahrt durch den Garten und das Städtchen und zuletzt nach Alexandria zurück.

Die Heerzüge aus der Stadt dauern indessen immer fort, zu Wasser und zu Lande. Im verschlossenen Wagen wie auf dem Dampfer kommen noch Herren und Frauen in voller Gala, weil sie nirgends zur Toilette Raum finden würden. Die zur Tafel geladenen Gäste begeben sich unmittelbar in das Schloß, wo heute alles Gold und Silber aufgestellt ist, das der kaiserliche Schatz besitzt. Tausend Gäste höheren Ranges, Herren und

Frauen, sind geladen — es kostet viel Zeit und Hände, die Tische kunst- und prachtvoll zu ordnen und zu schmücken und die Plätze zu vertheilen. Die Dienerschaft wetteifert heute an Glanz der Livreen mit den Uniformen der Gäste. Die Fouriere sind in Roth gekleidet, nicht unähnlich den Senatoren, die Jäger in Grün, die Mohren in ihre orientalische Tracht, die Läufer mit seltsamer Kopfbedeckung und schwarzen Federn, und die eigentlichen Lakaien in goldgestickten Frack. Aus allen Palästen der Stadt und des Landes sind die Diener heute herbeigezogen; doch ob auch ihre Zahl Legion ist, so hat man doch für diesen Tag noch außergewöhnliche Diener geworben. Dieser Pracht des Gastmahls fehlt aber immer die kaiserliche Familie, die still in Alexandria mit wenigen vertrauten Gästen sich einschloß. Während der Tisch des Zaren heute wie aus einem Füllhorn Alles fließen läßt, was der feinste Geschmack begehren kann, und der Palast von Tausenden umlagert ist, die sehen und hören wollen, drängt man sich doch an vielen Orten bei den Buden um eine Semmel, um ein Stück Brod, um ein Glas Bier oder Meth, und ist glücklich, soviel erkämpft zu haben, daß man den Abend ruhig erwarten kann. Nach fünf Uhr ist die Tafel aufgehoben, und um sieben Uhr muß der riesenartige Speisesaal mit seinen Anhängseln schon zum Ball eingerichtet sein. Wenig Zeit und Ruhe für Diejenigen, die nach dem Schmause noch die Toilette wechseln müssen! Gegen sieben Uhr erscheint das ganze diplomatische Corps, das man mit großer Auszeichnung in dem englischen Parke in einem stattlichen Schlosse untergebracht hat. Die eingeladenen Gäste tragen über der Uniform noch einen venetianischen Mantel, wie auf einem Maskenballe, aber das eigentliche Volk drängt sich in seiner Nationaltracht herzu und unterscheidet sich plebejisch von den Patriciern durch die Schmucklosigkeit der

Kleidung. Bald gehen die Physiognomien alle in Erwartung und Staunen über. Sobald die kaiserliche Familie erscheint, spielt die Musik die Nationalhymne und dann folgt eine Polonaise, nach welcher die hohe Familie eine Stunde lang durch alle Säle, durch die bunten Reihen des Chors lustwandelt, aber plötzlich verschwunden ist, da sie in ganz anderem Costüme die Spazierfahrt durch den illuminirten Garten eröffnen muß. Gegen neun Uhr ist am ersten Juli die Sonne schon untergegangen, und obgleich selbst gegen zwölf Uhr noch keine vollkommene Nacht eintritt, so werfen die hohen Bäume der Gärten doch soviel Schatten, daß die Illumination ihren Zweck nicht verfehlen kann. Gegen zweitausend Arbeiter stehen bereit, um auf ein gegebenes Zeichen den Garten, das Schloß, die Fontänen in Zeit von fünf Minuten in ein Diamanten-Feuermeer zu verwandeln. Sieht man vom Balkon des Schlosses in den unteren Garten, so wird derselbe von den Wasserkünsten aus in grader Linie durch einen Canal in zwei Hälften getheilt; über den Canal führen in gewissen Entfernungen drei Brücken, und auf jeder derselben erhebt sich ein Gerüst, das von Tausenden von Lampen erleuchtet wird. Die seltsamsten Formen treten ans Licht, Obelisken, Pyramiden, Sonnenblumen, Sterne, Fächer, Säulen, alle von Lampenlicht gebildet. Auf der dritten Brücke des Canals brennt auf einer siebenzig Fuß hohen Pyramide der Namenszug der Kaiserin, blendendweiß, und die andern, saphir-blauen, smaragd-grünen und rubin-rothen, Lichter erscheinen nur als der Rahmen des sonnenhellen Glanzes. Jenseit des Canals, im Meere, leuchten eine Anzahl Schiffe mit allen Farben der Lichtscala als Hintergrund dieser feurigen Perspective. Man begreift, daß ein schlichter Bauer, als er diesen Glanz erstaunt lange angesehen hatte, fragen konnte, ob solches Wunder von Gott oder vom Kaiser ausge-

gangen sei. Durch den Garten sind zwölf Musikcorps vertheilt, die bei aller Vortrefflichkeit nur wenig die Aufmerksamkeit des Publicums fesseln. Gegen zehn Uhr beginnt die Spazierfahrt der kaiserlichen Familie vom Schlosse aus durch alle Theile des erleuchteten Gartens, es folgen ihr über hundert geladene Gäste in offenen Bankwagen, Linien genannt, und nun drängen sich besonders Diejenigen herbei, die am Tage durch ein nichtfestliches Kleid verhindert wurden, in die Nähe des Schlosses zu gelangen. Drei große Alleen durchschneiden in gerader Linie den Garten der Länge, zehn andere in graden Winkeln der Breite nach. Durchschaut man die mittlere und breiteste von einem Ende zum anderen, so glaubt man eine Straße zu sehen, die nur aus Licht und Glanz aufgebaut ist und in deren Mitte sich Springbrunnen aus Feuer erheben. Jeder der dazwischenliegenden Seiten- und Querwege bietet eine Ueberraschung. Man bemerkt vor lauter Staunen kaum, daß man durch den Menschenstrom gedrängt, geschoben, gestoßen wird. Der Hauptreiz liegt sowohl in der Mannigfaltigkeit der feurigen Erscheinungen, wie auch besonders in dem hinter den Straßen liegenden Walddunkel, in den Bewegungen der Gipfel der Bäume, deren Blätter sogar neugierig nach dem Lichte hinschauen, in den durch den ganzen Garten vertheilten Springbrunnen; man verehrt zuletzt den menschlichen Geist, der über Feuer und Wasser, Licht und Dunkel mit solcher Phantasie gebietet, die widerstrebendsten Elemente harmonisch vereinigt und auf Stunden die seltsamsten Schlösser daraus erbaut. Es ist eine von Licht erbaute Stadt, deren Straßen ein Menschenstrom belebt und deren lustige Einwohner sich in das rauschende Walddunkel geflüchtet haben. Gegen Mitternacht erlischt allmälig das Flammenheer, die Menschenmasse verläuft sich, und viele suchen ein Obdach, ein Schlafzimmer in ihrem Wagen; viele bleiben in

den Kaftan, in den Schafpelz gehüllt in dem nun wieder dunkeln Garten liegen, aber der Hauptstrom ergießt sich zu Wagen und zu Fuß, wie über das Meer nach der Hauptstadt zurück. Auch die kaiserliche Familie ist nach dem stillen dunklen Alexandria verschwunden. Das Fest wird nicht allein von Russen der Hauptstadt und des Inneren, sondern sehr oft auch von Engländern besucht, die zu diesem Tage auf Dampfbooten anlangen, in Peterhof absteigen und den andern Morgen in ihre Heimath zurückkehren. Man sieht in London und Paris, in Wien und Berlin vielleicht noch größere Menschenschaaren beisammen, aber sie bieten nirgends diesen bunten, vielfältigen Anblick, der alle Culturstufen auf einmal umfaßt, den Kaiser als den Vater seines Volkes, den ritterlichsten Gatten seiner Gemahlin, die Pracht seiner Reichthümer und die alten wieder aufgelebten Bojaren in ihrem Glanze neben der ursprünglichen Aermlichkeit der Bauern zeigt; es ist, als ob die früheren Jahrhunderte in ihren Charakterbildern sich neben die Pracht des neunzehnten gestellt hätten. Den nächsten Tag ist Peterhof noch immer ungewöhnlich von Gästen angefüllt, die sich die einzelnen Schönheiten des Gartens besehen und die schöne Natur der einzelnen Anlagen genießen, aber das niedere Volk ist größtentheils verschwunden und der Gegenstand der größten Neugierde ist heute geöffnet: der Garten Alexandria mit des Kaisers Privatwohnung. In der That ist hier im strengeren Sinne keine Merkwürdigkeit, und das Publicum, wie einst der Doge von Genua in Versailles, selbst das Merkwürdigste. Die Stille wird heute von 4 Uhr an durch Musik belebt, aber Alles drängt sich in die Nähe des Hauses. Die kaiserliche Familie zeigt sich nach Tische allmälig im Freien und wird nun in stummer Andacht von dem Publicum wie ein Heiligthum betrachtet. Noch am hellen Tage setzt sie sich im Garten vor dem Hause an einem

runden Tisch, den Vater Zar an der Spitze, rings um den traulichen Selbstkocher, und die Menge sieht zu, wie die Kaiserin als Gattin und Mutter selbst den Thee bereitet und vertheilt. Wird der Andrang der Neugierigen zu groß, ja störend, so bedarf es nur eines Winkes des allmächtigen Vater Zar, und die ganze Fluth tritt zurück. Bisweilen stand der Kaiser auf und unterhielt sich mit einem der Geringsten aus den Reihen, oder die Kaiserin ließ Jemanden näher an den Tisch treten. So folgte auf das Fest des höchsten Glanzes die größte Einfachheit; gestern bewunderte man die Kaiserin aller Reußen, heute verehrt man die Familie des Zaren, die Gattin, die Mutter in ihren stillen häuslichen Eigenschaften. Die Illumination des Gartens übertrifft an Glanz die der Petrikuppel zu Rom, so wie die Erleuchtung aller Moscheen Konstantinopels zur Zeit des Beiram, aber kein Feuerwerk, keine Illumination läßt einen bleibenden Eindruck zurück. Wer an jenem zweiten Abend sich dem Familientische der kaiserlichen Familie genähert hatte, wußte davon mehr zu erzählen, als von der Pracht des Gartens; die zarte Helläugigkeit der kaiserlichen Kinder, der hohe Ernst des Zaren, der jetzt in gemüthliche Jovialität verwandelt, die schlichte Grazie der Kaiserin, so wie ihre Güte blieben dem Zuschauer unvergeßlich.

Peterhof bietet nach diesem Feste aber noch den ganzen Monat hindurch einen eigenthümlichen Anblick durch das Kadettenlager, das gleichzeitig mit dem Hofe angelangt ist und hier vier Wochen aufgeschlagen bleibt. Des Kaisers Zeit und Kräfte werden durch ein zweites Lager, das der Garden, noch außerdem in Anspruch genommen; das letztere befindet sich etwa 10 Werst von Peterhof bei Krasnoe-Selò, und ist schon oft erwähnt worden. Die Kaiserin benutzte diese unruhige Zeit zur Lecture aller Art, zur Correspondenz und zu mancher Lieblingsbeschäftigung, die ihr

die Umstände sonst nicht erlaubten, und bei gutem Wetter zum Aufenthalt in freier Luft. Selten blieb der Hof länger als bis Mitte August an diesem reizenden Orte. Die Nächte werden von da an plötzlich dunkel und kühl; die Truppen ziehen allgemach wieder in die Stadt, und wenn der Hof abgezogen ist, so schweigen die Brunnenkünste und Peterhof ist ausgestorben; man geht nach dem stillen Zarskoe-Selò zurück. Jedenfalls aber hat man des kurzen Sommers in vollem Maße genossen. Der Herbst fordert von selbst zum stillen Familienleben auf, denn er bereitet in jenen Breitengraden nur das Gefühl der Trauer; die kaiserlichen Orangerien ausgenommen sieht man nirgends die Bäume von Früchten geziert, vielmehr schon Mitte September vom Laube entblößt. Das Städtchen ist des Abends ausgestorben, kaum nothdürftig erleuchtet, die Musik spielt nur am Tage eine Stunde, ohne den Garten zu beleben, und bald erlaubt die rauhe Witterung auch diese Unterhaltung nicht mehr. Auch die Sommereinwohner von Zarskoe-Selò haben sich in die Residenz zurückgezogen, und wen nicht Staatsgeschäfte an den Hof rufen, der besucht schwerlich das Landstädtchen zum Vergnügen um jene Jahreszeit. So entstanden für die Kaiserin ruhige Abende in kleinen Kreisen, die nicht allein die trübe Jahreszeit schnell vertrieben, sondern die ganze Familie bis zum jüngsten Kinde zusammenführten. Die Kaiserin brachte in jene Abende die sogenannten „kleinen Spiele," an denen Alt und Jung gern theilnimmt, und die Allen jene harmlose Unbefangenheit des Geistes und Herzens wieder verleihen, die wir im ernsten Gange des Lebens so leicht unbemerkt verlieren. Oft führten Söhne und Töchter lebende Bilder auf, und Vater und Mutter und einige Herren und Frauen vom Hofe bildeten die Zuschauer. Ein anderes Mal waren es Pfänderspiele und Räthsel in den verschiedensten Formen; oder auch

ernste und leichte Vorlesungen füllten die Abende aus, ebenso Gesang und Clavierspiel, da die ganze Familie der Tonkunst nicht fern stand, und mehrere Mitglieder derselben darin eine gewisse Fertigkeit besaßen. So spielte die Großfürstin Olga, kaum vierzehn Jahr alt, in Trios von Hummel und Beethoven, die beiden ältesten Schwestern Maria und Olga vierhändige Clavierauszüge von Symphonien, und die Großfürstin Alexandra glänzte durch eine selten schöne Stimme. Der Kaiser selbst liebte es, mit seinen Kindern Kirchenmelodien zu singen; er ernannte im häuslichen Scherze die jüngste seiner Töchter zur Hofsängerin und ließ ihr durch den Minister Wolkonsky die Uniform dazu überreichen.

Das Jahr 1830, von welchem wir reden, führte aber dem Hofe und der nordischen Residenz einen unvergleichbaren Kunstgenuß zu, die weltberühmte Henriette Sontag. Ihr Auftreten in Petersburg war zugleich für eine Reihe von Jahren ihr Abschied von der Kunstwelt, wo sie bis dahin nur wenig Jahre, aber glorreich und unvergeßlich, gestrahlt hatte. Während Paganini, der zweite damals leuchtende Stern, es verschmäht hatte, an die Newa zu kommen, aus Furcht, sich zu erkälten, langte die reizende Sängerin getrost Ende August in Petersburg an und lockte alle Landbewohner, ja eine Menge aus den entferntesten Provinzen in die Residenz. Petersburg besaß damals zwar eine italienische Oper, aber nur zweiten Ranges, und das erste Auftreten der Sontag schien dem Publicum beweisen zu wollen, wie sehr jene Truppe hinter der Pariser zurückstände. Die Stadt konnte sie nur als Concertsängerin bewundern; der Hof dagegen wünschte sie auf der Bühne zu sehen, und zwar als Rosine im „Barbier" und als Desdemona in „Othello". Es ward deshalb in Zarskoe-Selò im Schlosse schnell ein Theater errichtet, die besten Kräfte

der italienischen Truppe wurden berufen und die genannten Opern aufgeführt. Die Aufnahme, welche die Sängerin am Hofe wie in der Stadt fand, konnte nur den Wunsch in ihr rege machen, hier ihren bleibenden Aufenthalt zu nehmen, was ihr später, freilich aber nur auf einige Jahre, vergönnt war. Henriette ließ in der Kaiserin mehr als das Gefühl schöner Augenblicke des Kunstgenusses zurück, nöthigte ihr sogar mehr als ein außerordentliches Wohlwollen ab: sie nahm die große Sängerin als eine Dame ihrer Gesellschaft, ihres Hofes, ganz im Sinne Peters und Katharinens auf, die nicht allein der hohen Geburt, sondern auch dem Talente eine würdige Stellung in ihrer Umgebung einräumten. Die Kaiserin zog sie in ihre Abendkreise, und hier enthüllte die seltene Künstlerin ihre ganze Seele, ein tiefes deutsches Gemüth, und weckte im Herzen der Kaiserin vollsten Anklang. Die Kunst dieser bedeutenden Frau wurde durch ihre vollendete Weiblichkeit erhöht, und eine solche seltene Vereinigung verlieh ihr wahrhaft unvergleichlichen Werth. Mit der Rückkehr der Sontag nach Deutschland schloß auch für den Petersburger Hof dieses an glänzenden Festen und Genuß reiche Jahr 1830. Im Monat November ging die kaiserliche Familie in der alten Ordnung nach der Hauptstadt zurück; vielleicht nicht ohne die Vorahnung, daß einige kummervolle Jahre folgen würden.

---

## Zweites Kapitel.

# Nationale Bestrebungen.

Der polnische Krieg. — Die Cholera. — Großfürst Konstantin Pawlowitsch. — Eifersucht zwischen Russen und Deutschen. — Nationale Erziehung. — Die ausländischen Erziehungsanstalten durch russische ersetzt. — Die Rechtsschule des Prinzen Peter von Oldenburg. — Die diplomatischen Organe.

---

Die Nachricht von der Julirevolution ließ den Hof und die Gesellschaft Petersburgs nicht in derselben heiteren Stimmung fortleben, die während der Feste im Juli herrschte. Der Kaiser sah in derselben die Elemente erwacht, die ihm vor fünf Jahren den Thron streitig gemacht hatten. Man mußte unwillkürlich an die Größe denken, die Kaiser Nikolai am 14. December den Aufrührern gegenüber gezeigt hatte, neben der lächerlichen Verblendung Karls X., der, freilich fern von Kriegsgefahren, auf den Rath seiner Minister den Thron der Bourbons in Whist verspielte und mit Noth seine Person rettete, die er als der Majorität der französischen Gesinnung entsprechend angesehen hatte. Sein Minister Polignac hatte im elften Jahre vor einem Crucifix der Revolution Haß geschworen, aber Beiden fehlte der Geist und Muth des gemeinen französischen Soldaten. Die Julirevolution zeigte dem einsichtsvollen Publicum in Petersburg den Kaiser

noch größer, als es ihn am 14. December gesehen hatte; aber wenn auch von der Verschwörung des Jahres 1825 keine Spur mehr sichtbar geblieben war, so fand doch der Triumph der Julirevolution in Rußland in vielen Classen einen stillen Anklang; auch Polen erregte Befürchtungen. In der Stadt erzählte man sich, daß der Kaiser gleich nach dieser letzteren Nachricht den Thronfolger zu sich gerufen, das Ereigniß selbst erzählt, und die Weisung hinzugefügt habe, daß ein Monarch mit den Gesetzen des Landes nicht spielen dürfe. Die Nachricht von dem Aufstande der Polen in Warschau, der Gefahr des Großfürsten Konstantin hatte eine erschütternde Wirkung in der Stadt wie am Hofe hervorgebracht. Anfangs behandelte man sie wie ein Geheimniß, das man sich in traulichen Kreisen zuflüsterte, aber schon nach einigen Tagen war es ein öffentliches Gespenst, das schreckend in viele Familien hineinblickte und für diesen Winter alle gesellschaftlichen Belustigungen verscheuchte. Viele Männer und Frauen der Gesellschaft, ja des Hofes, gehörten ihrem Ursprunge nach der polnischen Nation an, wie Lubomirsky, Potocki, Branicki, Tschetwertinsky, und geriethen dadurch in eine bedenkliche Stellung. Die Garden waren kaum aus dem türkischen Kriege in ihre Heimath zurückgekommen und wurden jetzt schon wieder zum Kampfe innerhalb der Grenzen des Reiches berufen. Der Kaiser kündigte seinen versammelten Generalen auf offenem Platze im Angesicht der Garden den neuen Feldzug an, und alle in der Türkei geprüften Krieger drängten sich in seine Nähe, küßten seine Uniform und schwuren, für ihn zu sterben. Wie viele Familien blieben in Petersburg in Trauer zurück, deren Väter oder Söhne zur Armee gegangen waren! Aber alle zogen nicht allein muthig fort, sondern geradezu entrüstet über die freche Undankbarkeit der Polen, den so bewunderten Kaiser des Thrones zu entsetzen,

und man hörte laut die Hoffnung in der Residenz aussprechen, in kurzer Zeit den Aufstand überwältigt zu haben. Aber entscheidende Siegesnachrichten ließen lange auf sich warten und der Winter verging in Unruhe und Trauer, zu der sich bald eine noch größere Sorge gesellte. Die asiatische Cholera schien ihren Weg gerade auf Petersburg zu nehmen, viele Familien verließen darum schon Ende April die Hauptstadt und gingen aufs Land, andere zur See nach Deutschland und Frankreich; denn in Moskau war sie schon trotz aller Vorsichtsmaßregeln verheerend ausgebrochen und ließ Scenen befürchten, wie sie diese Stadt zur Zeit der Pest 1771 gesehen hatte. Denn gleich den Athenienserm zur Zeit der Pest während des dorischen Krieges strömte das Moskauer Volk jener Zeit in die Kirchen und erwartete Hülfe von seinen Heiligen und besonders von der Mutter Gottes von Iberien, einem Heiligenbilde an der Pforte des Kreml. In großen Massen hatte sich der Pöbel dort gelagert und verbreitete die Krankheit nur weiter. Ambrosius, der Erzbischof von Moskau, fiel als Opfer der fanatischen Menge, und Katharina II. schickte in dieser entsetzlichen Zeit den Grafen Gregor Orlof dahin, um durch weise Anstalten die Verbreitung des Unheils zu verhindern. Es gelang ihm, der Pest zu steuern, und Katharina ehrte diesen Muth durch einen marmornen Triumphbogen, den sie ihrem Günstling in Zarskoe-Selò errichten ließ. — Der Kaiser Nikolai nun siedelte seine Familie nach dem stillen Zarskoe-Selò über (die Kaiserin war guter Hoffnung), richtete einen Cordon ein, und reiste selbst nach Moskau, um dem Unglücke Trost durch sein Erscheinen und Ordnung in die Anstalten durch seine Gegenwart zu bringen.

Es war ein großartiger Zug des Kaisers, sich der Gefahr auszusetzen, die sonst von Allen gemieden wird. Bei seiner Ankunft in Moskau sprach der Metropolit ihn also an: „Die

Zaren kommen aus Petersburg in diese Stadt gewöhnlich nur, um fröhliche Feste mit ihrem Volke zu feiern; Du kommst zur Zeit der Noth, um uns Hülfe zu bringen; sei gesegnet dafür!" Während Katharina dem Grafen Orlof für seine Reise nach dem pestbehafteten Moskau ein Denkmal setzen ließ, hat man diesen Zug des Kaisers kaum erwähnt. Es trat jedenfalls größere Ordnung ein, wie überall, wo er erschien; aber die Seuche raffte trotzdem ein Drittel der niederen Bevölkerung hin. Die Kaiserin lag während der Zeit in tausend Aengsten mit ihren Kindern in Zarskoe-Selò und erwartete sehnsüchtig die Rückkehr ihres Gatten. Indessen blieb Petersburg bis Mitte Juni verschont, ein selten heiterer Himmel und eine ungewöhnliche Hitze schienen den entsetzlichen Gast mit seiner Verheerung ganz abhalten zu wollen; alle Vorbereitungen waren jedoch getroffen. Eine ernste Stimmung lagerte über der Stadt, die in dieser Jahreszeit wenig von ihrem Straßenglanze zeigt. Wer nicht durch sein Amt an die Stadt gebunden ist, hat sie schon lange verlassen, und viele Beamte bringen die Nachmittage auf den Inseln oder außerhalb der Stadt zu. Der Verkehr auf den Hauptstraßen ist darum nicht geringer, aber die prachtvollen vierspännigen Equipagen mit reichgeschmückten Dienern fehlen. Im Juni besonders ist Petersburg mehr eine belebte Handelsstadt. Eine Menge Kauffahrteifahrer beleben die Newa und ziehen am Zollamt hin und her; in den Straßen sieht man täglich Hunderte von Lastwagen, einer an den anderen in langer Linie gereiht, welche oft den Verkehr geradezu sperren; die aufs Land ausgerückte große Welt wird durch Fremde aller Nationen ersetzt, die Straßen sind mit einem Worte ebenso belebt wie im Winter. Obgleich ein halbes Jahr lang über die Cholera gesprochen war, hatte die Besorgniß doch keineswegs das dienende, niedere Volk ergriffen; dieses lagerte um die Zeit,

wo die höheren Stände schon lange die Stadt verlassen hatten, als Arbeiter, Pflasterer, Fuhrleute, Fiakerführer, Schiffer, ganz unbesorgt in den Straßen, sang hie und da sein Liedchen, schlief am Mittage auf dem auf der Straße ausgebreiteten Schafpelze, aß sein schwarzes Brod mit Zwiebeln, trank Quas dazu und ahnte nicht, daß die gewohnte Lebensart dem Würgengel der Cholera auf das Sicherste entgegenführe. Als das viele Gerede doch endlich auch ins Volk eingedrungen war, stellte dasselbe sich die Cholera als ein gespenstisches, furienartiges Weib vor, das schreckend die Länder und Städte durchziehe, die Pferde scheu mache, den Menschen im Schlafe überfalle; von einer verheerenden Krankheit dagegen hatte es keinen Begriff. Es kamen einige Krankheitsfälle vor, die jedenfalls die ersten Spuren der Seuche waren, aber die Aerzte waren klug genug, sie anders zu benennen. So wie in Athen die Pest zuerst im Piräus ausbrach, so hier die Cholera zuerst in Kronstadt; das wurde jedoch kaum berücksichtigt.

Endlich hieß es auf das Bestimmteste, die Cholera sei in der Stadt ausgebrochen, und ein panischer Schreck ergriff die Bevölkerung. Das Auftreten der Cholera war namentlich in den ersten acht Tagen entsetzlich, denn in manchen Häusern raffte sie an einem Tage den vierten Theil der Bewohner hin. Gleichzeitig liefen die ungünstigsten Berichte über den Krieg in Polen ein und der gemeine Mann konnte sich das räthselhafte plötzliche Dahinsterben nicht anders erklären, als durch Vergiftung von feindlicher Seite. Unwissenheit und Bosheit reichen sich fast immer die Hand zum Bunde, und so wurde das Vorurtheil des niederen Volkes gegen die Polen zu abscheulichen Thaten benutzt. Unter den Aerzten befanden sich mehrere von polnischem Namen, und es war nicht schwer, dem leichtgläubigen Volke die Idee beizubringen, daß dieselben als Vergifter aus Polen geschickt seien.

Je mehr die Seuche um sich griff, um so fester wurde der Glaube an polnische Vergiftungen und natürlich in den Stadttheilen am stärksten, wo die meisten Opfer fielen. In dem östlichen Theile der Stadt, der etwas höher liegt als der westliche am Ausflusse der Newa in den finnischen Meerbusen, trat die Krankheit gelinder auf, in den Straßen der höheren Gesellschaftsclassen auch; am stärksten unter der Dienerschaft und dem Bauernstande, da ihre Lebensart sie nicht schützen konnte; am ärgsten wüthete die Krankheit in der Gegend der großen Gartenstraße und des Heumarktes. Dort drängt sich die niedrigste Volksclasse zu allen Tageszeiten in kleine Trödelbuden enge beisammen; ein Blinder würde das dortige Publicum riechen; einen noch widerlicheren Anblick bietet der Heumarkt, auf welchem die Landbevölkerung hält und einen Gang für den gebildeten Mann zu jeder Tagesstunde in jener Gegend schwer macht. Dort namentlich hielt man den Pöbel bei der Idee fest, daß Speisen und Getränke von den Polen vergiftet seien, und das bethörte Volk beschloß sich an den Aerzten zu rächen. Man drang in ein Haus am Heumarkte, wo in der That ein Arzt nichtrussischen Namens wohnte, ergriff den Unglücklichen und warf ihn aus dem dritten Stock herab auf die Straße; zugleich verwüstete man die Wohnung desselben und schickte sich an, alle als Polen bezeichnete Männer aus dem Wege zu räumen. Die einschreitende Polizei verlor den Muth und das Ansehen, und hatte nur, als das Würgen auf öffentlichem Platz begann, die feige Klugheit, den eben zur Stadt kommenden Kaiser davon in Kenntniß zu setzen. Dieser, der Mann und Vater seines Volkes, lenkte augenblicklich dahin, wo er allein Hülfe bringen konnte. Er erschien in einer offenen Kalesche, von seinem Arzte begleitet, mitten unter der Mordbande; sein zürnender Blick, seine donnernde Stimme wirkten anders, als die furcht-

same Polizei, und verwandelten in einem Nu reißende Thiere in demüthig gehorsame Bauern. „Nieder auf die Knie und bittet Gott um Verzeihung," rief er, und Alles stürzte nieder und hörte zitternd seine Worte. Schwerlich hatte Jemand aus diesem ganzen Haufen je den Kaiser in der Nähe gesehen, da diese Gegend der feinen Welt überhaupt fern liegt; aber seine Gestalt war die eines Herrschers, sein Blick der eines Gebieters, dem man sich unterwirft, ohne ihn zu kennen. Er schickte die Frevler in die nahe Kirche, wo sie Gott um Verzeihung für das vergossene Blut bitten sollten. Die stumme Menge schwankte dahin, und der Platz leerte sich; das Gerücht von des Zaren Erscheinen durchflog die Stadt und verbreitete unter den unruhigen Köpfen gleichen Schrecken wie die Cholera selbst. Seine Gegenwart wirkte hier ebenso Wunder, wie in Moskau; nicht allein war die Sicherheit auf den Straßen wieder hergestellt, sondern auch Ordnung in die bereits früher getroffenen Anstalten gebracht. Der Kaiser wagte es nicht, noch denselben Tag seiner kranken Gemahlin mitzutheilen, was er in der Stadt erlebt hatte; sie erfuhr es einige Tage später aus den Zeitungen. Die zarte Weise des Kaisers in solchen Fällen, der Kaiserin unangenehme Eindrücke und Nachrichten zu ersparen, war für ihn eine heilige Pflicht, seine Gemahlin ihm ein Gegenstand heiliger Verehrung.

Nach diesem Auftritte gewann die Stadt ein entsetzliches Ansehen; das Publicum verschwand, ebenso die Arbeiter, Fiakerführer, die Ausrufer und Trödler; die langen Straßen waren wie ausgestorben. Die Bureaus der Behörden, Schulen, öffentliche Anstalten waren geschlossen, aller Verkehr war aufgehoben; man sah höchstens einzelne Menschen, die auf Augenblicke vom Lande hereinkamen, ängstlich durch die Straßen schleichen. In diese angstvolle Zeit fielen außer ungünstigen Nachrichten aus Polen

auch die vom Tode des Großfürsten Konstantin und kurz darauf die des Feldmarschalls Diebitsch; mit dem allmäligen Verschwinden der Seuche erfolgte am 27. Juli (8. August) die Entbindung der Kaiserin von ihrem dritten Sohne, dem Großfürsten Nikolai. Die zarte Gesundheit der Kaiserin hatte viel zu leiden, denn man konnte den schlimmen Stand der Dinge in Polen ihr nicht verbergen, am allerwenigsten den Tod des Großfürsten.

Die Natur hat selten in zwei Brüdern so seltsame Contraste hervorgebracht als in Alexander und Konstantin Pawlowitsch; und doch waren Beide von einer Mutter geboren, und zusammen erzogen worden. Während Alexander dazu gemacht schien, durch Liebenswürdigkeit und Bildung die Welt zu bezaubern und zu erobern, konnte Konstantins barsches und unbändiges Wesen Alles zerstören, was jener aufgebaut hatte. Sie schienen aus zwei weit entlegenen Jahrhunderten und Ländern zu stammen: Alexander, seiner Zeit und seinem Reiche vorausgeeilt, Konstantin um ganze Jahrhunderte und Culturabschnitte hinter der Gegenwart zurückgeblieben. Und doch war der Großfürst trotz aller Vorwürfe, die ihn mit Recht trafen, nicht ohne Gemüth, nicht ohne edle Gesinnung; sein Muth grenzte an Tollkühnheit, seine Freigebigkeit an maßlose Verschwendung, seine Liebe zu Alexander und den anderen Geschwistern an Andacht. Durch seine Thronentsagung zu Gunsten des jüngeren Bruders und durch das großmüthige Festhalten an dem gegebenen Worte hatte er sich in der Geschichte das größte und edelste Denkmal gesetzt, in einem Lande, das in früheren Jahren durch Bruderkriege zerfleischt wurde; er war gegen den älteren Alexander und den jüngeren Nikolai nur der erste Unterthan des Reiches, und in den übernommenen Pflichten bis zur Peinlichkeit streng gegen sich selbst. Von den Soldaten wurde er geliebt, von den Officieren gefürchtet, von einem anderen Theile

des Publicums gehaßt und vermieden, besonders von der Welt der Frauen.

Und doch war es eine Frau, die Fürstin Lowicz, die auf diesen übermüthigen Charakter den größten Einfluß ausübte, die Wildheit seines Jähzornes zügelte, vor deren weiblichen Blicken alle Härte seiner Gewohnheiten zerfloß, der zu Liebe er vielleicht dem Throne entsagt hatte und die ihm ein häusliches Glück bereitete, das sein Bruder Alexander vergeblich gesucht hatte. Durch die Blicke dieser Dame war seine Natur gebändigt, gemildert, humanisirt worden. Sie kam nach ihres Gatten Tode nach Zarskoe-Selò, wo sie nach wenig Monaten starb.

Außer dem allgemeinen Mißmuthe, den in diesem Jahre Krieg, Cholera, Aufstände erzeugten, bemächtigte sich noch ein anderes Mißbehagen der Gesellschaft und des Hofes. Die Lorbeern, die der General Diebitsch in der Türkei geerntet hatte, fanden bei vielem stillen Neide doch eine gewisse öffentliche Anerkennung; allein sein Mißgeschick in Polen erregte öffentliche Unzufriedenheit nicht allein gegen den unglücklichen Feldherrn, sondern auch gegen die Menge deutscher Generale in diesem Kriege, und folglich gegen alle Deutschen in Rußland. Die alte Eifersucht zwischen beiden Nationalitäten erwachte in hohem Grade und machte sich in offenem Hasse der Russen gegen die Deutschen Luft. Alle Namen, die in dem polnischen Feldzuge als Befehlshaber der einzelnen Armeecorps glänzten, waren deutschen Klanges, wie Pahlen, Toll, Rosen, Geismar, Sacken, Rüdiger, Kreuz, die Namen der alten russischen Fürsten dagegen schienen in Nikolai's Regierung verschwunden oder in untergeordneter Stellung festgehalten. Eine ruhige Einsicht in den Gang der Begebenheiten klagte weniger den Helden vom Balkan als Urheber des Unglückes an, als vielmehr eine Menge Uebelstände, ja vielleicht geheime

Feinde, die persönlich gegen ihn wirkten. Der einmal erwachte blinde Haß jedoch vergaß ganz, daß die Armee siegestrunken abgezogen war, daß dieselbe in übermüthigem Rausche Polen schon niedergeworfen sah noch vor ihrem Eintritte ins Land, so daß viele Officiere ihren Verwandten und Freunden nicht eher als von Paris aus schreiben wollten. Unmuth ist die nächste Folge des Uebermuths. Wie groß der Haß einer mächtigen Hofparthei gegen den unglücklichen Ausländer Diebitsch war, ließ sich selbst zwanzig Jahre nach seinem Tode noch beobachten. Einer der unversöhnlichsten jener mächtigen Feinde befand sich an einer kaiserlichen Hofmarschalls-Tafel, wo man Champagner reichte, den er unbegreiflicher Weise stehen ließ. Als man ihn fragte, warum? erwiederte er kalt lächelnd: „Ich trinke nur einmal im Jahre Champagner, und zwar am Todestage des Feldmarschall Diebitsch." Der einmal erwachte und künstlich erhaltene Haß wurde ohne Erfolg zu des Kaisers Ohren gebracht, der in jenem Jahre die späterhin aufgestellten Grundsätze von Einer Sprache, Einer Kirche und Einem Gesetze noch nicht ausgesprochen hatte. Aber auch später war das Gefühl des Souverains vorherrschend und erhaben über alle kleinlichen Rücksichten, über allen Partheigeist; er sah in Allen nur seine Unterthanen und zeichnete sie nur nach Verdienst aus, ohne nach ihrem Ursprung und Glaubensbekenntniß zu fragen. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß seit dem Tode Diebitsch's und den Erfolgen des Generals Paskewitsch der Nationalhaß sich entschiedener aussprach und die sogenannte altrussische Parthei sich am Hofe siegreich einzuwurzeln schien. Man vergaß im Publicum, welche Dienste Preußen unter dem Einflusse der Kaiserin auf ihren Vater im Kriege geleistet hatte; man übersah, daß deutsche Aerzte in dem Feldzuge ganze Regimenter vor der Cholera geschützt und gerettet hatten.

Am Hofe zwar blieb Alles wie zuvor, dort konnte eine gewisse Vorliebe des Kaisers für deutsche Beamte, für deutsche Aerzte nicht geleugnet, nicht entfernt werden. Welche Wendung aber jene Zeit ohne die allgemein verehrte Kaiserin genommen hätte, das zu beurtheilen überlassen wir der Einsicht des Lesers. Wären der Haß des niederen Volkes gegen ausländische Aerzte und seine vorgefaßte Meinung über Vergiftungen allgemein gewesen, die Scenen des Heumarktes hätten sich durch die ganze Stadt wiederholt; aber alle anderen Quartiere derselben blieben ruhig und die Bevölkerung zeigte ein unbedingtes Vertrauen zu den deutschen Aerzten. Die Kaiserin nannte dies Jahr eines der unglücklichsten ihres Lebens; sie ertrug es mit der gewohnten Standhaftigkeit; die Partheienwuth hat sie nicht berührt, obgleich dieselbe in jenem Sommer bis in die Schulen verpflanzt worden war. Viele Familien der Hauptstadt hatten gefallene Verwandte zu beweinen, und der nächste Winter verging trotz der Beruhigung Polens unter allgemeiner Mißstimmung und Trauer. Die Cholera hatte auch in Berlin dieselbe Verwüstung und Scenen wie die des Heumarktes hervorgerufen und die Kaiserin war in ewiger Angst und Aufregung.

Es bildete sich damals allmälig der Plan, durch Erziehung ein lebendigeres Nationalbewußtsein und eine Nationalbildung hervorzurufen; ob in des Kaisers Kopfe zuerst und allein, oder in mehreren, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Die Julirevolution war jedenfalls die erste Veranlassung, welche der geheime Haß gegen die Ausländer ausbeutete. Die Regierung hatte vor fünf Jahren den Staat kaum vor einer entsetzlichen Verschwörung gerettet, und jetzt mußte man fürchten, daß französische Ideen gleicher Natur in Rußland von Neuem Wurzel schlügen durch die Menge französischer Gouverneure in aristokratischen Häu-

fern. Der Kaiser hatte ohnehin mit Mißfallen bemerkt, daß viele junge Leute, die Sonntags zum Thronfolger kamen, mehr den Eindruck geborener Franzosen machten, und ihre Muttersprache dem Zaren gegenüber mit großer Verachtung behandelten, ja dieselbe kaum zur Unterhaltung hinreichend beherrschten; er fand sogar Mehrere, die sie nicht einmal nothdürftig sprachen. Sein gerechter Zorn, den er darüber laut aussprach, hatte zur Folge, daß man in allen vornehmen Häusern von jetzt an mehr auf gründliche Erlernung der Muttersprache hielt. Des Kaisers Absicht war damit vollkommen erfüllt, daß nämlich Alle, die in Staatsdienste treten wollten, vor allen Dingen der Landessprache vollkommen Meister sein sollten. Aber auch dieser einfache Plan stieß auf Schwierigkeiten. Man fand in Petersburg Professoren aller orientalischen und occidentalischen Sprachen von großer Auszeichnung, aber es fehlten solche der russischen, und ein einsichtsvoller Mann erklärte dem Kaiser, daß leichter ein guter Lehrer der chinesischen als ein solcher der russischen Sprache zu finden sei; in der That waren die besten vorhandenen noch dazu deutscher Abstammung.

Indessen war mit gründlicher Erlernung der russischen Sprache und Einführung derselben in die Gesellschaft noch keineswegs eine Nationalbildung hergestellt, ein Werk, das in allen Ländern und Zeiten die Anstrengung und Ausdauer vieler Jahrhunderte gekostet hat. Aber in vielen leichten Köpfen, besonders der Hauptstadt, setzte sich die Meinung fest, daß mit der Erlernung der Muttersprache, namentlich den wissenschaftlichen Vorträgen in derselben auf Schulen und Universitäten, das Werk der Nationalerziehung und Bildung hergestellt sei. Eine so absolute Regierungsform, wie die russische immer gewesen war, konnte schwerlich einen freien nationalen Geist entwickeln und dessen selbstständige Ausbildung befördern, aber die vorhandenen Eigenthüm-

lichkeiten ebensowenig ganz unterdrücken. Das russische Volk war bis auf die Zeit der Romanows einzig durch seine Kirche erzogen, die ihm einen eigenthümlichen, von allen europäischen Nationen abweichenden Stempel aufgedrückt hatte; wenn sich seit Peter dem Großen Manches von den alten Sitten abgeschliffen hatte, so war es durch europäische Formen ersetzt, aber nur in der neuen Hauptstadt. Zu allen Zeiten war aber der Gang, den die anderen Nationen Europa's in ihrer humanen und nationalen Entwickelung genommen hatten, den Russen fremd geblieben, der Gang durch das classische Alterthum. Seit den letzten drei Jahrhunderten hatten Italiener, Franzosen, Deutsche und Briten sich die gesammten Kenntnisse des Alterthums mittelst der beiden classischen Sprachen angeeignet, hatten die Gebiete der Wissenschaften durchforscht, erweitert, sich in den redenden wie in den bildenden Künsten versucht, viele Lorbeern gleich den Griechen und Römern erworben in Beredsamkeit und Dichtkunst; sie hatten eine Menge neuer Gebiete hervorgerufen und waren so allmälig zu einer selbstständigen Nationalliteratur und durch dieselbe zu einer eigenthümlichen Nationalbildung gelangt. Aber selbst in der Zeit, wo die Alten in den meisten Künsten und allen Wissenschaften von den neueren Völkern überflügelt waren, blieb das classische Alterthum die Grundlage aller Erziehung in den vier großen Nationen. Man fand in Rußland, oder besser gesagt in Petersburg, manchen Mann, der durch Franzosen oder Deutsche mit dem Virgil oder Horaz vertraut gemacht war, also eine gewisse Dilettantenkenntniß des Alterthums, aber man fand nicht einen einzigen Classiker der griechischen und römischen Literatur, der von einem Russen sorgfältig studirt, kritisch durchforscht, erläutert und zum Gebrauch der Schuljugend bearbeitet worden wäre, obgleich nach dem Muster deutscher Gymnasien besonders römische

Prosaiker und Dichter studirt wurden. Während die classischen Sprachen Jahrhunderte lang Gegenstand der geistreichsten Untersuchung gewesen, die lateinische der Schmuck aller Universitäten geworden war, bediente man sich damals wenigstens noch in den Schulen einer aus dem Deutschen ins Russische übersetzten Grammatik, und verwechselte Werke anderer Art, die ins Russische übertragen waren, mit nationalen Erzeugnissen. Der Einfluß, den das Studium des Alterthums auf ganz Europa, in den verschiedensten Richtungen, auf Entwickelung des Geistes, auf das Gemüth, auf den Schönheitssinn, auf die humane Bildung überhaupt ausgeübt hat, war den Russen noch unbekannt, und die damit verbundenen Früchte einer höheren, edleren, menschlicheren Gesinnung werden der gesammten Nation fehlen, so lange der genannte Weg gemieden wird. Statt der beiden classischen Sprachen der alten Welt hatten die Russen, wie wir schon in der Einleitung gezeigt haben, zwei moderne, die französische und die deutsche, als Bildungsmittel ergriffen und scheinbar sich dieselben weit mehr angeeignet, als wir uns die alten; denn sie sprachen dieselben mit einer Leichtigkeit, die uns in Erstaunen setzt. Allein die daraus hervorgegangene Bildung mußte durchaus das Gepräge des Fremden an sich tragen; sie war ja nicht Eigenthum, sondern erborgt und dem ursprünglichen Nationalgeiste ganz entgegen. Die auf solchem Wege gebildeten Russen waren, wenn nicht Feinde, doch jedenfalls Verächter und Bespötter ihres Vaterlandes, die sehr häufig den heimischen Boden vermieden, im Auslande sich so einwurzelten, daß eine Rückkehr ihnen moralisch unmöglich wurde; aber selbst Diejenigen, die Umstände in Rußland zurückhielten, fühlten sich in den dortigen Dienstverhältnissen nicht glücklich und wurden von ewiger Unzufriedenheit gequält. Der Gedanke einer Nationalerziehung war also ein sehr

natürlicher; ob aber die dazu gewählten Mittel die richtigsten waren, mögen wir nicht entscheiden; man vergaß eben gänzlich, daß nach Ausschluß der ausländischen Bildungsquellen die inländischen, welche die anderen ersetzen sollten, keineswegs so reichhaltig flossen, und die Nation schwerlich sich, wie das alte Griechenland, am eigenen Geiste erwärmen und erleuchten konnte. Die europäischen Nationen waren ja auch von weiter vorangeschrittenen immer auf eine gewisse Zeit beeinflußt, ja beherrscht worden, und dies Uebergewicht z. B. der Italiener über die Franzosen, der Franzosen über Deutschland dauerte so lange fort, bis eine selbstständige wissenschaftliche Thätigkeit, ein eignes künstlerisches Wirken, eine mächtige Nationalliteratur den fremden Einfluß abgeschüttelt hatten. Die Russen schnitten im Gegentheil alle fremden Bildungsmittel von sich ab und lebten der guten Hoffnung, daß nun der Volksgeist auch von selbst die nationale Bildung erwecken würde. In den nächsten Jahren wurden gegen zwanzig ausländische Erziehungsanstalten in Petersburg allein aufgehoben und die Zöglinge den russischen Kronanstalten übergeben. Alle wissenschaftlichen Gegenstände wurden hier russisch vorgetragen, die ausländischen Sprachen zwar beibehalten, aber nur wenig berücksichtigt. Für die Residenz war man im Stande, das nöthigste Lehrerpersonal herbeizuschaffen; aber für das unermeßliche Innere des Reiches konnten die Hülfsquellen der beiden Hauptstädte unmöglich ausreichen, zumal der Russe sich selten in den Lehrerstand begiebt. Man errichtete daher eine besondere Anstalt in Petersburg, in welcher nur russische Gymnasiallehrer für das Innere gebildet werden sollten; der Director derselben war dennoch ein Deutscher, der Staatsrath Middendorf, und noch mehrere andere Professoren mußte man aus dem Auslande verschreiben. Wir wagen es nicht zu beurtheilen, ob die

Erfolge den wohlgemeinten Anstrengungen der Regierung entsprachen, können aber die Thatsache nicht verschweigen, daß die Anstalt nach etwa fünfzehn Jahren wieder aufgehoben wurde. Von größerer Wichtigkeit für den ganzen Staat wurde die Gründung der Rechtsschule durch den Prinzen Peter von Oldenburg, des Kaisers Neffen. Dieser, ein Sohn der Großfürstin Katharina, späteren Königin von Württemberg, war im Auslande erzogen worden, aber in der Aussicht, in russische Dienste zu treten; die russische Sprache war ihm daher eben so geläufig wie die deutsche, seine sonstige Bildung stand jedoch auf deutschem Grund und Boden, beruhte also auf classischen Studien; als Fürst, und der kaiserlichen Familie so nahe verwandt, mußte er die militärische Laufbahn wählen, oder wenigstens die militärische Uniform, ohne die man sich in Rußland einen Prinzen von Geblüt nicht denken kann; aber des Prinzen Sinn war durchaus nicht kriegerisch, und es drängte ihn daher, seine Thätigkeit auf einem friedlichen Felde zu suchen. Seine deutschen Verwandten und Erzieher hatten Nichts versäumt, freie Ansichten und edle Gesinnungen in ihm zu entwickeln und zu unterhalten, und zwar gerade deßhalb, weil er als Neffe des Kaisers freier und selbstständiger eine Meinung vertreten dürfe, als die höchsten Beamten. Der Prinz war bescheidener, fast schüchterner Natur, voller Güte und Humanität, und konnte dem Alles beherrschenden Charakter des Kaisers gegenüber, zumal als Neuling, sich nicht so geltend machen, als seine Bildung es ermöglicht hätte. Nachdem er das Land mehrere Jahre beobachtet hatte, machte er dem Kaiser den Vorschlag, eine Rechtsschule zu gründen, weil er von allen Theilen der Verwaltung den der Justiz am ärgsten vernachlässigt fand. Es waren nicht die Gesetze, nicht das Rechtsverfahren, welche dadurch verändert oder verbessert werden sollten,

sondern die Beamten, die es handhabten, denen nicht allein eine strengere wissenschaftliche Kenntniß des Rechts, sondern mehr noch jene Lauterkeit, jene Unbestechlichkeit des Charakters fehlte, ohne welche die Gerechtigkeit nirgend walten kann. Unter großen Anfeindungen wurde endlich die Anstalt ins Leben gerufen, und sie blüht noch jetzt nach fünfundzwanzig Jahren. Die daselbst gebildeten Rechtsbeamten sind schon als Knaben in dieser Anstalt erzogen worden und jedenfalls in einer edleren Atmosphäre herangewachsen, auch waren sie meistens unbescholtenen Familien entsprossen. Sie hat der Regierung eine große Anzahl Beamten geliefert, die sich unter allen durch eine sittliche Haltung auszeichnen. Die Hauptthätigkeit des edlen Prinzen blieb seit jener Zeit der Erziehung im Allgemeinen gewidmet; verschiedene andere Anstalten wurden seiner Aufsicht übergeben, so die weiblichen ohne Ausnahme, und er verstand es, namentlich durch sorgfältige Pflege der Musik, des Gesanges, in allen einen edlen Geist zu wecken, und in den männlichen die classischen Studien zum Gedeihen zu bringen. Obgleich der Prinz, als Neffe des Kaisers, der regierenden Familie als Mitglied angehörte, und später den Titel „Kaiserliche Hoheit" führte, so war sein Leben doch mehr das eines Privatmannes, besonders nach seiner Verheirathung mit einer Prinzessin von Nassau, die ihm zu Liebe den schönen Rhein mit der kalten Newa vertauschte. Der Prinz bewohnte mit den Seinen einen eigenen Palast, dessen Inneres würdig ausgestattet war und eine der glücklichsten Familien in sich schloß, die wir kennen gelernt haben. Die Prinzessin, obgleich durch ihren Geist, ihr Gemüth und ihre hohe Bildung dazu geschaffen, die glänzende Rolle einer großen Dame zu spielen, zog es vor, alle ihre Zeit der Erziehung ihrer Kinder zu widmen, die Welt wenig aufzusuchen und den Lebensgenuß einzig zu Hause mit den Ihrigen

und einigen Freunden zu theilen. Hier speisten Vater und Mutter mit allen Kindern, Adjutanten, Gouverneuren und Gouvernanten und einigen geladenen Gästen an einer Tafel und verbrachten dann die Abende meist mit Musik, der einzigen Liebhaberei des Prinzen. Oft zog er seine Rechtsschüler zu den häuslichen Unterhaltungen und theilte ihnen seinen Sinn für Kunst und Familie als eines der schönsten Vermächtnisse für ihre spätere Laufbahn mit. Durch die Gründung der Rechtsschule, durch väterliche Sorgfalt für die Bildung unbescholtener Beamten hat sich der Prinz ein unvergängliches Denkmal gesetzt und dem Lande eine der größten Wohlthaten erzeugt.

Von diesen nationalen Regungen und Bewegungen blieb der Hof jedoch ganz unberührt, und viele Zweige der Staatsverwaltung und Organisation blieben nach wie vor in deutschen Händen; selbst die deutschen Corpscommandeurs waren nicht so leicht durch russische Namen zu ersetzen, als Diebitsch durch Paskewitsch. Die Organe der russischen Diplomatie in Europa gehörten den verschiedensten Nationen an und die russische war dabei kaum in einzelnen Fällen vertreten. An der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand der Graf Nesselrode, den wir schon unter den Stützen der Regierung Nikolai's genannt haben. Ein so alter deutscher Name in so hoher Stellung und bei so weitreichendem Einflusse erregte fortdauernd Mißgunst, ja Verdacht bei den Einheimischen und der nationalen Parthei, und der staatsmännische Werth dieses Ministers ist nie vollständig anerkannt worden. Ohne besondere Talente, ohne Vielseitigkeit des Wissens, ohne gründliche Kenntniß der europäischen Cabinete, besonders ohne den feinen Takt, sich dem eisernen Willen des Kaisers mit Geschick entgegenzustellen, zur richtigen Zeit nachzugeben, um ein anderes Mal mit um so größerem Nachdruck durchzudringen, hätte

sich dieser Minister als Deutscher nicht den Titel und Rang eines Kanzlers erwerben können. Man kann ihn weder mit Talleyrand, noch mit Metternich vergleichen; er war seinen Grundsätzen und Ansichten treuer als der Erste und in seiner Thätigkeit in Rußland eingeschränkter als der Zweite in Oesterreich; denn die inneren Angelegenheiten Rußlands blieben seinem Amte fern und fremd, für ihn war der hohe Posten ein Beruf der Versöhnung, der friedlichen Vermittlung, und unter seiner Amtsführung ist der Würde des Kaisers und des Reiches schwerlich Etwas vergeben worden. Er war ein Mann des klaren, gesunden Verstandes, der ruhigen Ueberlegung, der festen und sicheren Ausführung; bei aller deutschen Gründlichkeit ohne ängstliche Pedanterie, bei wirklicher Bescheidenheit nicht ohne jenen moralischen Muth, eine Ansicht gegen viele Feinde zu vertreten; er verstand es, zu seinen Geschäften die richtigen Männer und ebenso genau Zeit und Ort zu wählen. Jene nationale Bewegung vermochte nicht seine Ansichten zu verändern: mehr als je findet man seit jener Zeit die russische Diplomatie in deutschen Händen. In London war der Fürst Lieven und seine geistreiche, in Geschäften gewandte Gemahlin deutschen Ursprunges; neben ihnen der polnische Graf Matusiewitsch, vielleicht der bedeutendste Kopf unter den damaligen russischen Diplomaten. Man hätte an ihm lernen können, welche vielseitige Bildung die classischen Studien in dem Manne erwecken; die Leichtigkeit, womit er seine Gedanken in verschiedenen Sprachen zu Papier brachte, die Ausdauer und Gründlichkeit in seinen Arbeiten, vereint mit großen natürlichen Anlagen, konnten allein den seltenen Werth dieses jungen Mannes begründen. Er war in Paris erzogen und von Jugend auf ebenso bekannt mit den alten wie mit den neueren Sprachen, ebenso vertraut mit Horaz und Tacitus, wie mit Shakespeare und Schiller. Wenn man ihn in ernster

Stunde über Geschichte und Philosophie reden hörte, so konnte man glauben, diese beiden Wissenschaften seien die einzige Aufgabe seines Lebens gewesen. Sah man ihn im Gegentheil an einer englischen Jagd, an einem Wettrennen betheiligt, so schien er, jedem anderen Geschäfte fremd, sein Leben in englischer Weise verbringen zu wollen. Ungewöhnliche Anstrengungen des Geistes und Körpers zogen ihm den Tod im vierzigsten Jahre zu. Matusiewitsch war, wie fast alle russischen Diplomaten, selten in Petersburg; die inneren Interessen dieses Landes waren allen fremd, ja es gab mehrere, die das Rußland des Kaisers Nikolai nie gesehen hatten, andere, die kein Wort Russisch verstanden, und durch ein Gesuch ihrer Landsleute in Verlegenheit gesetzt wurden. Der Herzog von Richelieu unterhielt sich am königlichen Tische zu Paris oft mit seinen Nachbarn in russischer Sprache, um von Pozzo di Borgo, dem russischen Botschafter, nicht verstanden zu werden. Der Kaiser wußte trotzdem die seltenen Verdienste solcher Männer zu schätzen, und setzte voraus, daß genaue Kenntniß der damaligen russischen Literatur der Bedeutung dieses Diplomaten kein großes Gewicht hinzugefügt hätte. Die europäischen Staaten und ihre gegenseitigen Beziehungen waren seit Katharinens Zeiten für ein russisches Auge so fremdartig gestaltet, daß zum Verständniß derselben europäische Bildung und große Erfahrung nöthig waren, um diejenigen Fäden herauszufinden, durch welche der russische Hof an die Fremde geknüpft und mit ihr befreundet werden konnte. Für Paris und die wieder eingesetzten Bourbons konnte kaum eine glücklichere Wahl getroffen werden als die des Grafen Pozzo di Borgo. Als ein geborener Corse, Advocat seines Berufes, war er seit dem Beginn der französischen Revolution Abgeordneter seines Vaterlandes in der Nationalversammlung. Seine politischen Ansichten hatten mit

den verschiedenen Phasen jener großen Staatsumwälzung gewechselt, nur sein Haß gegen Buonaparte blieb derselbe in allen späteren Stellungen und glich in der That mehr einem corsischen Rachegefühl.

Seit dem Jahre 1798 war er nach einander in österreichischen, englischen und russischen Diensten, wo Buonaparte gehaßt, verfolgt und bekriegt wurde; er konnte nach Waterloo mit Recht sagen: „Wenn ich nicht so glücklich war, ihn allein zu stürzen, so hab' ich doch die letzte Schaufel Erde auf sein Grab geworfen.“ Pozzo di Borgo war in der Unterhaltung der französischen Sprache nicht in dem Grade Meister, wie in der Schrift. Ohne eigentliches Vaterland, ohne Familie, ohne alle Privatinteressen, erinnert dieser Mann an die Legaten des Mittelalters, die jedenfalls die reinsten und sichersten Werkzeuge in der Hand der Päpste waren. Er beurtheilte das europäische Staatssystem nicht als einen Organismus, sondern als eine Maschine, die den Zwecken eines obersten Herrn dienen müsse. Der Staat war ihm eine todte Größe, und wäre das in der That der Fall gewesen, so würde Pozzo di Borgo der sicherste Berechner ihrer Kräfte und Lenker gewesen sein. Er war das vollendete Muster eines Dieners in der Hand eines absoluten Herrn. Die russischen Botschafter und Gesandten sind mit großartigen Mitteln ausgestattet, um die Größe ihres Reiches überall würdig zu vertreten; auch das Haus dieses Diplomaten in Paris war das glänzendste; die russische Gastfreundschaft wurde hier gegen Fremde und Einheimische, gegen Diplomaten und Laien auf das Freigebigste geübt. Ihm war es dadurch möglich gemacht, die ganze Gesellschaft gründlich zu studiren, das Vertrauen Vieler zu gewinnen, die sonst diplomatische Häuser fliehen. Die Depeschen des Grafen sind Meisterwerke nach Form und Inhalt, an Tiefe der Einsicht,

an Vollständigkeit der Umsicht, an Kürze und Klarheit der Darstellung; dem größeren Publicum sind mehrere derselben aus dem „Portofoglio" bekannt. Man staunt über die Mittel, die eine mit sich selbst klare Regierung wählt, und kann ihr den größten Beifall nicht versagen.

Diejenigen Männer, die sich in Pozzo's Umgang und Schule gebildet hatten, waren an der Feinheit ihrer Umgangsformen, zugleich aber in der Verschlossenheit bei jedem politischen Gespräche zu erkennen, in ihren Amtsgeschäften an einer überpedantischen Gewissenhaftigkeit. Seine Ansichten galten bei den späteren Geschlechtern wie Orakelsprüche. Neben diesen Beiden, einem Polen und einem Corsen, stand ein dritter Mann in gleichem Ansehen. Der General Peter von Suchtelen, ein geborener Holländer, das diplomatische Organ Rußlands am schwedischen Hofe. Pozzo di Borgo war ein stattlicher Mann, dessen Erscheinen nirgends ohne Wirkung blieb; Suchtelen dagegen war klein, mager, unscheinbar, ja etwas gebeugt, man konnte glauben, vor lauter Höflichkeit. Den russischen Ueberlieferungen aus Katharinens Zeiten treu, zeigte sich der kleine Mann in den Straßen Stockholms nie anders als in sechsspännigem Wagen und gewann durch freundlichen Gruß das gesammte Publicum. Viele russische Diplomaten haben die Sitte, vierspännig zu fahren, selbst in kleinen Residenzen geltend gemacht, wo die einheimischen Minister meist zu Fuß gehen. Suchtelen war in Holland zu einer Zeit erzogen, wo das classische Alterthum als ein Evangelium aller humanen Bildung angesehen ward; obgleich für das Kriegswesen bestimmt, blieb er der humanistischen Richtung sein ganzes Leben treu, und verwandte große Summen auf Sammlungen aller Art, besonders auf eine Bibliothek, die der kaiserlichen in Petersburg späterhin die größten Schätze zugeführt hat. Sein Haus war für Schweden

ein Museum von Gemälden, Handzeichnungen, Kupferstichen und Münzen, und sein schöner Park auch dem Publicum geöffnet. Seine Gegenwart konnte die Schweden vergessen machen, was sie an Rußland verloren hatten. In seinem Hause erschien die königliche Familie, das ganze diplomatische Corps, die feine Welt Stockholms, die einheimischen Künstler und Literaten, wie die wenigen Fremden, die das Geschick in diese nordische Entlegenheit verschlagen hatte. — Der russische Gesandte in Berlin, Herr von Ribeaupierre, obgleich in Rußland geboren, war französischer Abstammung und Geistes, einer der feinsten und angenehmsten Männer im Salon, von einer französischen Unterhaltungsgabe, wie sie in unserm Jahrhundert selbst in Paris nur selten mehr gefunden wird. Er hatte noch den Hof Katharinens als Page gekannt und war ein Freund Nesselrode's seit seinem sechszehnten Jahre. Hauptschauplatz seiner diplomatischen Thätigkeit war Konstantinopel gewesen, nachdem er den Vertrag von Akjerman erzwungen hatte. Sein Einfluß in Berlin war nicht so allseitig, wie der Suchtelens in Stockholm, aber größer auf die Frauenwelt, für die in Ribeaupierre's Wesen etwas Beherrschendes lag. Nach Petersburg zurückberufen, lebte er, der Einzige aus dieser diplomatischen Classe, am Hofe als Oberkammerherr, dem Kaiser wie der Kaiserin stets willkommen durch das Talent seiner gesellschaftlichen Unterhaltung. In den Abendkreisen der Monarchin fehlte er selten und seine Gegenwart war, wenn auch nicht immer belebend, doch nie ermüdend. — Zu dieser Reihe Diplomaten von fremdem Namen gehörte auch der Baron Nicolay in Kopenhagen, dessen Amt freilich nicht so schwierig war, wie die der Vorhergenannten. Er war ein Sohn des bekannten Fabeldichters Nicolay, der als Secretär des Kaisers Paul seine Muse nicht aufgegeben hatte. Ferner Herr von Oubril in Spanien, Baron Maltiz in

Holland, Graf Stackelberg in Neapel, Baron Krüdener u. s. w. Es findet sich thatsächlich nur Ein altrussischer Name unter den Diplomaten der damaligen Zeit: Herr von Tatistchef in Wien, der jedoch später durch den Grafen Medem ersetzt wurde. Man hat dem Grafen Nesselrode den stillen Vorwurf gemacht, alle diese wichtigen Posten mit Fremden besetzt zu haben; das ist aber ungerecht. Die meisten dieser Namen stammten noch aus Alexanders Zeiten; und die späteren konnten ohne Nikolai's Einwilligung ebensowenig auf gut Glück ernannt werden, als nach Begünstigung. Alexanders Persönlichkeit und Theilnahme war von großem Einfluß auf den Gang der russischen Politik, wie auf die Diplomaten, gewesen; Kaiser Nikolai hatte nicht nöthig, weder die Sache noch die Organe zu verändern, er konnte diesen Theil seiner Regierung als die beste Erbschaft aus seines Bruders Nachlaß betrachten. Das Ausland hatte Ursache, das russische Regierungssystem zu beneiden, zu bewundern und zu fürchten; denn es hatte die Macht, aus allen Nationen die besten Köpfe zu wählen und jeden an den richtigen Platz zu stellen. Die großen Erfolge der russischen Diplomatie beim Frieden von Adrianopel, dem Vertrage von Hunkiar-Skelessi, rechtfertigten dasselbe vollkommen, im Vergleich mit anderen Staaten, die in der Wahl ihrer diplomatischen Organe streng an eine Gesellschaftsclasse gebunden sind. Aufgeklärte, wohlgesinnte Russen, die einen partheilosen Blick in das Innere ihres Staatslebens gethan hatten, äußerten oft, daß die Größe des Landes gerade darin bestehe, alle Lücken auf das Schnellste ausfüllen zu können, zu einem Posten immer den wahren Mann zu finden, das Fehlende augenblicklich zu ersetzen, und so allmälig sich das Entlehnte ganz zu eigen zu machen. Diese Männer verfolgten die Nichteinheimischen nie mit Neid und Eifersucht, sondern freuten sich mit einem gewissen

Stolze, daß Talente in Rußland eine würdige Anerkennung fanden. Der Graf Alexei, späterhin Fürst Orlof, wurde vom Kaiser oft nebenher zu schwierigen diplomatischen Missionen verwendet, ohne seinem Geschäftskreise und seinem inneren Berufe nach zu dieser Classe gerechnet werden zu können; denn er war mehr der Mann des Schwertes, als der Feder, mit welcher sich alle Vorhergenannten so sehr auszeichneten. Treu dem Geiste seiner Familie, war er unternehmender und schnellausführender Natur. So wie er am 14. December mit seinem Regimente zuerst auf dem Isaaksplatze für Nikolai erschienen war, so blieb er auch durch die ganze Regierung des Kaisers der erste ritterliche Freund desselben, eines Enthusiasmus für die geheiligte Person fähig, wie Ali neben dem Propheten ihn entwickelte. Er erschien in Adrianopel, Berlin, Wien, Hunkiar-Skelessi, wie zuletzt in Paris, als des Kaisers letzter und entscheidender Wille. Sein Aeußeres war durch einen besonderen militärischen Anstand bezeichnet, sein Gesicht freundlich stolz, mehr heiter lächelnd als ernst, seine Manieren die eines großen vornehmen Herrn, im Ganzen gebieterisch, das Muster slavisch-russischer Bildung, am meisten dem Fürsten Menschikof verwandt, nur ohne die witzige Bosheit des Letzteren, aber auch ohne die Gründlichkeit und Vielseitigkeit des Marineministers. Des Kaisers treuer Begleiter auf Reisen, auf dessen Schultern der müde Autokrat im Wagen sehr oft sein Haupt legte, und der es auch verstand, durch einen Scherz die üble Laune seines Gebieters umzustimmen, und vorsichtig genug auch die geringste Persönlichkeit nicht beleidigte, oder nur übersah.

Orlof ist der erste jener Männer, die unter und erst durch Nikolai eine besondere Bedeutung bekamen und diese Regierung besonders bezeichnen. Vor seiner Ernennung zum Director der dritten Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei finden wir ihn nur

zu besonderen, außerordentlichen Aufträgen bestimmt, in der Stadt in einem kleinen unansehnlichen Hause wohnhaft, ohne Geräusch und Glanz, wozu sein großes Vermögen ihn berechtigt hätte. Während seine Interessen über den Ehrgeiz des Dienstes und die Gegenwart nicht hinausreichten, ließ er doch seinen einzigen Sohn mit außerordentlicher Sorgfalt und in einem anderen Geiste erziehen. Es war die Lebensaufgabe der Mutter, einer geborenen Sherebzof, diesem jungen Manne eine andere Richtung zu geben, als die einseitig nationale, die man damals verfolgte. Er war mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet, denen er einen stillen Fleiß zugesellte. Die Tage und Nächte, die andere junge Russen dem Vergnügen widmeten, vergingen ihm unter Studien aller Art; er löste die Aufgabe, die man sich unter Uwarofs Ministerium gestellt hatte, besser unter den Augen seiner Mutter, und war später, als sein Vater die geheime Polizei dirigirte, der aufgeklärteste und freisinnigste, wissenschaftlich gebildetste junge Mann der Hauptstadt.

Rußlands Macht und Ansehen in Europa stiegen sichtlich, und der Nationalsinn konnte dadurch nur erhöht werden; die russische Nationaltracht der Frauen kam zu Ehren neben der russischen Sprache und Literatur, der Malerei und Musik. Die nationalen Bestrebungen nahmen binnen Kurzem einen kühnen Charakter an; als Brülows berühmtes Bild „die letzten Tage Pompeji's" nach der Reise durch ganz Europa endlich in Petersburg anlangte, erklärten ihn russische Federn und Stimmen für den ersten Maler der Welt. Das Genie dieses Mannes, der sich unter einem italienischen Himmel entwickelt hatte, ging an der Newa trostlos zu Grunde; aber selbst viele Russen nannten sein Werk einen bunten Kuchen. Der einmal so plötzlich erwachte nationale Aufschwung wurde von einigen Männern besonders befördert und

begünstigt; von diesen nennen wir zuerst den Grafen Uwarof, der dem Fürsten Lieven an der Spitze des Ministeriums der Volksaufklärung eben so bedeutungsvoll nachfolgte, wie Paskewitsch den Grafen Diebitsch ersetzt hatte. Uwarof war ein Mann von blendender, vielseitiger Bildung; er schrieb und redete die neueren Sprachen mit der größten Leichtigkeit, stand in Verbindung mit allen wissenschaftlichen Notabilitäten des Auslandes, und schien so durch Kenntnisse und Bildung besonders dazu berufen, die nationale Entwickelung zu leiten. Selten ist wol dieses wichtige Ministerium in den Händen eines so vollendeten Welt- und Hofmannes gewesen, wie es Uwarof war. Wie weit sein Eifer wahrhaft und segensreich in der großen Sache gewesen ist, wagen wir nicht mit Einem Worte zu entscheiden, selbst nicht einmal, ob derselbe aus reinem altrussischen Herzen kam, oder ob dadurch die Aufmerksamkeit des Hofes mehr auf den Minister gelenkt werden sollte. So sehr derselbe ihn auch im Range förderte, mit Orden und zuletzt mit dem Grafentitel schmückte, so scheint er das unbedingte Vertrauen des Kaisers doch nicht in dem Grade wie viele Andere erreicht zu haben, jedenfalls blieb er den nächsten Umgebungen der kaiserlichen Familie mehr fern, als er gehofft haben mochte. Er erhob das Feldgeschrei der neuen Richtung: „Autokratie, Orthodoxie, Nationalgeist“ zum Grundsatze, ja zum Dogma, ohne auf manche andere Stimme zu hören, die die Selbstherrschaft von Gesetzlichkeit, die Rechtgläubigkeit von Duldung, den Nationalgeist von humaner Bildung unterstützt und getragen wissen wollten. Neben Uwarof standen noch viele andere Zeit- und Altersgenossen, die in gleichem Geiste zu wirken suchten, die aber, ohne Uwarof's Geist und Kenntnisse, durch zu viel blinden Eifer der großen Sache eher schadeten als nützten. Der hervorragendste unter denselben war der Graf Dmitri Bludof.

Weniger Hofmann als Uwarof und am Allerwenigsten der galante Cavalier, wie jener Minister, besaß er ebensoviel gründliche Kenntnisse, wie jener. Er zog zuerst des Kaisers Aufmerksamkeit auf sich durch den Bericht der Untersuchungscommission über die Verschworenen; von da an ist er durch sein ganzes Leben mit den wichtigsten Aemtern und Geschäften betraut worden. Sein Charakter hatte etwas Biederes, Bescheidenes, von allem Scheine Entblößtes, und erwarb ihm Vertrauen bei hohen wie bei geringeren Personen.

Mitten in dieser künstlichen nationalen Bewegung verhielt sich die Stimme der Oeffentlichkeit unpartheiisch still, verheimlichte aber seine Anerkennung des Ausländischen keineswegs, so oft die Wahl zwischen beiden getroffen werden mußte. Obgleich russische Federn Brülow neben oder gar über Raphael gesetzt hatten, drängten sich doch die Großwürdenträger des Reiches zu der Ehre, von dem Berliner Maler Krüger sich abgebildet zu sehen; so sehr man einige Russen als Portraitmaler rühmte, so entstand des Kaisers Bild zu Pferde doch durch denselben Künstler, und des Kaisers alter Hausfreund und Lehrer Sauerweid blieb Cabinetsmaler. Der russische Kaufmann im Gostidnodwor pflegte seine Waare als deutsche zu rühmen; die alte russische Hornmusik machte allmälig ausländischen Orchestern Platz, und gerade besonders mit der Musik wurde der europäische Geist eingesogen, obgleich die Censur ganze Geschichtswerke einzelner Stellen halber verbot und die geheime Polizei die Unterhaltungen aller Gesellschaften ängstlich überwachte. Alles zusammen bewies nur, daß der nationale Geist sich mit ausländischer Bildung vollkommen vertrage, der letztere aber einen ernstlichen Wetteifer in der Nation wachgerufen habe.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß in den Jahren von 1830 bis 34 der Hof und das Leben der Stadt weniger

geräuschvoll und glänzend waren; Krieg und Cholera und deren Folgen waren schon allein Ursache genug, aber auch andere Umstände noch trugen dazu bei; im October 1832 wurde die Kaiserin von dem vierten und letzten Sohne entbunden, und ein Brand, der in diesem Jahre einen Stadttheil der Hauptstadt in Asche legte, bewirkte, daß der Kaiser die Summen, die für das Fest in Peterhof bestimmt waren, den Abgebrannten zuwendete. Das italienische Theater hatte sich aufgelöst, das deutsche, damals mit seltenen Kräften ausgestattet, wurde trotzdem von der großen Welt nur selten besucht. Die Gesundheit der Kaiserin, die dem Reiche nun sieben lebende Kinder geschenkt hatte, war bedenklich angegriffen und verlangte besondere Rücksichten, die sie sich selbst nicht jedesmal gönnen konnte. Der russische Hof lebt mehr als alle übrigen nur für das Reich und besonders die Hauptstadt, und die Kaiserin ist die Seele des Hoflebens.

In der Erziehung des Thronfolgers trat um diese Zeit eine empfindliche Veränderung ein; der General Mörter war in Folge eines Sturzes seines Zöglings vom Pferde so erschrocken, daß sich bei ihm ein anhaltendes Herzübel bildete; er verließ nach einiger Zeit Petersburg in der Hoffnung, in Italien seine Gesundheit wiederzufinden; allein er starb im Jahre 1833 in Rom, der erste herbe Verlust für den jungen Mann. Mörter wurde ersetzt durch den General Kawelin, Director des Pagencorps, einen Mann von warmem Eifer und redlichen Gesinnungen, der dem Kaiser seine Ergebenheit am 14. December zu allererst bewiesen hatte und den der Monarch dafür durch unbedingtes Vertrauen belohnte.

## Drittes Kapitel.

# Familienleben (1834—39).

Mündigkeit des Thronfolgers. — Die letzte Erziehung desselben. — Der Großfürst Konstantin Nikolaewitsch. — Die Gesellschaftsdamen der Kaiserin. — Die Fürstin Lieven. — Die Baronin Krüdener. — Die Heerschau und die Feste in Kalisch. — Unfall des Kaisers bei Tschembar.

Mit dem Jahre 1834 begann für die kaiserliche Familie diejenige Periode, die nach dem Ausspruche der Kaiserin selbst die glücklichste ihres kaiserlichen Daseins war, aber nicht viel über das Jahr 1839 hinaus gedauert hat. Der Kaiser stand als Monarch in einem unbestrittenen Ansehen durch ganz Europa, bei Freund und Feind, selbst bei den ewig widerspenstigen Polen, und in seinem eigenen Reiche war er von dem letzten leibeigenen Bauer bis zum Großwürdenträger heran ein Gegenstand fast religiöser Verehrung. Vor seiner Thronbesteigung kannte das Publicum den hageren, blassen Großfürsten kaum; sein Gesicht war ohne Ausdruck, seine Haltung steif, sein Name war kaum genannt neben Alexander und Konstantin, seine Gemahlin jedenfalls mehr durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnet. Jetzt stand sein Name in der Geschichte neben den größten Helden der Vorzeit und neben den Regenten der Gegenwart als der thatkräftigste;

zugleich galt dieser Kaiser für den schönsten Mann in ganz Europa. Neben ihm stand in gleich majestätischer Haltung seine Gemahlin, deren reizender Gesichtsausdruck freilich in den sturmvollen Jahren ihrer Regierungs-Zeit allmälig gewichen war, während der Kaiser jünger, kräftiger geworden schien. Aber selbst bei welkender Gesundheit strahlte sie eine unvergleichliche Anmuth von sich aus, und wenn man im ganzen Reiche sich unter Nikolai den Mann der That und der Kraft dachte, so verstand man unter Alexandra ein Wesen voller Güte, Liebenswürdigkeit und friedlicher Versöhnung. Sie war jetzt Mutter von vier Söhnen und drei Töchtern, also fast ebenso reich vom Himmel gesegnet wie die Gemahlin Pauls, und in ihren vier Söhnen wiederholten sich die Namen der vier Söhne jenes Kaisers. Dies Jahr sollte den Thronfolger, jetzt schon sechszehn Jahr alt, mündig erklären und dadurch der Familie wie dem Lande ein besonderes Fest bereiten. Es ist unseres Wissens von allen europäischen Staaten nur Rußland, das die Mündigkeit seines Kronerben schon mit dem vollendeten sechszehnten Jahre erklärt. Der Act wurde diesmal von um so größerer Bedeutung, als er das Reich vor einer Verwirrung schützte, wie wir sie nach dem Tode Alexanders gesehen haben. Das Fest fiel auf den 17. April, des Prinzen Geburtstag. Im Winterpalaste versammelte sich der Reichsrath und die heilige Synode, die Minister, der Senat, das diplomatische Corps, die Adelsmarschälle, die Gardeoffiziere, sowie die Admiräle und Capitaine der Flotte, die Generale und Obersten der Landarmee, die Directoren der Departements, aber auch Kunst und Wissenschaft, Handel, Finanzen und Gewerbfleiß sind durch ihre Spitzen vertreten: also im Angesicht des ganzen Reiches leistet der Thronerbe den Schwur der Treue auf das Kreuz und das Evangelium, umgeben von den hohen Priestern der Kirche. Wenn Alle

versammelt sind in der Kirche, wie durch die endlosen Säle und Galerien des Palastes, beginnt die Handlung mit dem Hochamte bei dem Eintritte der kaiserlichen Familie in die Kirche. Hierauf wird der Thronfolger von dem Kaiser an das Pult geführt, wo das Kreuz und das Evangelium liegen. Der Metropolit überreicht dem Thronfolger die Eidesformel, die er in die Linke nimmt, worauf er mit der erhobenen Rechten schwört: dem Kaiser, seinem Herrn und Vater, treu zu dienen, alle Rechte der Selbstherrschaft aufrecht zu erhalten und mit seinem Leben und Blute zu vertheidigen, sowie die Unversehrbarkeit des ganzen Reiches in allen seinen Theilen zu wahren. Desgleichen schwört er, die Ordnung der Thronfolge zu schützen, sodaß er einst Gott und dem jüngsten Gericht Rechenschaft ablegen könne. „Herr Gott, Vater, König der Könige,“ fügt er hinzu, „belehre, erleuchte und leite mich mit Deiner Weisheit; schicke Deine Heiligen vom Himmel herab, auf daß ich begreife, was vor Deinen Augen angenehm und vor Deinen Geboten Recht ist. Mein Herz sei in Deinen Händen. Amen!“

Hierauf unterzeichnet der Thronfolger das Papier und wendet sich zum Kaiser, der ihn umarmt, und zur Kaiserin, deren Hand er küßt. Nicht allein die Herzen der hohen Familie, sondern die aller Anwesenden waren sichtlich gerührt, als die jugendliche Stimme bei tiefster innerer Erschütterung einen so inhaltreichen Schwur aussprach, dessen ganzen Umfang seine Begriffe vielleicht nicht einmal fassen konnten. Das unterzeichnete Papier empfängt der Staatskanzler Graf Nesselrode, der es im Staatsarchiv zu den anderen wichtigen Staatsacten legt. Jetzt begiebt sich der ganze Zug nach einem Te Deum, und nachdem Kaiser, Kaiserin und Thronfolger die Glückwünsche der hohen Geistlichkeit empfangen haben, in den Georgensaal. Hier, auf den Stufen des Thrones, verliest der Beichtvater der kaiserlichen Familie den Schwur, und

der Thronfolger spricht ihn Wort für Wort nach; er gilt dem Kaiser und dem Vaterlande und zeigt den künftigen Herrscher als Vaterlandsvertheidiger. Während beim ersten, kirchlichen Schwure nur die Großwürdenträger zugegen waren, ist hier der Thron von Fahnen und kriegerischen Feldzeichen, von Pagen, Junkern, Land-, Marine- und Artilleriecadetten umgeben, den zukünftigen Stützen des Reiches. Der Zug begiebt sich von hier nach den kaiserlichen Gemächern, wo die Glückwünsche der weltlichen Behörden, natürlich der ersten Rangclassen, stattfinden. Diesem kirchlich-kriegerischen Acte fügte die Stadt Petersburg eine Illumination hinzu und der Adel einen glänzenden Ball im Hause Narischkin, wo der junge Mann zum ersten Mal in der Gesellschaft der Hauptstadt erschien. Der Oberst Lwoff beschenkte das russische Volk mit der berühmten Nationalhymne, die durch Benkendorfs Vorsorge auf allen Drehorgeln durch die Stadt und das Land verbreitet wurde, und binnen Kurzem zu europäischem Ruhme gelangte. Selten war ein Fest in Petersburg von so heiterer Stimmung begleitet, als die Mündigkeitserklärung des Thronfolgers, der jetzt von vielen Tausenden in der Nähe gesehen, bemerkt, beobachtet worden war. Eine reizende jugendliche Gestalt, mit klaren Augen, dem milden Ausdruck seiner Mutter, und einem ritterlichen Anstande, verkündigte er seinem Volke das Wohlwollen, das sein Herz beseelte, und das seine Regierung auf jeden Schritt besiegelt hat. Man las auf diesem Gesichte ein anderes Zeitalter, wo des Vaters Strenge glücklich durch freiere Bewegung ersetzt sein würde; und so ist es ja in der That gekommen. Es war ein Volksfamilienfest.

Die Mündigkeitserklärung hatte die Erziehung des Thronfolgers keineswegs beendigt, sondern nur für einige Tage unterbrochen; aber es folgte jetzt ein anderer, mehr praktischer Theil

derselben. Der Kaiser Nikolai fühlte sehr gut, was ihm durch die Unterbrechung vom Jahre 1812, als er sechszehn Jahr zählte, verloren gegangen war, und suchte in seinem Sohne das zu ergänzen, was ihm selbst fehlte. Als er die pedantische Schulstube von Gatschina verlassen hatte, bestand in den nächsten Jahren vor seiner Reise sein ganzer Umgang nur in einigen jungen Officieren, und er blieb nicht allein denjenigen Wissenschaften fremd, die dem Souverain besonders naheliegen, sondern auch denen, die das Leben jedes Gebildeten schmücken. Jetzt wurden Männer von größter Auszeichnung in den Unterricht wie in den Umgang, an den Tisch und in die Abendgesellschaften des Thronfolgers gezogen. Die russische Gesetzgebung ernennt für den mündigen Prinzen einen Curator, dessen Amt ursprünglich in der Geld- und Hausverwaltung besteht, aber die wahre Absicht ist dabei wol, den jungen Mann an die feineren Formen der Gesellschaft zu gewöhnen, ihn mit den Sitten und Gebräuchen fremder Höfe bekannt zu machen, noch bevor er auf Reisen geht; so konnte wol kaum eine glücklichere Wahl getroffen werden, als die des Fürsten Lieven. Seine Mutter, die ehrwürdige Fürstin Lieven, hatte schon im vorigen Jahrhundert, noch unter Katharina II., über die Großfürstinnen, Pauls Töchter, gewacht, der Fürst war also mit dem Hofe seit seiner Kindheit bekannt und zugleich ein ganzes Menschenalter der Botschafter Rußlands in Berlin und London gewesen. Durch einfache Erzählungen über seine eigene Thätigkeit in diesem Jahrhundert verstand Fürst Lieven seinen Schützling mit dem Geiste aller europäischen Cabinete, mit den Formen aller Höfe, mit den geheimsten Triebfedern aller Begebenheiten bekannt zu machen. Es war der würdige Schluß seiner glänzenden Laufbahn, die schönste Verwendung seiner reichen Erfahrungen. Von vielleicht noch größerem Einflusse war seine

Gemahlin, geborne Benkendorf, der wir später einen besonderen Abschnitt zu widmen gedenken.

Die Ernennung des Fürsten Lieven zu einer so hervorragenden und einflußreichen Stellung war ein Beweis, wie wenig Werth der Kaiser auf die damals erwachte nationale Stimme legte. Nur die Ausbildung seines Sohnes berücksichtigend, erwählte er den Grafen Speransky, um in dem zukünftigen Kaiser nicht allein das Gefühl des Rechtes so lebendig wie möglich auszubilden, sondern auch dessen Rechtsbegriffe in Beziehung auf Bedürfnisse des Landes und der Zeit aufzuklären. Speransky stand damals, im Jahre 1834, in allgemeiner Verehrung; er hatte im Reichsrath ein Jahr zuvor dem Kaiser das neue Gesetzbuch übergeben, und der Monarch nahm in Gegenwart aller Mitglieder der hohen Versammlung den Andreasstern von der eigenen Brust und schmückte damit die des russischen Trebonians. Speransky's humane und liberale Ansichten über Staatsverfassung, Justiz, öffentlichen Unterricht waren jetzt schon lange in Aller Augen gerechtfertigt, und in dem jungen Thronfolger fand er ein offenes Gemüth, dazu angethan, seine weisen Lehren darin niederzulegen. Die großen Reformen, womit Alexander II. seine Regierung angetreten, sind größtentheils durch Speransky in ihm angeregt worden; ohne sich an der erkünstelten Nationalbewegung zu betheiligen, hat er dem Lande größere Vortheile verschafft, als alle jene Patrioten, und ist dessen größte Zierde geblieben. Während Speransky seinen Zögling mit den Bedürfnissen der Gegenwart und der Zukunft Rußlands bekannt machte, zeigte ihm ein dritter Mann die Verhältnisse, in denen dies Reich seit Peter dem Großen zu Europa gestanden hatte: der Baron Brunnow, damals die beste Feder im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Dieser besaß im Vergleich mit den

beiden Anderen deutsche Bildung, die er größtentheils auf der Universität zu Leipzig sich erworben hatte. Er machte sich der russischen Regierung zuerst durch eine kleine Schrift: „Ueber den Geist der deutschen Hochschulen und die geheimen Verbindungen" bemerkbar, trat in Dienste, und wurde ein unentbehrlicher Arbeiter in der Canzlei des Grafen Nesselrode. Sein Aeußeres war schlicht, seine Unterhaltung geistreich, vielseitig und witzig, seine Kenntnisse gründlich und über viele Fächer verbreitet.

Diese Männer nun wurden so oft als möglich an den Tisch des Prinzen gezogen, wie nicht minder die einzelnen Minister, Generaladjutanten und selbst die Größen der Kunst und Wissenschaft, so daß ihm allmälig das ganze Räderwerk der Regierung seines Vaters bekannt wurde. Ein Jahr nach der Mündigkeitserklärung erfolgte die letzte Prüfung seiner Studien in Gegenwart der ganzen kaiserlichen Familie, des Lehrerpersonals und vieler vom Kaiser dazu geladenen Personen; und wieder ein Jahr später erfolgte seine Reise durch Rußland und Europa. Es war Nichts versäumt worden, was den edlen Menschen und aufgeklärten Souverain hatte bilden können. Der Fürst Lieven erlag demselben Schicksal, wie des Thronfolgers erster Gouverneur, in Rom zu sterben.

Im Jahre 1834 begann auch die Erziehung des zweiten Sohnes des Kaisers, des Großfürsten Konstantin. Bis zum vollendeten siebenten Jahre blieben alle kaiserlichen Kinder unter weiblicher Aufsicht, die man meistens älteren englischen Damen anvertraute. Diesem zweiten Sohne gab aber der Kaiser schon nach seinem fünften Jahre einen männlichen Führer, weil er nicht allein eine große Lebendigkeit des Geistes, sondern auch einen sehr entschiedenen Willen zeigte. Der Kaiser hatte diesen zweiten Sohn zum Großadmiral der russischen Flotte bestimmt,

und dieser Beruf mußte also in seiner Erziehung besonders berücksichtigt werden. Auch für diesen Zweck fand sich der richtige Mann in dem späteren Admiral Friedrich von Lütke, damals der jüngste der russischen Weltumsegler, die seit Behring die Länderkunde glücklich bereichert haben. Lütke hatte als junger Officier von zwanzig Jahren eine Reise um die Welt gemacht, etwa zehn Jahre später eine zweite als Chef einer besonderen Unternehmung, außerdem aber Nowa-Semlja umschifft, war also mit seinem Gegenstande vertraut, mit Einem Worte zur See fast mehr zu Hause als zu Lande. Der lange Aufenthalt zur See, die fast ausschließliche Beschäftigung mit den exacten Wissenschaften hatten seinem Charakter etwas Bestimmtes, Entschiedenes verliehen; sein äußeres Wesen war gerade, rund heraus, scheinbar sogar barsch; aber er war ein Mann von Gemüth, dabei von einer gewissen jovialen Heiterkeit. Die kaiserliche Familie lernte die vielseitige Bildung und den Charakter des Mannes kennen und schätzen, als er im Jahre 1832 als Flügeladjutant die Großfürstinnen zur See nach Reval begleitete. Seine Erzählungen, seine lebendige Unterhaltung fesselten auch den jungen Großfürsten und erweckten in demselben die Lust zum Seeleben, für das seine Natur sonst eben nicht geeignet war. Als der Knabe sieben Jahr zählte, war er durch Lütke's Umgang fast zu frühzeitig entwickelt, kannte er die Geschichte aller Weltumsegler und ihre Entdeckungen, und zeigte er für Alles ein geradezu fieberhaftes Interesse.

Schon seit dem Anfange des Jahres 1834 hatten mir Lütke wie Joukowsky mitgetheilt, daß ich für die Leitung des Unterrichtes bei diesem Großfürsten bestimmt sei, da Joukowsky's Zeit zu sehr von dem Thronfolger in Anspruch genommen; ich selbst war seit noch längerer Zeit mit diesem Gedanken vertraut, den

Speransky in mir erweckt und zu welchem Zwecke dieser mich an Joukowsky empfohlen hatte. Am 14. December erfolgte meine Ernennung und erster Eintritt in das kaiserliche Haus. Bis dahin war ich allen Höfen ohne Ausnahme fern geblieben und meine Befangenheit auf dem Wege zum Winterpalast daher um so größer. Jede Besorgniß wegen meines ersten Erscheinens war jedoch umsonst gewesen, denn der junge Großfürst kam mir mit einer Herzlichkeit entgegen, wie ich sie bis dahin kaum in anderen Familien erlebt hatte. Da ich eben aus Italien gekommen war, so vergingen die ersten Stunden meines Zusammenseins mit dem lebhaften Knaben pfeilschnell unter Erzählungen über den Vesuv, über Rom, über Seereisen, und ich fühlte schon jetzt, daß mein Unternehmen nicht ohne Segen bleiben würde. Nach wenigen Tagen erfolgte die Vorstellung bei Kaiser und Kaiserin und meine Aengstlichkeit war nun schon größtentheils überwunden. In einem Saale, wo alle kaiserlichen Kinder gymnastische Uebungen machten, trat der Kaiser ein, als ich es am Allerwenigsten erwartet hatte. Seine Persönlichkeit wirkte zu eindringlich auf alle Fremden, als daß man in der gewöhnlichen Ruhe hätte bleiben können; und doch war in der Aufregung weniger Aengstlichkeit, als Freude, sich dem bedeutenden Manne gegenüber zu sehen; er selbst wußte wol am besten, wie sehr sein Blick auf Manchen wirkte, und schien darum das Majestätische desselben einschränken zu wollen, um in seinem Gegenüber mehr Vertrauen und Sicherheit zu erwecken. Der Ton seiner Stimme hatte durchaus nichts Gebieterisches und ging bald in einen zutraulichen über. Er behauptete, mich schon früher bemerkt zu haben, und er wünsche mich kennen zu lernen, da der Großfürst ihn auf meine Bekanntschaft neugierig gemacht habe; er hoffe auf einen guten Fortgang nach so glücklichem Anfange. Dann verließ er das Zimmer mit

einem freundlichen Gruße. Tags darauf wurde ich um zehn Uhr zur Kaiserin befohlen und von dem jungen Großfürsten selbst eingeführt. Das Cabinet der hohen Frau war kaiserlich ausgestattet, und ich wußte nicht, wo meine Augen ruhen sollten, als tief in einem Winkel sich die Gestalt der Kaiserin erhob und mich mit einem sanft weiblichen Tone einlud, näher heran zu treten. Das jüngste ihrer Kinder war in ihren Armen, ein anderes spielte zu ihren Füßen, und noch tiefer hinter ihr standen zwei Damen. Ruhigen Schrittes näherte ich mich ihr mit einer gut gelungenen Verbeugung, die für eine erste persönliche Empfehlung durchaus nicht unwesentlich ist. „Sie haben diesen Jungen sehr für sich eingenommen, das freut mich für Sie Beide," redete sie mich an. „Wie gedenken Sie ihn in den nächsten Jahren zu beschäftigen, daß dies glückliche Verhältniß bleibe?" Ich setzte der hohen Frau dies auseinander, so weit es stehend möglich war, und das Gespräch ging bald über die Schulstube hinaus auf Berlin, Deutschland und Italien; wir kamen auf einen Mann, den wir Beide näher gekannt hatten, den Kanzler der Halleschen Universität, Niemeyer, der bekanntlich den preußischen Hof zu ihrer Zeit öfters besucht hatte. Die Unterhaltung blieb bei ihm und seiner Pädagogik länger stehen und die Kaiserin maß mich einigemal mit den Augen, ernsthaft forschenden Blickes, so daß es mir schien, als ob meine anfängliche Schüchternheit im Gespräch in eine zu große Freiheit übergegangen sei. Bei aller Besonnenheit lag in ihrer Rede weniger Lebendigkeit als Wärme, und man fühlte sich aufgefordert, mit der größten Freiheit zu sprechen. Sie begriff den ganzen Ernst der Aufgabe, die Lütke und ich übernommen hatten, und sprach die Hoffnung aus, daß wir in Uebereinstimmung und mit gleicher Kraft arbeiten würden. Die Unterredung hatte gegen dreiviertel Stunde

gebauert und der junge Großfürst war überaus glücklich, daß seine Mutter mich so gnädig aufgenommen hatte; ich selbst glaubte keinen ungünstigen Eindruck hinterlassen zu haben und ging mit frohem Muthe ans Werk. Wir stimmten darin vollkommen überein, daß in den nächsten Jahren die Erziehung sich in Nichts wesentlich von der Anderer unterscheiden dürfte; der Mensch müßte früher hervorgerufen und gebildet werden, als der Prinz, als der Großfürst und der Großadmiral. Es fielen daher alle steifen Titulaturen von kaiserlicher Hoheit im Umgange mit uns und überhaupt allen Lehrern weg, mit Einem Worte Alles, was den Prinzen besonders berücksichtigt hätte; die einzige Auszeichnung, deren er als solcher genoß, war, daß man ihm die Speisen zuerst reichte. Aber der Tisch selbst war einfach und nahrhaft; selbst gegen die Diener durfte er sich nicht die geringste Härte des Ausdrucks erlauben, mit der man besonders in Rußland sonst sehr verschwenderisch ist. Der Tag war streng eingetheilt und enthielt nur drei eigentliche Lehrstunden, aber viel gymnastische und körperliche Bewegung. Alle unsere Unterhaltungen bei Tisch, auf Spaziergängen, in der Erholungszeit hatten den Zweck, den jungen Mann mit dem bürgerlichen Leben in allen seinen Abstufungen und Bedürfnissen bekannt zu machen; denn die Anschauung, die das Schloß und seine Einsamkeit beibringt, ist meistens verkehrt. Man kann mit Prinzen jahrelang tagtäglich zusammen sein und sie zuletzt doch noch auf den sonderbarsten Irrwegen finden. Die Erzählung, daß eine Königin einst geäußert, das arme Volk könne bei Brodmangel sich an Kuchen satt essen, spielt leider in den Schlössern eine nur zu wahre Rolle. Es ist durchaus nicht erfunden, daß der Großfürst Konstantin Pawlowitsch es viel zu hoch fand, einem kranken Officier zu einer Badereise 1500 Francs zu schenken, statt dessen aber erklärte,

nur tausend Ducaten geben zu können. Dieser Umstand wird besonders dadurch traurig, daß er von nichtredlichen Leuten zu selbstischen Zwecken benutzt wird, ja daß sich Geister finden, die diesen Mangel an Einsicht geflissentlich zu erhalten wissen. Die Kaiserin hob während des obigen Gesprächs mehrmals hervor, daß man das Glück der Kindheit nicht durch vorzeitigen Ernst stören dürfe; und wie wahr! Die Rechte der Kindheit, wenn sie unterdrückt werden, machen sich später zur Unzeit geltend. Man beschenkt Prinzenkinder ferner zu oft mit kostbaren Gegenständen, Gemälden und anderen Seltenheiten, die ihrem Verlangen und ihren Begriffen durchaus nicht entsprechen und, statt den Sinn für Kunst zu wecken, eine vollkommne Gleichgültigkeit dagegen in ihnen erzeugen. Sie gewöhnen sich an Kunstwerke in ihren Umgebungen wie an das gleichgültigste Hausgeräth, und fühlen weder Freude noch Dank, wenn sie damit überrascht werden. Ich selbst war Zeuge, daß sie unter den kostbarsten Gegenständen nach gewöhnlichem Spielzeug eben so gierig griffen, wie Achill nach den Waffen. Die Kaiserin hatte dafür gesorgt, daß mit dem Großfürsten Konstantin ein anderer junger Mann erzogen werde, der brüderlich das ganze Leben mit ihm theilte. Ein Umstand war für seine Erziehung sehr glücklich: daß er nämlich der jüngere Bruder von drei Schwestern war, in deren Gesellschaft ein Theil seiner Erholungsstunden des Abends hinging. Der weibliche Umgang bringt selbst dem ungestümsten Knaben gewisse Rücksichten und Gewohnheiten auf, die für das spätere Leben unschätzbar sind.

Der Großfürst redete bis dahin zwei Sprachen, die russische und englische; die deutsche und französische waren ihm gleich fremd; die Erlernung dieser beiden Sprachen auf praktischem Wege, durch Unterhaltung, Lesen und Schreiben, machte den

Anfang unserer Beschäftigungen, und nach etwa acht Monaten las der Knabe eine deutsche Uebersetzung der Odyssee in Prosa für sich allein mit dem lebhaftesten Interesse. Gleichen Schrittes ging es auch in der französischen Sprache vorwärts. Er lebte und webte in dem homerischen Zeitalter, suchte und fand in der nahen Eremitage selbst alle Gemälde heraus, die homerische oder andere mythische Gegenstände darstellten, theilte mit der größten Lebendigkeit, was er gelernt, Sonntags seinen Spielkameraden mit, und nöthigte sie, in den Spielen Scenen aus dem trojanischen Kriege aufzuführen. Als wir nach Ostern das Land bezogen, begann eine andere praktische Thätigkeit; wir lernten alle Bäume und wildwachsenden Pflanzen der Umgegend kennen und sie in drei Sprachen benennen. Eine Hauptförderung seiner Sprachkenntnisse, besonders der deutschen, war, daß der Knabe im Jahre 1835 Vater und Mutter auf der Reise nach Deutschland begleitete und der Ehrgeiz ihn antrieb, mit der ganzen königlichen Familie, seinen Verwandten, deutsch zu sprechen. Er lernte hier die Prinzessin Marie kennen, Tochter des Prinzen Wilhelm, spätere Königin von Bayern, und legte sich selbst die Verpflichtung auf, ihr von Zeit zu Zeit deutsch zu schreiben. Des Kaisers ausdrückliches Verbot ging dahin, die classischen Studien in den Unterricht zu ziehen; er gedachte der Zeit, wo er von Pedanten mit der Erlernung der lateinischen Grammatik statt mit derjenigen der eigenen Sprache gequält worden war, und wollte diese Qual seinen Kindern ersparen. In der That war jetzt weniger der Kaiser anzuklagen, als die Männer, welche in ihm solchen Abscheu erzeugt hatten; er wurde gereizt, sobald man ihm davon sprach.

Der Großfürst mußte im Laufe des Sommers allmälig an die See gewöhnt werden, und dazu paßte des Kaisers Lieblingsaufenthalt Peterhof vortrefflich. Es war eine kleine englische

Jacht seines Namens für ihn bestimmt, die ihn von Peterhof nach Kronstadt oder bis an das finnische Ufer hin- und herbrachte, wo er Nachmittags seinen Unterricht nahm, speiste und so das Seeleben in kleinem Maßstabe kennen lernte. Weiter wagte man sich nicht im Jahre 1835; allein schon im nächsten Sommer wurde zu einer weiteren Seefahrt eine Fregatte für ihn ausgerüstet, und dem Admiral Lütke das Commando über ein Geschwader gegeben, das den jungen Seereisenden bis Reval, Helsingfors und Hangö Udd begleitete. Es war ein ernster Anfang; obgleich dies kleine Unternehmen kaum drei Wochen in Anspruch nahm, machte er doch eine hinreichende Bekanntschaft mit dem treulosen Meere; die einzelnen Schiffe kamen nicht zu gleicher Zeit in Reval an, und zwar vom Winde beschädigt; ein anderes hatte sogar den Weg nach Kronstadt zurücksuchen müssen, und versetzte damit den Commandeur, der so lange ohne Nachricht blieb, in ängstliche Besorgniß. Die See legt aber auch gewisse Entbehrungen im Essen wie im Trinken auf, die der Aufenthalt zu Lande, besonders im Schlosse, nicht ahnen läßt, und die Einförmigkeit zwingt zur Selbstthätigkeit, wenn nicht die Langeweile tödtend werden soll. Vor Allem aber gewöhnt das Seeleben an Ordnung, d. h. an richtige Vertheilung und Benutzung des Raumes und der Zeit, und Seemänner werden selbst auf dem Lande an dieser wichtigen Eigenschaft erkannt. Da diese Seefahrten sich jeden nächsten Sommer wiederholten, von dem finnischen Meerbusen in den bothnischen und von da in die eigentliche Ostsee führten, so lernte der junge Seemann zugleich verschiedene Länder und Städte, sowie deren eigenthümlichen Charakter, kennen. Reval hat ganz die Physiognomie unserer Hansestädte, Helsingfors, das man nach wenig Stunden erreicht, ist mehr ein Abbild des modernen Petersburgs.

Da der Großfürst vom achten Jahre an daran gewöhnt wurde, ein Tagebuch zu führen, so bot sich zugleich seiner Beobachtungsgabe eine Gelegenheit. So lästig für seine Führer diese Seefahrten wurden, so bildend und entwickelnd waren sie für den jungen Mann. Selbst der kleine Ort Hangö Udd, wo Peter eine Seeschlacht gewonnen hatte, wirkte auf seine Phantasie mächtig. Die kurze Abwesenheit von den Eltern ließ ihn ebenfalls nicht gleichgültig; er schrieb, wenn auch noch so spärlich und unfertig, doch in den wenigen Wochen mehrere Mal, und seine Briefe waren keine Schulübungen, sondern wirkliche Darstellung des Erlebten. Von seinem zehnten Jahre an wurde der Dienst auf dem Schiffe ernsthafter; er verrichtete alle Arbeiten eines Seecadetten, stand um Mitternacht bei Sturm und Regen Wache, und setzte außerdem in den vom Dienste freien Tagesstunden doch seine Schulstunden fort. Da die lateinische Sprache ausgeschlossen blieb, so wurden die exacten Wissenschaften mit um so größerem Ernste getrieben, und besonders auf die französische Sprache mehr Zeit und Mühe verwendet, um gleichsam die lateinische dadurch zu ersetzen. Für die schönen Künste zeigte der Großfürst schon sehr früh viel Sinn, und Musik sowohl wie Zeichnen wurden mit besonderem Talente und Glück ausgebildet. Der ausgesprochne Sinn für Malerei und Musik der Kaiserin unterstützte den Zögling wie seine Erzieher; denn auch alle drei Großfürstinnen zeigten Talent für beide Künste, und das erzeugte einen gewissen Wetteifer unter den Geschwistern.

Aber es fehlte dem Unterrichte ein Kern, ein Mittelpunkt, der in unseren deutschen Schulen durch die alten Sprachen gebildet wird. Statt dessen wurde der Knabe mit der Natur in ihren Erzeugnissen und Erscheinungen bekannt gemacht, eine gründliche Kenntniß der Erdoberfläche gelehrt und zwar in solchem

Umfange, wie sie auf unseren Schulen erst in den späteren Classen vorkommt. Dem Inhalte nach waren seine Kenntnisse reicher, als sie durch das Studium der alten Sprachen geworden wären; es ist aber nicht zu leugnen, daß die Erlernung der alten Sprachen, wenn sie nicht von einseitigen Pedanten geleitet wird, den Geist doch noch mehr ausbildet und den Knaben an eine gewisse Selbstständigkeit des Arbeitens gewöhnt, das Gemüth mehr erweckt, als die Naturkunde, und dem fortgesetzten Studium die Welt aufschließt, deren Bildung die Grundlage der unsrigen geworden ist. Für die russische Nation besonders würde die lateinische Sprache der Schlüssel für das ganze occidentalische Europa sein; die fernere Entwickelung des ganzen Volkes in Wissenschaft und Kunst, in Gesellschaft und Politik würde sie schneller auf das Niveau der heutigen Bildung führen und von dem jetzt in vielen Fällen so nöthigen Auslande emancipiren. Die lateinische Sprache ist nun einmal zu tief in unsere Lebensverhältnisse verwebt, und jede wissenschaftliche Bildung, sei es die Arzneikunde, das Recht oder die Gottesgelahrtheit, ist mit derselben verflochten; auch die Naturwissenschaften sind nicht davon ausgeschlossen. Das russische Reich hat in seinem Umfange, der nationalen Verschiedenheit der eroberten Provinzen und deren Verwaltung, dem Gegensatze von mächtigen Reichthümern der Einzelnen und der Armuth ganzer Völkerschaften, in dem Gange seiner Bildung viel Aehnlichkeit mit dem römischen Reiche, die russische Sprache hat einen Lapidarstyl zum Hauptcharakter, das Leben der Hauptstadt gleicht in den meisten Verhältnissen dem der römischen Kaiserstadt; die classischen Dichter der römischen Kaiserzeit, die Satyren des Horaz und seine Episteln würden von den Russen mit ganz anderem Verständniß aufgefaßt werden, als von unseren Philologen und unseren Kleinstädtern überhaupt,

denen die größeren Lebens- und Weltgestaltungen ewig fremd bleiben. Wie in Rom humane Bildung seit dem Ende der punischen Kriege zwar mächtig eindrang, aber nie Eigenthum des Volkes wurde, sondern nur ein Vorrecht der höheren Stände und zwar besonders der reichen blieb, wie denn ja die Römer unter sich griechisch redeten, um vom niederen Volke nicht verstanden zu werden, so auch in Rußland und Petersburg, besonders seit Katharinens II. Zeiten. Wenn unter der autokratischen Regierung auch kein Cäsar, kein Pompejus war, so fanden sich doch ein Lucullus und Crassus ebenso wie ein Mummius und Mäcenas in den Potemkin, Scheremetief, Barätinsky und Rumänzof. In der Zeit, wo des Großfürsten Konstantin Erziehung begann, erhob sich auch jene ausschließlich nationale Bewegung, welche an die Periode Roms erinnert, wo der Senat die griechischen Rhetoren aus der Stadt entfernte. Die Aufhebung der ausländischen Erziehungsanstalten war eine gleich wichtige Maßregel; aber es ist nicht zu leugnen, daß in Rußland der Eifer für die Muttersprache ebenso erwachte, wie in dem aristokratisch-republikanischen Rom.

Des Kaisers unpartheiische Ansicht wachte damals über die Erziehung der Kinder, und wenn freilich er es war, der die classischen Studien entfernte, so ließ er doch besonders für den Großfürsten Konstantin und alle drei Töchter die Bildung nicht einseitig national ausarten. Die Vorliebe für Geschichte und Literatur wurde in dem Knaben bald entschieden; so wie er zwischen dem achten und neunten Jahre ganz in den homerischen Gestalten aufgegangen war, so in den nächsten Jahren in den anderen griechischen Helden. Die Niederlage der Athenienser in Sicilien zur Zeit des peloponnesischen Krieges, sowie die Treulosigkeit des Alcibiades preßten ihm heiße Thränen während des

Vortrages ab, und die zufällig eintretende Kaiserin glaubte, daß eine Strafe oder ein Tadel sie hervorgelockt habe. Als sie sich aber überzeugt, daß es warme Begeisterung für die Sache sei, schrieb sie diesen Auftritt an den Kaiser, der sich damals in Karlsbad befand, und dieser antwortete der hohen Frau: „Grüße meinen Athenienser Konstantin herzlich; solche Thränen sind Freude für das Vaterherz.“ Die Stadt fing an, sich Anecdoten über des Großfürsten Geist und noch mehr über seine Willensstärke zu erzählen, aber die eigentlichen Thatsachen waren doch meistens im Munde des Publicums entstellt, und ich habe nicht eine der Wahrheit gemäß gehört oder gelesen. Nach drei Jahren verlangte der Kaiser eine Prüfung und bestimmte die Abende zweier Wochen dazu. Der erste Abend war für Religion bestimmt, die der Geistliche Bashanof ihm lehrte; für jede Sprache wurde ein anderer Abend bestimmt, zwei für den kleinen Cursus der Naturgeschichte, zwei für Arithmetik und Geometrie, ein anderer für See- und Schiffbaukunde, und alle fielen zur Zufriedenheit der beiden Majestäten aus, die mit einer auserlesenen Gesellschaft der Stadt den Unterhaltungen theilnehmend beiwohnten. Wenn dieser Anfang auch von europäischer Erziehungsmethode bedeutend abwich, so war doch in dem ursprünglichen Plane Wort gehalten worden; Alles, was den späteren Mann als ausgezeichnet erscheinen lassen konnte, war entwickelt, das Interesse für das Reinmenschliche hervorgerufen, der Prinz und der Seemann waren dabei nicht vernachlässigt, Liebe zur Arbeit geweckt, ein späteres ernsteres Studium wurde von ihm selbst gewünscht, ja ersehnt. Aber auch der Verkehr mit den niederen Classen der Gesellschaft, die Bekanntschaft mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens waren ihm nicht fremd geblieben; er lernte drechseln, hobeln, ja das ganze Tischlerhandwerk, er besuchte die Werkstätte des Gerbers

wie die Buchdruckereien, die Porzellan- wie die Glasfabriken, Bier- und Essigbrauereien, und suchte durch Fragen sich selbst über den Gang der Arbeiten zu unterrichten. Ein Aufenthalt von drei Wochen in Moskau wurde größtentheils auf die nähere Kenntniß der Gewerbthätigkeit dieser Stadt verwendet, und es war diese nicht allein, die der junge Mann in seiner Wißbegierde durchforschte, sondern er suchte auch die Bürgerschaft der alten Zarenstadt, das Loos der Arbeiter, der Leibeigenen kennen zu lernen; sein Herz wurde dabei ebenso ergriffen, wie sein Verstand beschäftigt. Er sah Leute, die, um das tägliche Brod zu gewinnen, sich stündlich der Lebensgefahr bei der Bereitung des Arseniks aussetzten, und gleichzeitig lernte er Familien kennen, denen der Länder- und Fabrikbesitz auf das Leichteste ein königliches Vermögen zuführte. Er sah Familien, deren Haupt, als Leibeigener geboren, ohne alle Erziehung aber mit gesundem Verstande ein kleines Geschäft begonnen hatte, das unter dem gebildeten Sohne an Umfang gewonnen und dem der Enkel europäische Bedeutung gegeben hatte. Schon der zehnjährige Knabe begriff, welchen Aufschwung das ganze Land durch die persönliche Freiheit seiner Landbewohner nehmen müßte. Der Großfürst entwarf von Allem, was er gesehen, der kaiserlichen Mutter ein so lebendiges Bild, daß diese selbst ihre Töchter, die Großfürstinnen, aufforderte, einige Werkstätten russischer Thätigkeit zu besuchen. Die Besitzer der Fabriken, welche die kaiserliche Familie beehrte, wetteiferten untereinander, die hohen Gäste nicht allein herzlich, sondern auch glanzvoll zu empfangen; das Beste, was das Land oder die Arbeit erzeugt hatte, begleitete sie nach Hause, und die Herren gestanden selbst, daß ihre Thätigkeit durch diese Aufmerksamkeit der hohen Familie im Lande an Anerkennung gewinne. Ein Jahr früher war das Leben der Menschen in seinem Kopfe anders

gestaltet gewesen. Er hatte eines Abends die Erzählung über das Unglück eines Kaufmanns mit der größten Theilnahme angehört und war in Thränen ausgebrochen, als er erfuhr, daß derselbe, um nicht vor Hunger zu sterben, das Letzte, was er besaß, seinen Hund, verkaufen mußte. „Wie!" rief er dann plötzlich aus, „konnten ihm denn seine Kammerdiener und die übrigen Leute kein Geld verschaffen?" Er selbst begriff nun nach dem Aufenthalte in Moskau das Kindische dieser Frage. Diese kleinen technologischen Ausfahrten wurden von dem größten Kenner der russischen Industrie, dem Akademiker von Hamel, auf das Glücklichste geleitet. Zwanzig Jahre früher hatte dieser die Großfürsten Nikolai und Michael durch England begleitet und war in den späteren Jahren, trotz seines Aufenthaltes in Moskau, dem Kaiser in gutem Andenken geblieben. Seine ausgebreiteten Kenntnisse wurden selbst der russischen Industrie wichtig, die der damalige Generalgouverneur von Moskau, Fürst Dmitri Wladimirowitsch Golizyn, Schwager des Fürsten Wassiltschikof, die zweite Perle des Landes, großmüthig beschützte.

Die Kaiserin hatte bis dahin der Erziehung ihrer drei Töchter größere Aufmerksamkeit zugewandt, als derjenigen ihrer Söhne; aber der Abend führte die ganze Familie sicher auf eine Stunde lang zusammen, und ihrem mütterlichen Auge blieben so die Fortschritte aller ihrer Kinder ebenso wenig, wie die ganze Entwickelung von deren Charakter, fremd. Der von Geschäften überlastete Kaiser suchte in seiner Gemahlin auch nicht gerade die Gouvernante seiner Töchter; denn auch er folgte streng dem Gange der Erziehung, und die Stunden, die ihm die Krone nach Tische und am späten Abend zur Erholung gönnte, sollten durch die Anmuth seiner Gemahlin erhöht und versüßt werden. Eine regierende Familie, und vor Allem die russische, gehört immer dem

ganzen Reiche und selten, nur auf Augenblicke, sich selbst an. Die Frau, die einst vom Sultan verlangte, daß er während ihres Schlafes über sie wache, findet sich besonders in Rußland in tausend Gestalten, und die Kaiserin bleibt nicht von Ansprüchen verschont, welche die Natur ihrer Kräfte überschreiten. Ein Theil des Publicums verlangte, sie auf jedem Hofballe, wie in der Stadt an der Spitze der Gesellschaft zu sehen, ebenso im Theater und auf den Promenaden; sie genügte diesem Verlangen, so lange ihre Anmuth noch durch die nöthigen Kräfte unterstützt wurde.

Wenn sie durch solche herablassende Theilnahme das Lob, die Verehrung der Einen einerntete, so tadelten die Anderen sie als eines gewissen Ernstes unfähig; und wenn ihre schwache Gesundheit wochen- und mondenlang ihr jede Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten versagte, so klagte man über ihre Zurückgezogenheit. So wie der liebe Gott wegen des Wetters Lob und Tadel gleichzeitig anhören muß, so mußte es die Kaiserin in fast allen ihren Handlungen; doch gleich einer Gottheit blieb sie mit ihrem ganzen Wesen unveränderlich über der veränderlichen Menge schweben. Ihr selbst wurde es nicht leicht, für ihren nächsten Umgang die richtigen Personen zu finden, denn diese wechseln an einem Hofe zu leicht; ihre Hoffräulein verließen sie regelmäßig nach einem oder zwei Jahren durch eine Heirath, die sie dann sehr häufig nicht allein vom Hofe, sondern zugleich aus der Stadt entfernte; die Kaiserin selbst lebte nur für das Glück Anderer und beförderte dasselbe sehr oft mit Selbstverleugnung. Aber seit dem Jahre 1834 fand auch in den Personen ihres nächsten Umganges ein Wechsel statt, der ihren Wünschen entsprach. Die Gräfin Katharina Tiesenhausen trat als Ehrendame und Gesellschafterin bei ihr ein und blieb bis zum Tode unver-

änderlich in dieser Stelle und in ihren Gesinnungen. Sie stand ihrer Gebieterin durch das fast gleiche Alter näher als die Anderen, sowie durch eine vielseitige Bildung, die sie sich auf Reisen erworben, die sie aber ebenso bescheiden gegenüber der Außenwelt verschloß, wie die Kaiserin selbst. Die Schwester dieser Dame war die Gräfin Fiquelmont, Gemahlin des österreichischen Gesandten, der unter dem diplomatischen Corps jener Zeit die erste Stelle einnahm.

Die Gräfin Tiesenhausen war gemessen, ohne beengt oder beengend zu sein, unterhaltend, wißbegierig und über viele Verhältnisse der Welt unterrichtet. Sie war im Stande, ein Buch in seinem wesentlichen Inhalte schnell kennen zu lernen und das Wichtigste daraus der Kaiserin mitzutheilen; sie verstand einen Menschen nach seinem inneren Werthe zu beurtheilen, der gutmüthigen Freigebigkeit der Kaiserin berathend zur Seite zu stehen, am Krankenbette diese zu erheitern, auf Reisen im Wagen sie zu unterhalten und den Ernst wie den Scherz des Lebens mit ihr zu theilen; sie diente ihrer Herrin mit wahrer Ergebenheit, und erleichterte Personen, die bei der Kaiserin zu thun hatten, den Eintritt.

Noch eine andere junge Dame wurde damals in die Nähe der Kaiserin geführt, Pauline von Barthenief. Sie gehörte keiner großen russischen Familie an, konnte sich in Bezug auf vielseitige Bildung keineswegs mit der Gräfin Tiesenhausen messen, ihre schöne Stimme bahnte ihr aber den Weg zur kaiserlichen Gunst, in der sie sich gleichmäßig bis zum Tode ihrer Gebieterin erhalten hat. Die Kaiserin konnte die Abende nicht vergessen, wo die Sontag im Hoftheater als Desdemona, als Rosine erschienen war, und noch weniger diejenigen, wo sie im Cabinet vor der Kaiserin im engsten Familienkreise ihre wunderbare Stimme hatte

erklingen lassen. Die hohe Frau hatte für Musik und Gesang besonders einen ebenso offenen Sinn wie für Malerei; ihr Cabinet wurde durch viele kaiserliche Kostbarkeiten geschmückt, die das Auge blendeten, aber der höchste Schmuck desselben waren der Johannes des Dominichino und eine heilige Familie von Murillo, die den Kenner alles Andere vergessen machten. Es war ihr in jüngeren wie in späteren Jahren Bedürfniß, einige Minuten am Clavier zuzubringen und ihrem Gemüthe die Ruhe zu gönnen, die uns allein die Musik giebt, am meisten aber der aus dem Herzen zum Herzen dringende Gesangston. Die Sontag blieb daher in ihrer Erinnerung ein unvergeßliches Meteor und Pauline Barthenief schien sie der Kaiserin ersetzen zu können. Was derselben an Kunstfertigkeit und Schule abging, das leistete sie durch den unvergleichlichen Schmelz ihrer seltenen Stimme, die den der Sontag jedenfalls übertraf. Diese junge Dame wurde deshalb zuerst zur Palastdame ernannt, eine Stellung, die hinter den eigentlichen Hofdamen zurückblieb, aber doch den Weg ins Cabinet der Kaiserin bahnte. Sie sprach jedoch die Kaiserin nicht allein durch ihr Talent an, sondern auch durch die echt weibliche Bescheidenheit, mit der sie überall auftrat. Hier, wie in hundert anderen Fällen, zeigten Kaiser und Kaiserin, wie wenig ihre Schritte an Vorurtheile und Ceremonien gebunden seien; man ernannte sie nach Kurzem zum Hoffräulein mit allen Rechten dieses Berufes.

Eine dritte Dame, die den Hof seit 1834 viel besuchte, und welche die Zierde der kleinen kaiserlichen Abendkreise wurde, war die Fürstin Lieven. An Rang wie an vielseitiger Bildung stand sie unermeßlich über den zwei Genannten, die bei der Kaiserin persönliche Dienste zu leisten hatten. Denn sie war nahe an dreißig Jahre als die Gemahlin des Botschafters in London

mit der ganzen europäischen Diplomatie in Berührung gekommen, und hatte sich durch ihre Feder und ihre Rede, so wie durch großen persönlichen Einfluß einen bedeutenden Namen, den ersten unter den damaligen Frauen, erworben. Sie stand also außer jedem Vergleiche mit den Hofdamen und Umgebungen der Kaiserin, und trat daher der allerhöchsten Frau gegenüber mit großer Selbstständigkeit auf. Es schien, als ob sie den Platz ihrer Schwiegermutter am Hofe einnehmen wollte, jener alten Fürstin Lieven, die nie einen Feind hatte und nie einen Freund verlor. Obgleich ganz anderer Natur als die Genannte, erwarb sie sich doch dasselbe Ansehen, dieselbe Verehrung, ja ihr Auftreten in der Gesellschaft wie bei Hofe war von größerem Rufe begleitet. Die Fürstin hatte aber zu lange im Auslande gelebt und schon von Natur nicht einen Tropfen russischen Blutes in sich; sie selbst gefiel sich in dieser neuen Atmosphäre nicht so, wie in London; ihre freien Ansichten wurden nicht so gewürdigt, wie im Auslande, und die Gesellschaft, die ihr am nächsten stand, kam ihr nicht mit den Huldigungen entgegen, deren sie im übrigen Europa gewürdigt worden war. Gerade Diejenigen, die durch Rang und Beruf ihr die Nächsten hätten sein sollen, blieben ihr am fernsten, und die Verhältnisse erlaubten ihr nicht, einen so glänzenden Salon zu öffnen, als zuvor in London und später in Paris. Ihre Unterhaltung galt ausschließlich der Politik, und in Petersburg fand sie auf diesem Felde weder Gegner noch Anhänger ihrer Meinungen so lebhaft wie im Auslande. Die Gesellschaft der Stadt schien sie nicht vollkommen zu fassen, und trotz aller großen Vorzüge hieß ihr Haus die politische Börse, wo politische Kaufleute dritter Gilde ohne Bedeutung und Geschäft blieben. Sie erschien daher mehr am Hofe als in der Stadt, und nahm dort eine noch bedeutendere Stelle ein, als ihr Gemahl.

Die Unterhaltung der Fürstin war fesselnd; sie verbreitete sich über den innersten gesellschaftlichen Zustand Englands und Frankreichs, über die geheimen Triebfedern der einzelnen Cabinete und deren Mitglieder, über den Gang der Verhandlungen und die dabei vertheilten Rollen; kaum konnte ein Diplomat mit ihr an Kenntnissen wetteifern, noch an meisterhaftem Vortrag ihrer Rede und Schrift. Es waren Unterhaltungen für Männer von reifem Ernste, für Diplomaten, Politiker besonders, die ihr meistens auch das Ohr liehen, wie weiland König Numa der Egeria. Für echt weibliche Naturen wurden freilich ihre Plaudereien zuletzt etwas lästig, denn sie entbehrten bei viel Geist doch alles Gemüthes und waren durchaus nicht frei von einem gewissen Schaugepränge, das Manchem widerstand. Die Kaiserin blieb nie ohne einige Theilnahme für die Politik des Tages; es war dies aber mehr das reinmenschliche Interesse, das die Humanität uns Allen auferlegt; es entsprang außer ihrem Herzensbedürfniß auch den geschichtlichen Kenntnissen, an denen die hohe Frau reicher war, als man ihr hätte zutrauen sollen. Die Fürstin beherrschte die ganze Gegenwart in großem Umfange, aber ohne alle historische Tiefe, während die Kaiserin allen historischen Forschungen, wenn auch nur von ferne, nachfolgte. Sie las mit dem lebhaftesten Interesse Wallensteins Vertheidigung durch Förster, sowie das Leben der Königinnen Elisabeth und Maria Stuart von Raumer, sie verlangte selbst zu wissen, welche Verdienste Niebuhr um die römische Geschichte hatte. Die neuesten Geschichtswerke Frankreichs und Deutschlands blieben ihr durchaus nicht fremd, und groß war ihre Kenntniß des genealogischen Zusammenhanges der regierenden Familien Deutschlands und Europa's. So war das Innere beider Frauen verschieden gestaltet, aber die wahrhaft weibliche

Haltung, jene Anmuth, die jedes Wort begleitet, und selbst älteren Damen eine höhere Würde verleiht, besaßen Beide im höchsten Grade. Eine untergeordnete Rolle war für die Fürstin nicht denkbar und sie wurde für die kaiserliche Familie in deren Abwesenheit ein weiblicher Statthalter, wie der Fürst Golizyn, aber mit größerem Nachdruck. So hervorragend auch die Fürstin an Geist war, so bedauerte man doch bei längerem Umgange eine Einseitigkeit, die sie von jeder nicht politischen Unterhaltung ausschloß, jedenfalls eine Folge ihrer großen und einzigen Theilnahme an diplomatischen Verhandlungen; denn von Natur war sie reicher begabt, als viele Andere, und in der Periode ihrer jugendlichen Schönheit bewunderte man ihr musikalisches Talent nicht weniger als später den Fluß ihrer Rede. Die Fürstin Lieven blieb nur ein Jahr in Petersburg und verließ es mit einem niegestillten Grame im Herzen. Nicht allein ihr Gemahl starb in Rom, sondern auch zwei ihrer Söhne wurden in Petersburg begraben; seit jener Zeit hat sie Petersburg nicht wieder gesehen.

Im Jahre 1833 lernte die Kaiserin eine junge deutsche Dame kennen, die in Bayern, ihrem Vaterlande, durch Schönheit und Geist Gegenstand der Bewunderung gewesen war. Es war die Baronin Krüdener, geborne Lerchenfeld, und ihr Bruder bayrischer Gesandter an der Newa. Der Baron Krüdener, damals nur Secretär bei der russischen Gesandtschaft in München, ein schlichter Mann, vermied bei seinem Charakter den Hof mehr, als er ihn suchte, und die geringe Stellung befähigte ihn auch keineswegs zu solcher Ehre. Die Baronin war aber eine zu hervorragende Persönlichkeit, um nicht bemerkt zu werden, und so waren die Augen beider Majestäten auf sie gefallen, und Beide belebte alsbald der Wunsch, sie näher kennen zu lernen. Eine nähere Be-

kanntschaft zeigte, wie sehr sie für den Umgang der Kaiserin paßte und wie ihre Unterhaltung selbst den Kaiser fesselte und erheiterte. Denn in den allerhöchsten Regionen lagert sich der Ernst des Lebens in düsteren Wolken auf die gefaltete Stirne; das Gemüthsleben, das mit seinem ganzen Dufte das einfache Bürgerhaus beglückt, verstummt meist in den Großwürdenträgern und Ministern, und in der Umgebung der Majestät herrscht oft tödtende Langeweile. Eine Dame, die mitten im höchsten Glanze ihre Selbstständigkeit nicht verlor, die ihre Anmuth auch dort frei und unbefangen entfaltete, war darum ein hochgeschätztes Geschenk. Aber die liebenswürdige Baronin war nur zum Besuch ihres Bruders nach Petersburg gekommen, sie blieb nur kurze Zeit, und hatte kein anderes Recht, die inneren Hofzirkel zu betreten, als ihre Liebenswürdigkeit. Als die Baronin binnen Kurzem nach Bayern zurückgekehrt, vermißten beide Majestäten ihren Umgang schmerzlich. Der Kaiser mußte diesmal einen Wunsch seiner Gemahlin, ja seinen eigenen, unerfüllt lassen; die Sympathien Beider begegneten sich gewöhnlich in denselben Gegenständen. Aber zwei Jahre später führte ein glückliches Geschick die Baronin wieder mit der kaiserlichen Familie in Prag zusammen, und diesmal fanden sie deren bleibenden Umgang für die immer kränkelnde Kaiserin unentbehrlich. Man sann auf Mittel, dem Baron eine Stellung in Petersburg zu schaffen, die seiner Gemahlin zugleich den Zutritt in die kaiserlichen Gemächer verschaffen würde. Der Baron Krüdener wurde Kammerherr und Rath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und vom Kaiser so reich bedacht, daß er ein den anderen Hofpersonen ebenbürtiges Haus eröffnen konnte und seine Gemahlin jederzeit bei der Kaiserin als Freundin Zutritt fand. Die Schönheit ist eine der Gottesgaben, die Jeder als von besonders wirksamer Gewalt

anerkennt und der jedes Alter huldigt. Aber außer der natürlichen Anmuth besaß die Baronin auch eine seltene Liebenswürdigkeit, gesellige Bildung und weibliche Sanftmuth, etwas Gemüthliches selbst in der Stimme, und sie mußte mit solchen Gaben Alles für sich gewinnen. Sie erschien im Jahre 1836 in Petersburg und ist gegen acht Jahre lang in unmittelbarer Nähe der Kaiserin geblieben. Eine solche Stellung mußte viele Augen auf sich ziehen, die des Neides nicht ausgeschlossen, der namentlich den Ausländer verfolgt; andererseits wurden aber auch ihre Güte und Vermittelung gesucht, und die vielen Huldigungen galten ihrer Macht vielleicht noch mehr als ihrer Schönheit. Ihr Sohn, von gleichem Alter wie der Großfürst Konstantin, wurde zu dessen Spielkameraden für die Marine bestimmt und theilte mehrere Jahre alle Zeit mit dem kaiserlichen Prinzen. Es war damals keine Gesellschaft, in der nicht die Baronin vor Allen geglänzt hätte.

Die Kaiserin war aber auch dem Militärstande und seinen Unternehmungen: Paraden und Manoeuvren, eine gewisse Rücksicht schuldig. In einem Militärstaate geboren, unter dem Geklirr der Waffen erzogen, war sie diesen Schauspielen weder fremd noch abgeneigt, und als Kaiserin war sie Chef des Chevalier-Garde-Regiments. Sie erschien bei den großen Maiparaden auf dem Marsfelde in Petersburg im großen goldenen Galawagen mit ihrem ganzen Hofstaate, ebenso vertheilte sie selbst in ihrem Regimente am Geburtstage den 1. Juli in Peterhof die von ihr bestimmten Auszeichnungen, und der Leser erinnert sich, daß sie als Großfürstin mit ihrem Gemahl das Lager von Krasnoe-Selò bezog. Aber der Kaiser war selbst bei entfernteren militärischen Unternehmungen nicht gern ohne seine Gemahlin und ihren bezaubernden Einfluß. Sobald es ihre Kräfte erlaubten, begleitete sie ihren

Gemahl selbst in den Krieg, und im Jahre 1828 verbrachte sie den Sommer in Odessa, nahe dem Kriegsschauplatze. So begab sie sich im Jahre 1835 mit dem Großfürsten Konstantin und der Großfürstin Olga zu der großen Heerschau nach Kalisch, dem eigenthümlichsten Schauspiele unseres Jahrhunderts, und ihre Aufgabe war von allen die schwierigste, vielseitigste. Von Peterhof aus, wo sie bei herrlichem Wetter den Sommer verbracht, den ersten Juli, ihren Geburtstag, bei der berühmten Erleuchtung des Gartens gefeiert hatte, fuhr sie mit ihren beiden Kindern Mitte August n. St. zuerst nach Fischbach in Schlesien, wo der weite Kreis ihrer Verwandten sie mit offenen Armen empfing. Doch die Ruhe dauerte nicht lange, schon nach einigen Tagen begab sich der ganze kaiserliche und königliche Hof nach Liegnitz, in dessen Umgegend eines der großartigsten Manoeuver gehalten wurde. Aus allen deutschen Staaten waren Prinzen dorthin gekommen und man mußte, um alle würdig zu beherbergen, alle Schlösser und Landsitze der Umgebung in Anspruch nehmen. Kaiser und König besuchten von hier aus in Krieblowitz das Grabmal des Feldmarschalls Fürsten Blücher. Die hohe Frau war nicht allein durch Familienrücksichten in Anspruch genommen, sondern noch mehr durch die aufrichtigste Verehrung der dortigen Land- und Stadtbewohner, die sich in Aufmerksamkeiten erschöpften. Die Bälle, Concerte, Ständchen, Illuminationen, Feuerwerke konnten die Bewohner kleiner Städte mehr ergötzen als die Kaiserin, die aber trotz der Ermüdung überall erschien, wo man sie erwartete. In Breslau wiederholten sich alle Festlichkeiten, und doch war der Kaiserin innigster Wunsch gewesen, mit ihren Blutsverwandten nach langer Trennung Stunden der Gemüthlichkeit zu verbringen, und die schöne Natur des schlesischen Landes in ihrer eigenthümlichen Art zu genießen. Die Lebensweise in Schlesien war frei-

lich noch einfach gegen den Aufenthalt in Kalisch, wo Kaiser und Kaiserin früher anlangten, als die königlichen Herrschaften. Denn Beide mußten dem Könige nach alter Sitte entgegenfahren und denselben auf dem Schlosse in Kalisch festlich empfangen. Dort war das Regiment „König von Preußen" aufgestellt und außerdem ein Corps von 1600 Spielleuten, um den Herrscher Preußens würdig zu begrüßen. Welch einen Anblick bot aber die Umgegend! So weit das Auge reichte, sah man eine Stadt aus Leinwandzelten aufgebaut, mit dem buntesten großartigen Treiben eines Lagers. Ein Belvedere erhob sich, von dem aus man dies wogende Meer überschaute. Der Tag beschäftigte und ergötzte das Auge und der Abend das Ohr. Denn sobald der bunte Glanz in der Dunkelheit verschwunden war, erklangen die Töne des 1600 Mann starken Musikcorps, Raketen stiegen auf und ein donnernder Kanonenschuß gab das Zeichen zum Gebet für ein Armeecorps von 60,000 Mann. Mit Andacht und Rührung hörten selbst die Fremden jene ergreifende Melodie von Bartnjansky, die ebensowohl an Mozart als an die älteren Italiener erinnert. Aber nach so feierlichen Klängen vernahm man von allen Seiten des Lagers auch den Nationalgesang der Russen in voller Reinheit, sehr oft von einer Klarinette und dem Tambourin begleitet. Ein Gang am Tage durch das Lager war nicht weniger unterhaltend als zur Zeit der Krönung in Moskau. Hier sah man Linienkosaken, Kurden, Tscherkessen, Grusinier, Cirkassier, Muselmänner in allen erdenklichen Trachten, urwüchsige, prachtvolle Gestalten mit sonnenverbrannten Gesichtern, glänzend schwarzem Haare und Barte, mit krummen Säbeln, Pistolen und Dolchen ausgerüstet, den Kopf mit dem Turban oder mit der Pelzmütze bedeckt; andere trugen blitzende silberne Ritterhelme und Panzerhemden von

Stahlketten; während die Einen Allah anriefen, tönte Hurrah aus dem Munde Anderer. Mit Gazellenschnelligkeit trugen die kleinen Rosse ihre Reiter über die Ebene dahin, und die Künste der Bergvölker setzten die Zuschauer nicht weniger, ja mehr in Erstaunen, als die Geschicklichkeit der europäischen Kunstreiter es vermögen. Zum Ergötzen der hohen geladenen Herrschaften, der fremden Generale und der neugierigen Reisenden führten sie zuletzt ein Scheingefecht aus um eine bei Erzerum erbeutete Fahne, und der Kampf wurde so ernst, daß der Padischah (der Kaiser) sie trennen mußte. Die Meisten hatten ihn noch nie gesehen, erkannten aber an der hohen Gestalt, dem majestätischen Gange und dem Herrscherblicke den Weltgebieter, als er zu Fuß sich ihnen näherte und durch einen Fingerzeig sie zur Ruhe bannte. Die Mannigfaltigkeit so verschiedener Völkerschaften und so seltener, fremdartiger Gesichtsbildung erinnerte unwillkürlich an das große bunte Heer des Xerxes. An dem festlichsten Tage jenes Lagers konnte sich die Kaiserin nicht fern halten und sie erschien in grünem Reitkleide zu Pferde, mit weißer russischer Mütze geschmückt, an der Spitze ihres Regiments, das sie salutirend an den Majestäten vorüberführte. Der Anführer dieser Truppe hatte aber nach gewechseltem Kostüme die vielseitigsten Rollen auszuführen; sie war dem Könige Kindesrücksichten schuldig, die sie mit seltener Zärtlichkeit beobachtete; sie war aber auch die Mutter ihrer Kinder, die ihr Auge in jenen bewegten Tagen sorgsam bewachte; die Gemahlin des Gebieters, auf dessen Ruf sich diese Heere versammelt hatten, und die Wirthin so vieler hohen Gäste.

Während der Kriegsgott mit so vielem Glanze und in so verschiedenen Nationalitäten und Zungen prangte, waren auch die Friedenskünste Europa's herbeigeeilt und hatten ihre Tempel neben den Zelten aufgebaut. Nach ermüdenden, staubigen

Tagen versammelte der Abend die höchsten Häupter wie die Officiere beider Lager im Theater, und die besten Mimen der Berliner Hofbühne warfen Kränze des Friedens und Raketen des Scherzes in das kriegsgefüllte Parterre. Spanische und polnische Nationaltänze ergötzten durch Leichtigkeit und Anstand, wie am Tage die pfeilschnellen Rosse der Kaukasier, und die besten Kehlen wetteiferten mit einander und mit den Nachtigallen. An manchen Abenden blieben die Theater verschlossen und der auserwählte Theil der Gesellschaft versammelte sich in dem Saale der hohen Frau zu traulicher Unterhaltung. Der russische und der preußische Hof schienen durch das verbindende Mitglied der Kaiserin bestimmt zu sein, jeder Gesellschaft edle Formen zu leihen und zu hinterlassen, und die trockene Steifheit früherer Zeiten ganz zu verbannen. Die russische und die preußische Armee andrerseits machten hier nicht allein nähere Bekanntschaft und schenkten ihren Nationaleigenthümlichkeiten die gebührende Achtung, sondern sie lernten auch beide mitten im Lager die höheren Reize des Lebens kennen, die allein der Friede gewährt; der Schluß aller kriegerischen Unternehmungen war überdies sinnvoll und bedeutsam. Man stürmte am letzten Tage das Schloß von Kalisch, und in dem Augenblicke, wo nach dem Siege Plünderung und Raub begonnen haben würde, erschien die Kaiserin auf dem Balkon des Palastes in ihrer schönsten Rolle — als Friedensengel. So legte die Kaiserin in viele äußerliche Formen, welche mit dem Hofleben nothwendig verbunden sind, Sinn, Leben und Bedeutung.

Die ganze kaiserliche Familie langte im Spätherbst wohlerhalten wieder in Zarskoe-Selò an; die Gesundheit der hohen Frau blieb den nächsten Winter und Sommer hindurch unangefochten, das Glück des Familienlebens wurde nur einmal jährlich durch die

Reisen des Kaisers in das Innere des Reiches unterbrochen und im Herbste des Jahres 1836 durch eine bedenkliche Nachricht über einen Unfall desselben gewaltsam gestört. Dieser hatte Anfang August die Sommerresidenz verlassen, und war über Moskau, Nischnei-Nowgorod, Kasan, Simbirsk und Pensa geeilt, um von dort aus Mitte September in Warschau einzutreffen. Bis Pensa, wo er am 25. August anlangte, war Alles gut abgelaufen, obgleich jeder, der den Kaiser im Inneren des Reiches fahren sah, für dessen Leben zitterte. In dunkler Nacht setzte er am 26. August jenseits Pensa die Reise fort in einer Kalesche, wo den Ermüdeten, fast Erschöpften ein tiefer Schlaf gleichzeitig mit dem Grafen Benkendorf überwältigt hatte. Gegen 1 Uhr nach Mitternacht werden Beide durch ein entsetzliches Geschrei des Kutschers und Vorreiters aufgeschreckt; die Pferde nahmen Reißaus und spotteten aller menschlichen Kraft, bis die Kalesche endlich, gegen einen Steinhaufen am Wege geschleudert, krachend umstürzt; der Graf Benkendorf fand sich unbeschädigt auf die Landstraße geworfen, der Kaiser still, lautlos in der Kalesche, der Kutscher und der Kammerdiener neben und unter den gestürzten Pferden. „Kommen Sie heraus, Majestät," sprach Benkendorf zum Kaiser, der aber zum Entsetzen des Reisegefährten keine Antwort gab. Ein Schauder überlief den Grafen; er faßte den Kaiser bei der Hand und sah, daß er in Ohnmacht lag, oder doch derselben nahe war. Endlich kam der Kaiser zum Bewußtsein, ließ sich vom Grafen in den Graben neben der Straße führen, setzte sich in seinen Mantel eingehüllt dort sprachlos nieder und sagte nach langer Pause endlich: „Ich fühle, daß mein linkes Schlüsselbein gebrochen ist; man sollte doch," fügte er hinzu, „Nichts unternehmen, bevor man Gottes Hülfe angerufen hat." Der Graf wollte beim Kaiser stehen bleiben, allein das Angst- und Hülfegeschrei

des Kammerdieners war herzzerreißend, und als Benkendorf sich dorthin wenden wollte, kam, wie von Gott geschickt, ein ausgedienter Soldat, die Brust voll Medaillen, herangeschlichen und fragte ängstlich, wen solches Unglück betroffen? „Deinen Kaiser,“ sprach Benkendorf, „bleib' bei ihm stehen, bis ich zurückkomme.“ Der Kutscher lag ohne Lebenszeichen, der Kammerdiener war mit Blut bedeckt. In einer so peinlichen Lage war der Graf nie gewesen, doch verlor er seine Fassung nicht. Er schickte den Reitknecht, der die kaiserliche Kalesche in einer Telega begleitete, auf die nächste, fünf Werst entlegene Station, das Städtchen Tschembar, um einen Arzt und einen anderen Wagen zu besorgen. Unterdessen hatte sich der Kaiser aufgerafft und kam in lebhafter Unterhaltung mit dem Veteranen herbei, um dem stöhnenden Kammerdiener zu helfen. Aber er sank binnen Kurzem aufs Neue in Ohnmacht und blieb auf der bloßen, feuchten Erde liegen.

Welch ein trauriges Bild menschlicher Schwäche! Der mächtigste Herrscher der Erde, vor dessen Blicke sich zahllose Völker beugen, liegt jetzt machtlos, bei dunkler Nacht in einem öden Winkel seines Reiches, von einem der ärmsten seiner Unterthanen bedient; sein Wille ist gelähmt wie seine Glieder, und er theilt und fühlt des Geschickes Macht mit seinem Diener; seine Befehle sind zu den bescheidensten Wünschen herabgesunken, und geduldig muß er auf deren Erfüllung harren. Aber selbst niedergebeugt, auf kaltem Lager hingestreckt, bleibt er sich gleich, denkt mehr an die unglücklichen Diener, als an sich selbst, und erwartet die Hülfe mit christlicher Ruhe. Nach einer Stunde peinlichen Harrens kommt der Reitknecht mit dem Wagen zurück und dem Arzte aus Tschembar; der Kaiser bescheidet denselben zum Diener und Kutscher, setzt sich in die Kalesche und fährt dem Städtchen zu. Aber schon nach wenig Minuten erregt

ihm die Bewegung des Wagens so große Schmerzen, daß er es vorzieht, den Rest des Weges zu Fuß zu gehen. Am Schlagbaum erwartet ihn das Stadthaupt, dreifach ängstlich, den weltgebietenden Herrn zum ersten Mal in seinem Leben unter so traurigen Umständen, zu so ungünstiger Stunde an einem Orte empfangen zu müssen, dem aller Wohlstand, alle Bequemlichkeit für den Reisenden versagt sind. Kein Gasthof, kein Stadt- oder Rathhaus! Das einzige Gebäude, das er dem Kaiser anbieten kann, ist die Kreisschule. Dorthin hatte sich Benkendorf schon begeben, die Schulbänke entfernen und die niederen Zimmer erleuchten lassen.

Ganz erschöpft langte der Kaiser in dem hölzernen Gebäude an, schrieb zuerst mit Bleistift einen langen humoristischen Brief an die Kaiserin, ertheilte dem Generaladjutanten Adlerberg, der unterdessen mit dem Leibarzt angekommen war, die nöthigsten Befehle, und nachdem alle Geschäfte beseitigt waren, wandte er sich zu Arndt: „Nun bist Du an Deinem Platze; hier ist mein Arm, besieh ihn und thu', was nöthig ist." Die beiden Aerzte fanden das linke Schlüsselbein gebrochen, den Bruch einer Rippe erkannten sie erst später. Während des Verbandes begann der Kaiser mit dem ganzen um ihn versammelten Gefolge über die neue Residenz und seinen eigenen Unfall zu scherzen. Am anderen Morgen war das Haus von der ganzen Bevölkerung des Städtchens umringt und das blieb so Tag und Nacht während des ganzen kaiserlichen Aufenthaltes; in den nächsten Tagen strömte aus der Umgegend herbei, was dem Kranken persönliche Dienste, oder Früchte, Blumen, ja Hausgeräth und Mundvorrath anbieten konnte; denn es fehlte an Allem, und Alles war daher willkommen. Besonders die auf Urlaub lebenden Soldaten verließen ihre Dörfer und wollten den kranken Kaiser bedienen. Der

Kaiser machte die Erfahrung, daß sein Reich arm an wohleingerichteten Städten sei, sein Volk aber reicher an Aufopferungsfähigkeit, als das gesammte übrige Europa.

Der Gesundheitszustand des Kaisers wurde nach einigen Tagen ernst und bedenklich; zu dem Bruche gesellte sich ein anderes hartnäckiges Leiden; seine gute Laune ging allgemach in mürrische Stimmung über, die durch den Mangel an aller nothdürftigen Bequemlichkeit erhöht wurde. Er begann zu arbeiten wie in seinem Cabinete, durchlas alle ihm nachgeschickten Papiere, ließ mehrere Corpschefs der südlichen Armeen, den Admiral Lazaref, den Grafen Witt, zu sich kommen, durchblätterte einige Romane und folgte allen Zeitungsnachrichten mit Aufmerksamkeit, aber sein Unmuth wuchs von Tag zu Tage; denn die Hitze in diesem Winkel, unter einem strohbedeckten Dache, wo jeder Luftzug vermieden werden mußte, wurde unerträglich, er selbst kam sich vor wie ein Gefangener in Ketten, und lebte erst wieder auf, als ihm die Aerzte einen Spaziergang auf dem Hofe erlaubten. Da die Heilung langsamer ging, als er es wünschen mußte, so traf seine Mißstimmung die Aerzte zuerst, zuletzt aber das ganze Gefolge. Die Aerzte kamen also überein, den Kaiser noch vor Ablauf der drei Wochen, welche die Heilung verlangte, reisen zu lassen, um seine Stimmung dadurch zu heben. Man theilte ihm diesen Beschluß so wie den festgesetzten Tag der Abreise mit, aber auch dieser erschien ihm noch zu weit hinausgeschoben und er erklärte dem Grafen Benkendorf: „Ich reise morgen früh um neun Uhr ab, und wenn sich die Aerzte widersetzen, so gehe ich allein zu Fuß.“ Er verbrachte nach diesem Ausspruche den letzten Tag in Tschembar nur mit Belohnungen Aller, die ihn dort bedient hatten.

Sechs Tage nach dem Unfalle waren die Kaiserin in Zarskoe-Selo und die Hauptstädte davon benachrichtigt. Welch ein

Schreck! Welch neue schwierige Aufgabe für die hohe Frau! Obgleich der Kaiser, von der besten Laune beseelt, selbst geschrieben hatte, so mußte er doch fürchten, daß die Zärtlichkeit der Gattin sie nach Tschembar führen würde; eine Reise der Kaiserin hätte aber das ganze Reich in Unruhe versetzt und die Gesundheit derselben noch bedenklicher gemacht, als der Zustand des Kaisers es war. Mit seltener Seelenruhe verstand die Kaiserin jede schreckliche Befürchtung von der Bevölkerung abzuhalten; sie zeigte sich Tags darauf in der Stadt mit derselben Freundlichkeit wie immer, sie lud viel Gesellschaft zu sich nach Zarskoe-Selò und theilte die Nachrichten günstiger mit, als sie in der That waren: denn sie erfuhr erst später durch den Kaiser selbst, daß am sechsten oder siebenten Tage der Kranke sich durch einen Geistlichen zum Tode hatte vorbereiten lassen. Damals trugen noch nicht die Telegraphen Nachrichten mit Blitzesschnelle von einem Ende des Reiches zum anderen, und schneller als der Kaiser reiste kein Feldjäger; sein Erscheinen in der Herbstresidenz war daher plötzlich und ungeahnt, die Freude der Bevölkerung aufrichtig und laut; aber jetzt gönnte er sich in dem stillen Landsitze zwanzig Tage Ruhe zur vollständigen Heilung, und erschien dann erst, und zwar ohne jede Spur des Unfalles, am achten October, zum ersten Mal wieder in seiner kaiserlichen Hauptstadt.

## Viertes Kapitel.

# Peterhof.

Peterhof unter Nikolai's Regierung. — Alexandria, die kaiserliche Privatwohnung, der Garten. — Die Sommerabende in Peterhof. — Das gewünschte Bauernhaus. — Die kaiserlichen Leibärzte. — Reise nach dem Süden. — Die Krimm. — Moskau 1837. — Brand des Winterpalastes. — Von Neuem im Palaste Anitschkow. — Privatbeschäftigungen der Kaiserin. — Reise nach Berlin und München. — Kreuth. — Die Großfürstin Maria Nikolaewna. — Der Herzog von Leuchtenberg. — Der neue Winterpalast.

---

In keinem der vielen Paläste der Stadt wie auf dem Lande war der Glanz des kaiserlichen Hofes mit dem einfachsten und zurückgezogensten Familienleben so innig vereint, als in diesem Städtchen. Wir müssen daher eine genauere Beschreibung desselben entwerfen, ohne uns in die vielen Einzelheiten zu verlieren, die es enthält. So sehr das Auge der Großfürstin Alexandra von dem Anblicke des Meeres, der Gärten und Springbrunnen entzückt war, so sehr wurde das der Kaiserin von vielem Anderen beleidigt. Die allernächsten Umgebungen des Schlosses, der Gärten und des ärmlichen Städtchens Peterhof waren eine schauerliche Wüste, in welcher an heißen Sommertagen der Wind thurmhohe Staubwolken aufblies; die hölzernen Cavalierhäuser standen im grellsten Widerspruche mit dem Schlosse, neben den glänzend-

sten Hofequipagen fuhren andere, zerlumpte Kutscher mit Beamten einher, und selbst die Minister mußten in ärmlichen Wohnungen absteigen. Die Russen sind an solche Zustände gewöhnt, bemerken sie nicht; den Fremden aber widern sie an, und die Kaiserin bewog deshalb ihren Gemahl, Harmonie in das Ganze zu bringen. Nach dreißig Jahren mühsamen Schaffens ward auf solche Weise Peterhof der reizendste Ort, vielleicht von ganz Rußland, und wir versuchen darum mit dem Leser eine Wanderung durch dies kaiserliche Hoflager, wie es zuletzt gestaltet war.

Drei Wege führen noch jetzt dahin; zu Wasser, auf der Eisenbahn und auf der alten Kunststraße. Wir wählen die letztere. Dieser Weg bietet von der Residenz an bis nach Peterhof eine Reihe stattlicher Landhäuser und Gärten, die freilich außer Birken und Fichten kaum eine andere Baumart zeigen. Das Meer zur Rechten taucht auf und verschwindet mehrmals wieder. So gelangt man beim Schlagbaum und der Wache an, die den Anfang des kaiserlichen Landsitzes bezeichnet; die Straße läuft geraden Wegs mitten durch den Ort hindurch, wohl eine Stunde lang; wir aber treten dicht beim Schlagbaum links in einen Park. Derselbe ist düsteren Aussehens, gleicht mit seinen uralten Bäumen einem Urwalde, durch den einige Gänge gehauen sind. Einzelne Spaziergänger suchen an heißen Tagen hier Schatten und Kühlung, sonst ist er meist öde und verlassen und dient den Falken, Gabelweihen und Krähen zum Aufenthalte. Auf weitem Wege gelangt man endlich an ein freundliches Wasser, mit Inseln, Hütten und Schweizerchalets. Sonst hat hier die Cultur Nichts gethan; es ist wie eine Erinnerung an alte Zeiten, wo dieser Wald einzig von Wölfen und Füchsen besucht war, die jetzt schon jenseit des Zaunes bleiben. Von den Gewässern führt ein Weg in den unteren Theil der ärmlichen Stadt; die erst in den letzten

Jahren mit einer goldenen Kuppelkirche und einigen steinernen Häusern geschmückt worden ist. Der Kirchenplatz wie die angrenzenden Straßen sind todt und leer, man schreitet gleichgültig weiter und tritt auf derselben linken Seite der Landstraße in einen zweiten Garten. Beim ersten Anblick desselben glaubt man hundert Meilen nach Süden versetzt zu sein. Er ist mit Laubbäumen geschmückt, von fließenden Gewässern durchschnitten, in denen sich Inseln mit kleinen reizenden Palästen, Säulengängen und Belvederen erheben. Die schönsten Blumen scheinen hier wild zu wachsen; man erinnert sich der Borromäischen Inseln. In diesen sich schlängelnden Gängen fährt die schöne Welt des Hofes zu jeder Tageszeit in offener Kalesche spazieren. Man kann einem Besuche auf einer der Inseln nicht widerstehen und fährt auf einem Boote schnell hinüber. Das Innere dieser kleinen Paläste ist nur für eine Familie bestimmt, der größte Raum darin kann nicht über zehn Personen aufnehmen; sie verdanken ihren Ursprung dem häuslichen Sinne des Kaisers und der Kaiserin, die Abends oder Morgens auf eine halbe Stunde sich selbst angehören wollen. Man besteigt das Belvedere und sieht staunend das seltsame Gemisch von Stadt und Land, von Schloß und Dorf, von Wald und Garten, von See und Inseln, das den Namen Peterhof führt. Wenn der Blick darüber hinausschweift, so findet er angrenzend die trostlosesten Flächen, und bewundert, was Alles des Kaisers Wille und der Kaiserin Geschmack hervorgezaubert haben. Man überschreitet von diesem Garten aus einen Bach und betritt demnächst das Cadettenlager, eine für den Sommer improvisirte Zeltstadt, in welcher sich das bunteste Leben der Uniformen regt. Wenn der Kaiser unter dieser Kriegerjugend erscheint, ist er nicht der strenge Selbstherrscher aller Reußen, er ist der Vater einer zahlreichen Soldaten-Familie,

und diese Jugend springt ihm mit mehr Vertrauen und Herzlichkeit entgegen, als vielleicht daheim den eigenen Verwandten. Der Kaiser theilt ihre Uebungen, ihre Spiele, besucht ihre Zelte, kostet von ihrem Tisch und ruft eine Anzahl, die ihre Kräfte an den seinigen messen soll. Der sonst so hohe Gott und der ferne Kaiser sind jetzt mitten unter der Jugend, deren Verehrung für das geliebte Haupt zur Begeisterung anwächst. An das Cadettenlager grenzt ein großer stattlicher Park, mit Recht der englische Garten genannt: der Palast desselben, die Baumgänge, die ganze Einrichtung mit Jagdmeuten und einer Fasanerie, versetzt den Wanderer in der That aus dem russischen Cadettenlager und dem düsteren Urwalde nach England. Er bietet ebenso viel Schatten und Kühlung, wie der urwaldliche, aber seine Erscheinung ist freundlich, ja romantisch; im Juni besonders ist er von unzähligen Nachtigallen durchtönt, die hellen Sommernächte gewähren hier einen unaussprechlichen Reiz. Er ist von solchem Umfange, daß er eine größere deutsche Residenz zieren würde, daher aber wenig belebt. Philosophen, Dichter, Künstler betreten ihn selten, aber er ist beim Zwielicht der Mitternacht der Schauplatz manches Abenteuers. Der wißbegierige Fremde besucht vor Allem das Schloß, das durch eine Bildergalerie eine Stunde lang auf das Lehrreichste unterhält. Es ist nicht der künstlerische, aber der historische Werth der Bilder, was schätzenswerth daran. Katharina II. ließ sich von allen ihren gekrönten Zeitgenossen Familienbilder zuschicken, und so findet man hier aus den siebenziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts einen geschichtlichen Bilderschatz. Man sieht hier Friedrich Wilhelm III. als Kind neben seinem Vater und Friedrich dem Großen; Maria Theresia und Joseph den Zweiten; Karoline Mathilde von Dänemark; die jüngeren Brüder Ludwigs XVI. bis zum Sultan und Papst. Wer sich

unter den Gestalten früherer Zeiten nicht heimisch fühlt, besucht den Jagdhof, wo unter Anderm ein Rudel Wölfe ihre Zähne den Fremden entgegenfletschen, aber sich scheu zurückziehen, sobald der Jäger mit dem Stabe unter sie tritt. An den Rücken dieses Parkes lehnt sich ein Erlenwald, von einem Bache durchflossen, der seinen Weg durch den Park hindurch nimmt. Folgt man demselben aus dem Garten hinaus, so begleitet er in ein schmales Thal, vielmehr einen Graben, über welchen eine Brücke führt, welcher die obere und untere Stadt verbindet. Die Kaiserin fuhr nie über diese Brücke, ohne anzuhalten, um im Graben die Erlen am Bache zu sehen. Auf ihren Wunsch wurde die ganze Vertiefung von unten bis oben mit dem schönsten Rasen, Baum- und Blumengruppen geschmückt, und verschiedene Gänge in allen Richtungen angelegt. So vollzog sich eine Verschönerung, die in deutschen Städten kaum bemerkt würde, dem wüsten Dorfe aber zur Zierde gereichte. Man befindet sich jetzt auf der Schloßseite und fährt auf herrlicher Landstraße mitten durch die kaiserlichen Wohnungen hindurch auf einer sanften Anhöhe. Links vom Wanderer steigt jetzt der alte holländische Garten bis ans Meer hinab. Er ist das eigenhändige Werk Peters des Großen, und keiner der Nachfolger hat sich eine Veränderung erlaubt. Die geraden Baumgänge sind von seiner Hand gezeichnet, die Eichen und Ulmen von seiner Hand gepflanzt. Hier begegnet man zuerst einem bescheidenen holländischen Häuschen, an einem viereckigen Teiche gelegen. Um zwölf Uhr Mittags läutet eine Glocke die Karpfen, die Bewohner desselben, an das eine Ufer zur Fütterung, und die Spaziergänger versammeln sich zu diesem Schauspiel am Ufer. Von höchstem Interesse ist aber das kleine Haus nebenan, das Peter selbst einst bewohnte, während er das Schloß seinen Hofcavalieren überließ. Es führt in die ersten

Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts zurück und zeigt die schwerfälligen Stühle, Tische, Bänke, Betten, die der große Mann selbst verfertigte; auch die einfachen Kleider, die er trug, sind hier gleich Reliquien noch aufbewahrt. Schnurgerade Baumgänge theilen, von anderen im rechten Winkel durchschnitten, den Garten in viele kleine Vierecke, bis an sein Ende, das durch eine steinerne Mauer bezeichnet ist. Hat man den Canal, der vom Schlosse herabführt, überschritten, so nähert man sich einem zweiten Lieblingsplatze Peters des Großen, mon plaisir genannt, jedenfalls der reizendste Punkt des ganzen Ortes. Es ist ein festeingezäunter Garten mit hohen schattigen Eichen und anderen Bäumen, ohne Rasen, aber mit unzähligen Blumenbeeten und vielen Springbrunnen geschmückt, und eine Menge Sitze laden den Wanderer zum ruhigen Genusse ein. Es ist, als ob Nord und Süd hier ihre besten Gaben vereinigt hätten. Den Hintergrund dieses Gartens bildet ein niedriges holländisches Haus, mit den Möbeln jener Zeit und des großen anspruchslosen Mannes, und nebenan ist die Küche mit ihren holländischen Geräthen von bürgerlichem Gepräge. Peter I. hat alle gesellschaftlichen Zustände selbst durchlebt, vom Zimmermann und Matrosen, vom Soldaten und Officier an bis zur kaiserlichen Würde heran, und diese Selbsterlebnisse in ihm waren die Quelle seiner schaffenden Allmacht. Tritt man aus diesem Häuschen an der Rückseite heraus, so befindet man sich dicht am Ufer des meilenbreiten finnischen Meerbusens; steinerne Sitze unter mächtigen Linden bieten dort ruhigen Genuß dieser wunderbaren Aussicht, wie Peter sie sich träumte, aber nie erlebte. Rechts liegt die Riesenstadt mit ihren goldenen und himmelblauen Kuppeln, links scheint Kronstadt mit einem Walde von Masten auf dem Meere zu schwimmen; gegenüber liegt die finnische Küste wohl noch in

derselben Gestalt, wie zu Peters Zeiten. Aber auf der Wasserfläche schweben jetzt die Dampfboote hin und her zwischen Kronstadt, Peterhof und Petersburg. Unvergleichlich ist an diesem Ufer ein Juni-Abend zur Zeit der längsten Tage. Man sieht die Sonne vor seinen Augen im Meere untergehen und erwartet vergeblich die Nacht. Um Mitternacht glänzt das matthelle Tageslicht mit wolkenleerem aber sternlosen Himmel über der Spiegelfläche und erhält die müden Augen wach. Die Bewohner des Nordens finden in diesen hellen Nächten den größten Reiz des ganzen Jahres, und auch der Fremde sieht das für ihn außergewöhnliche Schauspiel mit großem Interesse. Die kaiserliche Familie besucht dies kleine Paradies selten, sie würde durch die Volksmenge umlagert werden; großmüthig genug von ihr, solche Plätze der Menge zu überlassen.

Ein kurzer Weg führt von hier bis an die Mauer, die den alten holländischen Garten von Alexandria, der Wohnung Nikolai's und seiner Gemahlin, trennte. Wir haben erwähnt, daß Alexander am Tage vor seiner Abreise nach Taganrog seinen Bruder mit diesem Landstücke beschenkte. Es war damals kaum mehr als eine sumpfige Wiese, die sich von der kleinen Anhöhe herab bis ans Meer ausdehnte; der niedere Theil mit einem Erlenwäldchen, der höhere ohne jeden Anbau. Hier ließ Kaiser Nikolai zuerst ein einfaches Haus von zwei Stock erbauen und bewohnte es in den nächsten Jahren mit seinen fünf Kindern. Nicht einmal die Dienerschaft fand in demselben Raum und sie mußte des Morgens vom alten Schlosse aus dahin zurückfahren. Die Zimmer waren alle bürgerlich klein, selbst der Gesellschaftssaal konnte nicht gut zwanzig Personen aufnehmen. Im Vergleich mit Peters Wohnungen ist es ein zierliches Haus, für eine wohlhabende Familie bestimmt, vortrefflich im Inneren ausgestattet im Sinne des

neunzehnten Jahrhunderts, über die Ansprüche eines Privatmannes aber geht es nicht hinaus, und der Fremde, der es in Abwesenheit des Hofes sieht, wird schwerlich errathen, daß es für den Herrscher über 70 Millionen Köpfe bestimmt ist. Aber es gewährte dem Kaiser das Glück, im Laufe des drängenden Tages mit seiner Familie einige Augenblicke allein sein zu können, des Morgens vor dem Beginn seiner Geschäfte frische Luft am Meere und auf der kleinen Anhöhe zu schöpfen und zu keiner Tageszeit hier von lästigen Geschäften bestürmt zu werden. Außer den Lehrern der kaiserlichen Kinder und den Aerzten fand Niemand dort Eingang zu einem Geschäfte; die Thore waren von Wachen besetzt, und nur Damenbesuche, die der Kaiserin galten, wurden eingelassen. Als aber durch die Vermehrung der Familie das kleine Haus doch zu enge wurde, verwandelte man eine in der Nähe gelegene Meierei in eine Wohnung für den Thronfolger, benutzte ein anderes Haus, am Eingange des Gartens, für den Großfürsten Konstantin, und baute noch andere für die jüngsten Großfürsten; die Anpflanzungen wuchsen heran, und am Ende von Nikolai's Regierung war es ein schöner Garten mit mehreren Familienwohnungen. Am Eingange war schon längst eine griechische Kapelle in gothischem Style erbaut, wo der Gottesdienst besonders abgehalten wurde, wenn der immer kranken Kaiserin die Kräfte fehlten, in das entfernte große Schloß zu fahren. Von der kaiserlichen Wohnung sind nur einige Schritte bis zum Thor und Schlagbaum von Peterhof und der Wanderer befindet sich jetzt von Neuem auf der Linie, von wo er jenseit der Landstraße seinen Weg angetreten hat. Dies hier beschriebene Gartengebiet hat eine Länge von höchstens drei bis vier Werst, die Breite ist kaum zwei Werst. Es wurde aber noch unter Nikolai ansehnlich nach allen Richtungen hin ausgedehnt und

verschönert, so daß der ganze Umfang einem deutschen Fürstenthum, Lichtenstein, nicht nachstand. Von dem kaiserlichen Wohnhause, Alexandria genannt, führt eine schöne Straße durch den Garten zurück nach dem alten Schlosse, und wir verfolgen auch diesen Weg, um zu sehen, was in der Zeit Nikolai's für die Umgebung des Palastes geschehen.

Zwischen Alexandria und dem alten Schlosse war zu Alexanders Zeiten ein wüster Platz bis dicht an das Schloß; ober- und unterhalb desselben standen kleine hölzerne Häuser für das Gefolge, unansehnlich im Aeußeren und in den inneren Einrichtungen. Jetzt sieht man längs der Straße eine Reihe gothischer Gebäude, ja Paläste, die zur Aufnahme der Hofdamen, Cavaliere und Hofbeamten bestimmt sind; man muß sich eingestehen, daß der Kaiser für seine Gäste mehr gethan hat, als für sich selbst und seine Familie. Diese Wohnungen enthalten alle Bequemlichkeiten, die eine Familie beanspruchen kann, Balkons mit Blumen, Veranden, und vor dem Eingange ein Gärtchen. Hier ist ein großes Haus zur Aufnahme der Minister bestimmt, ein anderes für die Adjutanten, noch andere für den Hofmarschall und die anderen höchsten Hofwürden. Das alte Schloß mit seinen Anhängseln ist eine Stadt für sich, meist von Excellenzen, Erlauchten und Durchlauchten bewohnt. Als man des Kaisers Vorliebe für gothische Bauart bemerkte, entstanden in kurzer Zeit eine Menge Landhäuser in diesem Style rund um dieses Schloß herum, freilich manche in Holz, um so schnell als möglich bewohnt werden zu können. Und dieser seltsame launenhafte Geschmack beherrschte die Petersburger gerade in der Zeit am Meisten, wo der Nationalgeist alles Fremdländische verdrängen sollte. Auf den Kleinbürger, den ursprünglichen Einwohner Peterhofs, hatte das nicht den geringsten Einfluß; er blieb diesseit und jenseit

des Schlosses in seinem einstöckigen Blockhause und hielt treu und ehrlich an seinen Nationaleigenthümlichkeiten, die der hohe Adel nur affectirte. Die großmüthige Freigebigkeit des Hofes zeigte sich in Peterhof im größten Glanze; das ganze Gefolge, und zwar mehrere hundert Personen, war nicht allein herrlich und bequem beherbergt, sondern jedem stand auch eine kaiserliche Equipage zur Verfügung, desgleichen die Bedienung, und außer der allgemeinen Beköstigung in der Wohnung täglich eine lucullisch besetzte Marschallstafel, die an hohen Festen oder bei besonderen Gelegenheiten bis zu drei- oder vierhundert Personen aufnahm. Die kaiserliche Familie blieb fern von diesem Glanze in dem stillen Alexandria an einfacher Familientafel, während das Schloß wie von den Freiern der Penelope eingenommen war.

Der kaiserliche Hof bietet seinen Gästen und Gefolge noch eine eigenthümliche Wagenart zu Gesellschaftsspazierfahrten dar, die im übrigen Europa unbekannt ist. Sie heißen Linien und bestehen aus gepolsterten Bänken, zwei auf vier Rädern mit dem Rücken in der Mitte, so daß auf jeder Seite vier Personen in der Reihe neben einander sitzen. Man bedient sich derselben zu Abendspazierfahrten im unteren Garten. Der Kaiser unterstützte diejenigen Hofbeamten, die sich in Peterhof anbauen wollten, auf das Freigebigste, indem er ihnen nicht allein die Bauplätze, sondern auch Feld zu großen Gärten dazu überließ; alle sollten an seiner Lieblingsschöpfung theilnehmen, und zwei Monate Aufenthalt in Peterhof mußten im Sommer das ersetzen, was das späte Frühjahr und der naßkalte Herbst entbehren ließen. Das Wetter begünstigte größtentheils den Aufenthalt in Peterhof, gerade als ob es zum Hoflager eingeladen sei und im besten Lichte erscheinen wolle. Der Kaiser nannte daher gutes Wetter peterhofschen Himmel. Nirgends war er heiterer gestimmt, und die

Stirne von Peterhof unterschied sich von der des Winterpalastes wie Sommer und Winter. Aber Peterhof sollte nicht allein verschönert und umgeschaffen, es sollte auch vergrößert und nach allen Richtungen hin ausgedehnt werden.

An das stille Alexandria grenzte ein anderer Privatgarten, der Familie Mjadlef gehörig, mit stattlichem Palaste und schönen Parkanlagen geschmückt; der Kaiser Alexander hatte schon für seinen Bruder sich darum beworben, war aber vor dem hohen Preise zurückgeschreckt. Nikolai kaufte ihn an und schenkte ihn seiner Gemahlin. Als der Thronfolger und die Großfürstin Marie schon verheirathet waren, reichte Alexandria mit seinen bescheidenen Häusern nicht mehr aus. Man kaufte für die Großfürstin Marie und ihren Gemahl, den Herzog von Leuchtenberg, am anderen Ende Peterhofs einen reizenden Garten, der Familie Narischkin gehörig, und dort erbaute der Kaiser seiner Tochter eine geräumige, stattliche Villa, mit herrlicher Aussicht auf das Meer. Zwischen Peterhof und dieser Villa, Sergiefskoe genannt, stand ein kleines zierliches Haus, des Kaisers höchsteigenes Landhaus genannt. Man kam bisweilen des Abends dahin zum Thee, oder überließ es einer der Familien, die der kaiserlichen überall hin folgten. Die Ausdehnung des kaiserlichen Peterhofs längs des Meeres betrug jetzt wohl das Doppelte; das Alles reichte für den Kaiser noch nicht hin; auf der Landseite mußte auch die Breite der Anlagen noch erweitert werden. Vom alten Schloßgarten aus führte ein Weg zwischen dem Kadettenlager und den Inselanlagen bis zu einer sanften Erhöhung mehrere Werst weit; ein Bach giebt diesem Wege besonderen Reiz. An demselben erbaute man in geringer Entfernung von einander zwei Villen, mehr im italienischen Style, beide klein, nur zur Aufnahme der höchsten Familie bestimmt. Auf dem ganzen Wege begleiteten Baumgrup-

pen den Wanderer, und zuletzt überrascht, gleichsam eine Erinnerung an deutsche Wiesengründe, eine Mühle über dem Bache, mehr zum zierlichen Schauspiele, als zum praktischen Gebrauche. An der größten der beiden Villen war der Bach zu einem Teiche ausgebreitet und die Ufer mit Waldbäumen eingerahmt. Zwischen dem Teiche und der Villa befand sich ein Blumenbeet, welches zu Theatersitzen eingerichtet werden konnte, natürlich für eine kleine Gesellschaft. Hier ließ der Kaiser für seine Gemahlin einst das Ballet Undine auf dem Wasser aufführen. Es war in den längsten Tagen des Jahres, schon nach Untergang der Sonne, beim seltsamen Tageslichte des nordischen Himmels. Wald und Wasser waren hier der wirkliche Schauplatz des Ballets, die Entfernung vom Zuschauer so, daß man die Fähren, auf denen die Nymphen erschienen, nicht bemerkte und der ganze Tanz über dem Wasser zu schweben schien. Auf der Anhöhe selbst erhebt sich eine stattliche Villa, die auch vom Publicum viel aufgesucht wird. Sie bietet eine der größten Fernsichten über Land und Meer, wie in Europa kaum eine zweite vorkommt. Die finnische Küste erstreckt sich vor dem Auge des Beschauers von Petersburg an bis weit über Kronstadt hinaus in einer Ausdehnung von vielen Werst, ohne alle Abwechslung, wie der hölzerne Rahmen eines langen, breiten Spiegels; das nahegelegene Peterhof selbst verschwindet in den Gärten und nur die goldenen Kuppeln der Schloß- und Stadtkirche verrathen seine Nähe. Die finnische Küste in dieser Ausdehnung ohne Bodenerhöhung, ohne Städte und Kirchthürme, ist trostlos. Auf gleicher Ebene in Deutschland oder Frankreich würde man Hunderte von Ortschaften zählen, hier nur Petersburg an dem einen, Kronstadt an dem anderen Ende, und in der Mitte das verschwindende Peterhof. Die Flächenbewohner sind entzückt, ihren Blick durch Nichts ge-

fesselt zu wissen, die Bergbewohner stehen erstaunt aber kalt und unbefriedigt. Es sind aber von Neuem die hellen Nächte, die durch ihr unbeschreibliches Licht dieser unendlichen Fernsicht wunderbaren Reiz verleihen. Wer sich die Mühe nimmt, fünf Stunden auf dieser Anhöhe in der freundlichen Villa zu verbringen, sieht den späten Untergang der Sonne im Meere und den Aufgang über der Stadt Petersburg. Die dazwischen liegenden Stunden vergehen wie in einem Traume, der den Müden in ein ungeahntes Land versetzt. Er hört dumpf den fernen Kanonendonner, der von den Wällen Kronstadts aus das Ende des Tages bezeichnet; er hört die Klänge des Zapfenstreiches, der den traulichen Garten des alten Schlosses noch belebt; es wird nächtlich still um ihn von allen Seiten, aber das Licht will nicht weichen, alles Leben scheint zuletzt ausgestorben bis auf den Schlag der fernen Nachtigallen im englischen Garten. Gegen Mitternacht, wo das Licht etwas matter erscheint, ist die Ansicht am wunderbarsten. In der Gegend, wo die Sonne unter dem Horizont steht, bildet sich ein gluthrother Schein, gleich einem fernen gewaltigen Feuerbrande, und die silberweiße Spiegelfläche des Meeres contrastirt mit demselben auf das Wirksamste. Der nordische Tag erscheint ärmer im Vergleich mit solchen Nachtbildern, wie sie Peterhof vor allen anderen Gegenden um die Hauptstadt zeigt. Ganz Rußland bildet mit seinen unendlichen Fernsichten den stärksten Gegensatz zu England, wo das Auge selten eine weite Ferne erreicht und der Anblick des Landes durch die Einförmigkeit der Cultur ermüdend wird.

Schlägt man von dieser Anhöhe herab den Weg nach dem Englischen Garten ein, so erreicht man den Erlenwald, der sich an die Rückseite des Gartens lehnt, erst, wenn man noch ein wüstes Feld überschritten. Das bescheidene Wäldchen durchschreitet

man längs des Baches, der fröhlich plätschernd dahinströmt. Als die Kaiserin im Jahre 1836 mit dem Kaiser durch diese Stille fuhr, äußerte sie den Wunsch, auch diese Gegend mit einem Häuschen geschmückt zu sehen, und zwar mit einem russischen Bauernhause. Der Kaiser versprach es für nächstes Jahr; aber seine Gemahlin mit der Erfüllung eines Wunsches zu überraschen, war seine höchste Freude. Nach drei Wochen erklärte der Kaiser eines Sonntag Morgens, daß er nach der Messe genöthigt sei, mit sämmtlichen Kindern einen Gang in das Kadettenlager zu machen, und ersuchte die Kaiserin, so lange im alten Schlosse zu warten, bis er zurückkomme oder sie abrufen lasse; und in der That war er selbst mit allen Kindern nach der Messe verschwunden. Nach einer Stunde erschien ein Flügeladjutant, der der Kaiserin den Weg zeigen sollte, wo der Kaiser jenseit des Kadettenlagers sie erwarte. Sie fuhr im offenen vierspännigen Wagen mit einer ihrer Damen, wohin der Adjutant sie geleitete, und hielt zuletzt auf demselben Flecke, wo sie vor wenig Wochen sich ein Häuschen gewünscht hatte. Durch des Kaiser allmächtiges Werde! stand das Haus jetzt zu ihrem Erstaunen da, aus der Thür trat ein Schweizer heraus, in Rußland meist ein ausgedienter Soldat, in langem grünem Oberrock, Kragen in goldenen Tressen, und drei gelben Chevrons am linken Aermel. Gegen die russische Gewohnheit war es kein alter Graubart mit kahlem Kopfe, sondern ein großer schöner Mann in den besten Jahren. Er öffnete selbst erst den Schlag des Wagens und bat die Majestät mit allen Zeichen der Ehrerbietung, auf einen Augenblick in sein Haus einzutreten. Erst nachdem er gesprochen, erkannte die hohe Frau in dem schönen Veteranen ihren eigenen Gemahl, der aber seine Rolle in allem Ernste fortsetzte. Sie trat von ihm geleitet in das Haus ein und fand ihre sieben Kinder hier aufgestellt. „Er-

lauben Ew. Majestät", fuhr der junge Veteran fort, „daß ich Ihnen die Namen meiner Kinder nenne und sie alle dem mächtigen Schutze der Mutter Zariza empfehle. Der älteste Sohn ist schon Flügeladjutant, obgleich kaum neunzehn Jahr alt, und wird hoffentlich gute Carrière machen. Für meine drei anderen Söhne und die drei Töchter muß ich mich aber mit Bittschriften an Ew. Majestät wenden. Der zehnjährige Konstantin ist für die Marine, der siebenjährige Nikolai für das Geniewesen, und der jüngste Michael für das Artilleriefach bestimmt. Meine älteste Tochter Marie wünschte ich in Smolna, die zweite Olga in dem Katharinen- und die dritte Alexandrine in dem patriotischen Institute unterzubringen." Die Kaiserin versprach zuerst dem ehrerbietigen Schweizer, für diese Kinder Alles zu thun, was in ihren Kräften stände, und fiel von Rührung überwältigt sprachlos, aber mit Thränen im Auge, ihrem Gemahl an die Brust. Nun erst besah sie sich die innere Einrichtung, welche Alles in derselben Form an Möbeln, hölzernen Stühlen und Bänken, Tisch- und Küchengeschirr enthielt, wie es eine russische Bauernwirthschaft verlangt. Das Haus wurde Nikolskoe genannt.

In die Zeit des Peterhofer Aufenthaltes von Anfang Juni bis Mitte August ließ das gute Geschick eine ganze Reihe von Familienfesten fallen. Den 25. Juni war des Kaisers Nikolai Geburtstag, der aber fast still begangen wurde. Der 1. Juli, der Kaiserin Geburtstag, galt für das größte Familien- und Volksfest des ganzen Jahres. Der 22. Juli, der Marientag, war auch zugleich des Königs von Preußen Geburtstag; es war in früheren Jahren das Namensfest der ehrwürdigen Kaiserin-Mutter, und in späteren der Thronfolgerin, der jetzt regierenden Kaiserin, der Großherzogin Marie Pawlowna von Sachsen-Weimar. Der 26. Juni war der Geburtstag der Großfürstin Alexandra

Josephowna, der 27. Juli der des Großfürsten Nikolai, zu Anfang August noch das Fest der Großfürstin Marie Nikolaewna. Selten verging ein Sommer, wo nicht ein fremder Gast der regierenden deutschen Familien in Peterhof aufgenommen wurde und den Glanz des kaiserlichen Hoflagers theilte. Man unterhielt ein eigenes Dampfboot dazu, die fremden Gäste von Stettin oder Kiel abzuholen und zurückzuführen, und zur Aufnahme solcher fremden Gäste hatte der Kaiser im alten wie im neuen Schloß, in den Cavalier- und gothischen Häusern eine Anzahl prachtvoller Familienwohnungen einrichten lassen. Aber Peterhof stand auch fremden Künstlern offen, die hier nicht allein die kaiserliche Pracht und Macht, sondern auch die Familie in ihrem Inneren kennen lernten. Zwei derselben zeichnete der Kaiser besonders aus: Horace Vernet und Gudin; sie halfen durch ihren Pinsel das Cabinet des Herrn schmücken und fanden in der Umgegend Peterhofs noch manchen malerischen Punkt, den das einheimische Auge vielleicht übersehen hatte. Sie gingen meistens mit neuen Lorbeern und glänzendem Golde im Herbste wieder fort und ließen dem gastfreundlichen Lande manch schönes künstlerisches Andenken zurück. So malte Horace Vernet ein Turnier der kaiserlichen Familie, das als Composition ein Meisterwerk ist, dem aber freilich die Aehnlichkeit der einzelnen Personen fehlt. Das Schloß selbst ist lang, aber einfach, und nur durch die goldene Kuppel der Kirche auf der rechten Seite und durch einen goldenen Adler auf der linken Seite ausgezeichnet; es enthält im Inneren viel Pracht, aber wenig Kunstgegenstände. Nennenswerth sind die Gemälde von Hackert, die die Seeschlacht von Tschesme darstellen. Orlof ließ bekanntlich zu diesem Zwecke in Livorno ein Kriegsschiff in die Luft fliegen, damit der Künstler seinen Pinsel durch eigene Anschauung beleben könne; aber die Bilder sind

darum doch kalt und trocken, und werden von den Besuchern des Schlosses meist übersehen. Das Schloß hat in den dreißig Jahren von Nikolai's Regierung keine Veränderung erfahren, während rund umher Alles neu geschaffen ist; Personen, die seit dem Jahre 1827 bis zu Nikolai's Tode diesen Ort nicht besucht hatten, glaubten in eine andere, neue Stadt versetzt worden zu sein.

Während das Ufer von Petersburg bis Oranienbaum mit Allem geschmückt ist, was Kunst und Geschmack, Luxus und Natur des neunzehnten Jahrhunderts in Europa aufzubieten vermag: Palästen, Landhäusern, Gärten, Kirchen, Klöstern, das Ganze einen das Auge erquickenden Anblick darbietet, liegt das jenseitige finnische Ufer wüst und leer, wie zu Peters Zeiten. Eine Wasserfahrt zwischen beiden Küsten zeigt von der einen Seite eine reiche Gegenwart, von der anderen eine arme Vergangenheit. Was in dem herrlichen Rheingau das Werk vieler Jahrhunderte ist, das hat hier die Zeit Peters und Nikolai's allein hervorgezaubert; der verlassenen Natur sind Kunst und Menschenfleiß entgegengekommen, und sie scheint unter menschlicher Hand bereichert und verschönert. An Petersburg, den Kaisersitz voller Paläste, Säulen und goldener Kuppeln, schließt sich dies Ufer würdig als ein Westende an, und bildet bis Peterhof und Oranienbaum einen gleichen Zusammenhang mit der Residenz, wie die Ufer des Bosporus von Stambul bis nach Bojukdere. Schloß und Garten von Zarskoe-Selò sind feierlich still und majestätisch; man erräth, daß hier der mächtigste Herrscher der Erde in unnahbarer Zurückgezogenheit wohnt; es ist dort Alles gemessen, man verbietet sich selbst eine freiere Bewegung auf den saubergehaltenen Wegen, es ist, als ob nur ein kaiserlicher Fuß sie betreten dürfte; am Eingange hätte Horazens Vers

vortrefflich gepaßt: Odi profanum vulgus et arceo. Peterhof dagegen ist gemacht, um die bunteste Menge anzulocken und zu unterhalten. An den Springbrunnen sieht man ebenso die feinste Welt staunend stehen, wie in den schattigen Gängen einen finnischen Bauer gelagert, der fröhlich sein trockenes Brot mit Salz verzehrt; in Zarskoe-Selò würde solch eine Scene ein Verbrechen sein. Wollte man beide Orte mit einem deutschen Worte benennen, so müßte Zarskoe Kaisersruhe und Peterhof Kaiserslust getauft werden.

Es kamen hier wenigstens Stunden, Abende vor, wo die ganze kaiserliche Familie, gleich jeder anderen, ungestört frische Luft schöpfen konnte. Wenn gegen Abend der ewig thätige Nikolai alle Geschäfte beendigt, alle Papiere und Bittschriften gelesen hatte, so sammelten sich, besonders in früheren Jahren, alle seine Kinder um ihn, und er theilte oft ihre Spiele auf halbe Stunden; dann setzte sich die ganze Familie mit oder auch ohne alles Gefolge in einen offenen Bankwagen, der Kaiser selbst als Kutscher voran; sie fuhren langsam durch die dem Meere näher gelegenen Baumgänge, denen die scheidende Sonne noch einen Gruß zuwirft, und erschienen plötzlich im oberen Garten, wo unter duftenden Linden zwei Musikcorps spielten und das bunteste Publicum fesselten. Der Wagen hielt still; Kaiser und Kaiserin riefen einige Personen aus der Menge in ihre Nähe zur Unterhaltung, verbaten sich aber jede besondere Rücksicht, wollten vielmehr ganz unbemerkt bleiben. An schönen Sommerabenden nahm diese kleinere kaiserliche Gesellschaft den Thee an einem der zwanzig verschiedenen Plätze, die der Kaiser für seine Gemahlin hatte erbauen lassen, und eilte dem stillen Alexandria wieder zu, ehe die feuchte Nachtluft der Kaiserin schaden konnte. Denn seit dem Jahre 1836 war die Gesundheit der hohen Frau so ernstlich gestört, daß eine vollkommene Herstellung nicht möglich war.

Man wird sich darüber nicht wundern, wenn man einen Blick auf die zehn letzten Kaiserjahre zurückwirft.

Das Leben der beiden Majestäten bestand, wenn man es in nächster Nähe beobachtet, aus Rücksichten, Verbindlichkeiten, schweren Pflichten, und bot, die wenigen Augenblicke des Familiendaseins ausgenommen, wenig Genuß. Seit dem 14. December war das Nervensystem der Kaiserin erschüttert, und ein krampfhaftes Zucken im Gesicht, sowie ein Zittern des Kopfes unterbrach oft die schönste Ruhe ihres Ausdruckes. Es kostete ihr Mühe und Anstrengung, des Uebels Herr zu werden und zu bleiben, und sie war bei dem größten Gleichmuth, dessen das weibliche Geschlecht fähig ist, doch nicht immer im Stande, diesen plötzlichen Schmerz zu bemeistern. Der Leser kennt die körperlichen Anstrengungen, die das erste Jahr der höchsten Würde ihr auferlegten; die zwei schnell auf einander folgenden Begräbnisse, die Krönung in Moskau, der türkische Krieg, der Tod der Kaiserin-Mutter, die polnische Revolution, das Schreckensjahr der Cholera: alles Dies würde hinreichen, die stärkste Natur umzustimmen. Trotz der Unbefangenheit und Unabhängigkeit ihres Charakters zwang die Kaiserwürde, die Kirche, die Gesellschaft sie zu einer nicht zu überwältigenden Menge von Verpflichtungen, die sie in einem ewigen Fieber erhielten. Kein Tag, wo nicht Bittschriften einliefen, die ihre Mittel nicht befriedigen konnten, ja die bisweilen lächerlich waren, um nicht zu sagen unverschämt, die aber unter allen Umständen Zeit und Kraft in Anspruch nahmen; kein Tag, wo nicht officielle Vorstellungen stattfanden, wo nicht Besuche hochgestellter Damen sich anmeldeten, die für die hohe Frau, keineswegs aber für die Angemeldeten selbst, gleichgültig waren. War Jemand mehrere Wochen am Hofe nicht eingeladen worden, so argwöhnte er Ungnade oder Rücksichtslosigkeit und wollte sich

selbst überzeugen, aus welchen Gründen er vergessen worden sei. Die Kaiserin empfing solche Personen oft, ja fast immer, um das Publicum gleichsam davon zu unterrichten, wie schwach ihre Gesundheit sei. Aus der höheren Gesellschaft reiste Niemand aus Petersburg, ohne persönlich Abschied von der Kaiserin zu nehmen, Niemand kam zurück, ohne von ihr empfangen zu werden. Sie sah auf diese Weise im Laufe des Jahres mehrere tausend Personen, blos aus Gewohnheit der Etiquette. Die Augenblicke, die sie mit wahrer Befriedigung hinbrachte, waren zu zählen. In fünfzehn Jahren hatte sie dem Kaiser und dem Lande sieben blühende Kinder geschenkt, und der mütterliche Zustand war in das Schreckensjahr der Cholera gefallen und von Angst und Sorge begleitet gewesen. Sie konnte schon seit dem Jahre 1835 nur noch selten in der Gesellschaft erscheinen und die großen Hofceremonien an Festtagen wurden ihr in den nächsten Jahren ganz verboten. Hof und Stadt waren aber seit Nikolai's Thronbesteigung gewöhnt, ja verwöhnt, das Kaiserpaar täglich zu sehen; es machte auf die Stadt einen schlimmen Eindruck, wenn ein Hoffest plötzlich abgesagt wurde, und das Publicum wurde unduldsam. Seit mehreren Jahren hatte der Kaiser das Volksfest am Neujahrstage eingehen lassen, aus Rücksicht für die kränkliche Gemahlin; auch mehrere andere Hoffeste wurden abbestellt. Der Kaiser sah voraus, daß Alexandra auch zu Weihnachten nicht erscheinen könne, er wollte sich und seine Gemahlin nicht dem Gespräche der Stadt aussetzen und fragte Mitte December die Aerzte, ob die Kaiserin zu Weihnachten auf dem Kirchgange erscheinen könne. Die Aerzte verneinten es zum Verdruß des Kaisers. Die zu oft wiederkehrende Kränklichkeit der Kaiserin wurde von dem Publicum den zwei Leibärzten zur Last gelegt, auch die Meinung, dieselben müßten durch andere ersetzt werden, übertrug sich von

selbst auch auf den Kaiser. Der eine war seit Nikolai's Verheirathung Leibarzt dieser Familie, Engländer von Geburt, kenntnißreich und hochgebildet, und besaß Beider vollkommenes Vertrauen. Leibärzte hoher Familien kommen aber leicht aus der städtischen Praxis und verlieren bei der umfassendsten theoretischen Kenntniß leicht den geübten Blick. Aus diesem Grunde war dem Leibarzte Crichton seit mehreren Jahren ein anderer Arzt zur Seite gegeben, der in der Stadt großen Ruf und allgemeines Vertrauen genoß. Dieser, ein Deutscher, Namens Rauch, galt in jenen Tagen für das allgemein gesuchte Orakel der Stadt und übertraf an Gelehrsamkeit jedenfalls alle seine Collegen. Aber auch diesem Manne fehlten zwei Eigenschaften, ohne die es keinen taktfesten Arzt giebt: das sichere Auge und das sichere Gehör; außerdem beschlich ihn jedesmal eine Aengstlichkeit, sobald er das Pflaster des Hofes betrat, den er freilich mehr vermieden als gesucht hatte. Der Kaiser entschied sich daher selbst, noch einen dritten Arzt über das Befinden der Kaiserin anzuhören, und zu diesem Zwecke wurde ihm ein junger deutscher Arzt Dr. Mandt vielfach empfohlen. Dieser hatte sich in Berlin unter Rust, Horn, Hufeland gebildet, hatte naturwissenschaftliche Reisen unternommen und war nach kurzem Aufenthalte in Petersburg Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit, obgleich er nur die Großfürstin Helene dahinbegleitet hatte und nur den einen Winter daselbst zubringen konnte; denn er war Professor an der Universität Greifswalde. Etwa zehn Tage vor Weihnachten erschien Mandt im Winterpalaste, untersuchte in Gegenwart des Kaisers und der beiden anderen Aerzte den Zustand der Kaiserin, und erklärte rund und entschieden, daß er die hohe Frau in wenig Tagen herstellen würde, und daß sie ohne Bedenken zu den Festen erscheinen könne. Der Kaiser übergab jetzt dem jungen Arzte die

Behandlung der Kaiserin allein, und in der That konnte sie nach acht Tagen sich in der Oeffentlichkeit zeigen und bei dem Feste zur allgemeinen Freude der Stadt erscheinen. Kaiser und Kaiserin schenkten dem neuen Arzte unbedingtes Vertrauen und suchten ihn ganz für den Hof zu gewinnen. In der Stadt erhob sich ein heftiger Sturm gegen den glücklichen Ausländer, besonders Seitens der Aerzte, die sich alle durch diesen Vorgang verletzt fühlten, zumal in jenen Jahren das nationale Element vom Hofe so sehr begünstigt wurde. Die Persönlichkeit des jungen Mannes war durchaus nicht uninteressant: eine hohe, hagere Gestalt, eine felsenfeste Stirn, eine Adlernase, durchbohrende Augen, ein feiner Mund, ein stolzer, sicherer Gang verliehen ihm eine besondere, fast priesterliche Würde; er zog entweder mit unwiderstehlicher Macht an, oder stieß spröde von sich ab. An Gelehrsamkeit konnten vielleicht viele seiner Collegen mit ihm wetteifern, aber keiner besaß, wie er, den Blick in das Innere der menschlichen Seele, in den tiefsten Zusammenhang des ganzen Menschen, und keiner übte solche Macht über das menschliche und besonders das weibliche Gemüth aus. Die Stadt theilte sich von jenem Augenblicke an in seine wärmsten Verehrer und seine unversöhnlichsten Feinde, und es schien, als ob der Hof zum ersten Mal gegen die öffentliche Meinung zu kämpfen habe. Mandt blieb von diesem Auftritte an mit stoischer Ruhe den Winter in Petersburg in der Nähe der Großfürstin Helene und war entschlossen, selbst die Bedingungen zu dictiren, unter denen er als Leibarzt am kaiserlichen Hofe bleiben würde, wenn der Kaiser danach das Verlangen ausdrückte.

Gleichzeitig trat man aber mit einem anderen Arzte, Markus, in Unterhandlung, da es doch der öffentlichen Meinung zu schroff Trotz geboten hätte, die ganze kaiserliche Familie einem Ausländer

anzuvertrauen. Markus war in Rußland geboren und erzogen, hatte als junger Arzt die französischen Feldzüge mitgemacht und galt in Moskau für ein ärztliches Orakel. Er besaß die Liebe und Verehrung aller seiner Collegen, so daß diese ihn gleichsam dem Hofe vorschlugen; denn in Petersburg äußerte Niemand das Verlangen, ein so schwieriges Geschäft mit Mandt zu theilen, der ein dictatorisches Wesen selbst in der kleinsten Gesellschaft nicht verbergen konnte. Die Kaiserin blieb aber den Winter hindurch gesund, hatte Kraft genug, die Erziehungsanstalten, mehrere Gesellschaften der Stadt, so wie oft das Theater zu besuchen, und man mußte Mandts Scharfblick und Geschicklichkeit anerkennen. Mandt war wie am Hofe geboren und erzogen, obgleich er in Deutschland nicht einmal mit dem kleinsten fürstlichen zusammengekommen war. Seine Formen waren gewandt, ja elastisch, und seine Haltung sicher und taktfest, seine Sprache offen und rund; er sprach dem Kaiser gegenüber seine Meinung kurz und frei aus, die Unterthänigkeit, womit der Arzt in Rußland vor einen Höhergestellten tritt, war ihm fremd, kurz, es war der Mann des Kaisers und der Kaiserin.

Im nächsten Frühjahr erschien Markus aus Moskau und machte die erste Bekanntschaft mit dem Hofe und den schwierigen Verhältnissen, in die er treten sollte. Eine Persönlichkeit, die sich durch und durch von Mandt unterschied und mit demselben Nichts theilte als den Stand. Sein Aeußeres verkündigte einen wohlwollenden, gewandten Mann, seine Unterhaltung eine vielseitige Bildung; er war in der classischen Literatur ebenso unterrichtet, wie in der neueren und den Naturwissenschaften, und somit der geistreichste unter den Aerzten in Rußland. Markus fand am kaiserlichen Hofe viele alte Bekannte und Gönner, und sein liebenswürdiges Wesen hätte sie sich schnell erworben, wenn er auch

ebenso fremd gewesen wäre wie Mandt, der sich übermüthig das ganze Corps der Aerzte zum Feinde gemacht hatte. Die beiden Männer sprachen sich gegenseitig nicht an, und nur ein so hoher Beruf und das kaiserliche Ansehen konnten sie neben einander in demselben Wirkungskreise erhalten. Die Behandlung der Kaiserin wurde vorläufig dem Doctor Markus überlassen; Mandt blieb in Rußland unter dem Titel eines consultirenden Arztes der Großfürstin Helene, sah aber die Kaiserin öfters und beobachtete ihren Organismus. Sie befand sich während des Sommers besser, als man erwartet hatte, und war im Stande, eine Reise nach dem südlichen Rußland zu unternehmen. Der Kaiser hielt in Wosnesensk eine große Truppenschau ab, zu der viele ausländische Prinzen geladen waren, und die Kaiserin besuchte die Krimm.

Die kaiserliche Familie besaß damals noch kein Schloß am südlichen Gestade, und die Kaiserin wohnte in Alupka, dem Landsitze des Fürsten Woronzow. Eine Reise von Petersburg nach der Krimm, von der Heimath der Birke und Fichte bis zu der des Oelbaums und der Feige, war in jenen Jahren besonders beschwerlich, und trotz aller denkbaren Bequemlichkeiten und Vorrichtungen für die allerhöchste Familie doch ermüdend. Die einförmige Fläche von Petersburg bis an das schwarze Meer wird durch Ströme belebt, die durch ihre für uns ungewöhnliche Breite in Staunen versetzen. Flüsse wie die Elbe, Oder, Weser würde man in Rußland für kleine Nebengewässer halten. Ist man zu denselben Breiten gelangt, unter denen im mittleren Europa die Alpen sich erheben, so beginnen im südlichen Rußland umgekehrt die Steppen, und der erste Eindruck ist, als sei die Welt zu Ende. Um so überraschender ist dann der südliche Theil der Krimm und das schwarze Meer. Die Kaiserin fühlte sich glücklich in dem

Genusse der herrlichen Natur, aber auch in der Gesellschaft des Wirthes, des Fürsten Woronzow, dessen schönes Landhaus Alupka das ganze Gefolge des Hofes aufnehmen und beherbergen konnte. Der Sinn für Naturschönheiten muß ebenso entwickelt und gebildet werden, wie der für Musik, Malerei und Literatur; in jedem Gemüthe, das literarische Bildung besonders sorgfältig gepflegt hat, entsteht von selbst der Wunsch nach anderen Bildern in unserer Umgebung; der „Titan" Jean Pauls läßt eine Sehnsucht nach den borromäischen Inseln zurück; Malerei und Musik tragen uns oft unwillkürlich nach dem warmen Süden, oder in Länder, die unsere Einbildung geschaffen hat. Im Norden Deutschlands ist diese Sehnsucht um so größer, als die Kunst die Armuth der Wirklichkeit um so drückender macht. Die Kaiserin fühlte durch ihr ganzes Leben hindurch jene Sehnsucht, in schöner Natur zu leben, und mußte sich doch in Peterhof an dem Anblicke des finnischen Meerbusens, und eines Baches, der mit Erlen geschmückt war, begnügen; ihre Freude war schon gesteigert durch die Anhöhen von Duderhof und Oranienbaum; der Rhein aber hatte ihre ganze Seele aufgewühlt, und die Krimm mit ihren landschaftlichen Reizen verhält sich zu Allem, was sie bis dahin gesehen hatte, wie ein Gemälde Claude Lorrains zu einem Ruysdael, Hobbema und anderen Niederländern.

Die Kaiserin wurde aber in jeder schönen Natur von einem religiösen Gefühl erfüllt, welches ihre Seele erhob, und nach Anstrengungen und Zerstreuungen, denen sie sich nicht entziehen konnte, ihr die Ruhe wiedergab, die den Hof ewig flieht. Sie saß in solchen Augenblicken wie zu stillem Gebete ganz allein, ihre Sinne waren weniger beschäftigt und unterhalten als vielmehr ihr Gemüth von warmen Gefühlen überströmte; sie fühlte die Nichtigkeit alles irdischen Glanzes vor der Majestät der Natur, und

die Größe des menschlichen Geistes, der im Stande ist, die Größe der Natur in sich aufzunehmen und zu verstehen. Sie fühlte aber auch, wie das glanz- und zwanglose Leben in und mit der Natur über der erkünstelten Pracht der Höfe steht, und wie wenig der edle Mensch bedarf, um sich über den Staub der Alltäglichkeit zu erheben. Aber der hochgestellte Mensch hängt durch tausend Fäden, Bande, ja Ketten mit seinesgleichen zusammen und diese Fesseln sind unzerreißbar; glücklich, wer sich ihrer auf Augenblicke entledigen kann!

Die Kaiserin lebte aber hier nicht allein im Genuß der Natur, sondern auch unter historischen Erinnerungen, unter Sagen, die unser Aller Kindheit einstens belebt und genährt haben. Wenn wir in unseren Kinder- und Schuljahren bezaubert sind von den wunderbaren Sagen des griechischen Alterthums, so fragen wir weder nach dem Orte noch nach der Zeit derselben, am Allerwenigsten nach der Möglichkeit, einmal den fernen Schauplatz zu sehen, wo eine Iphigenia sich dem Dienste der Diana widmete, oder wo Achill den Hektor überwand. Die griechischen Mythen, wie unsere Ammenmährchen, spielen in der Luft, oder in Utopien, aber wenn wir uns in der That dem fernen Schauplatz nähern, ihn zuletzt erreichen, so übermannt uns ein heiliges Gefühl, es ist, als ob ein Traum unserer Kinderjahre zur Wirklichkeit würde. Solche Erlebnisse mitten im schönsten Naturgenuß, in der harmlosesten Gesellschaft wirkten auf die Gesundheit der Kaiserin belebend ein, sie blühte auf an Geist und Körper.

Außer dem hochgebildeten Grafen Woronzow stand bei diesen Ausfahrten die Großfürstin Maria Nikolaewna, ihre älteste Tochter, der Kaiserin zur Seite, damals achtzehn Jahre alt. Ihr Geist war noch lebhafter als der ihrer Mutter, die Jugend unter so glücklichen Umständen und ihre hohe Schönheit machten sie

zu einem unvergleichlichen Wesen. Der Sinn für Kunst und Natur war in ihr vorherrschend, ja ernst, ohne jedoch die jugendliche Heiterkeit zu stören. War es nicht ein besonderes Glück für eine Mutter, solche Augenblicke des Lebens grade mit ihrer Tochter zu theilen? Aber auch die treue Begleiterin der Kaiserin, die Gräfin Katharina Tiesenhausen, hatte einen offenen Sinn für solche Genüsse. Das Klima der Südküste der Krimm ist das von Nizza, jedoch ohne die versengenden Südwinde, geschützt gegen den Norden, und der August und September sind von einer Luft durchwürzt, die sich Nachts nur um wenig Grade verändert; es war wie für den Zustand der Kaiserin damals geschaffen, und so entstand von selbst der Wunsch, ein Landhaus dort errichtet zu sehen; die Gegend von Orianda gefiel der Kaiserin am meisten, auch wetteifert sie in der That an Naturschönheiten mit Alupka. Aber auch die Wünsche der Mächtigsten auf Erden sind sehr oft ohnmächtig; nach zwölf Jahren stand das schönste Schloß in Orianda fertig, aber die Kaiserin hat es nicht einmal gesehen. Mitte October kam dann die ganze kaiserliche Familie in Moskau zusammen, um die Zeit bis zum 6. December daselbst zu verbringen.

Moskau war im Jahre 1837 nicht mehr dieselbe Stadt, wie beim ersten Aufenthalte der Kaiserin und bei der Krönung. Mit aristokratischem Stolze hatte sie sich gleich einem Phönix aus der Asche emporgeschwungen, ohne die Beihülfe einer Feuerversicherung, und war mit vielen Palästen geschmückt worden. Diese glänzten zwar jetzt auch noch, aber ihre Bewohner waren nicht mehr fürstliche Bojaren, wie vor zwanzig Jahren, sondern sehr oft Männer, die nach abgelegter großer Uniform sich dem Gewerbfleiße widmeten oder ihre Paläste zu diesem Zwecke Anderen überlassen hatten. Die schwarze Seele unserer Tage, der Dampf,

stieg an vielen Orten in hohen Säulen empor, und der große Kaufhof war mit vielen inländischen Erzeugnissen versehen. Ein neues Leben regte sich durch die ganze Stadt, der Dienst-Ehrgeiz war dem Gewerbfleiße gewichen, und wie in Rußland alle Entwickelung plötzlich und jählings hervorbricht, so war Vieles hier in Blüthe nach fünfzehn Jahren, was in Deutschland nur im Laufe ganzer Jahrhunderte gedeiht. Kaiser und Kaiserin fanden nöthig, die Großfürsten und Großfürstinnen mit dieser neuen Richtung der Stadt bekannt zu machen und gestatteten denselben Besuche in den verschiedensten Werkstätten menschlicher Thätigkeit. Die Bürger Moskau's fühlten sich durch solche Aufmerksamkeit geehrt; sie empfingen die hohen Gäste festlich und ehrerbietig, und entließen sie mit Geschenken und Andenken ihrer Erzeugnisse. An der Spitze der hohen Gesellschaft standen zwei seltene Männer: der Generalgouverneur von Moskau, Fürst Dmitri Wladimirowitsch, und der Fürst Sergei Michailowitsch Golizyn. Beide stammten noch aus Katharinens Zeiten und zeichneten sich durch Feinheit des Umganges aus. Der erste hatte seit Polens Erhebung 1794 an allen Kriegen Rußlands bis zum Zuge nach Paris Theil genommen, und seine ritterliche Gestalt, mit allen russischen Orden geschmückt, kündete einen Mann von hohem Selbstbewußtsein an, der aber das Vertrauen eines Jeden gewann, der sich ihm näherte. Die Stadt Moskau blickte dreiundzwanzig Jahre lang auf ihn wie auf einen Vater, und sie allein konnte von allen großen Städten Europa's sich rühmen, daß durch seine Fürsorge die Cholera eingezogen war ohne die Volksscenen hervorzurufen, die alle anderen Städte besudelt hatten. Das Haus dieses Mannes stand für alle Hülfesuchenden ebenso offen, wie sein Salon dem verdienten Staatsdiener, dem Literaten und dem Künstler. Die rasche industrielle Entwickelung Moskau's war

hauptsächlich sein Werk, und sein Rath in diesen Angelegenheiten der Akademiker Joseph Hamel, der von ihm unterstützt England mehrere Jahre lang bereiste und von den dortigen neuen Erfindungen in der Heimath einführte, was dahin paßte. Der zweite, Fürst Sergei Michailowitsch Golizyn, war ein großer Herr im vollkommensten Sinne, reich, liebenswürdig, unterhaltend, wohlthätig, geistreich, entfernt von Stolz und Egoismus. Diese beiden Männer belebten die Abendgesellschaften des Kaisers und der Kaiserin, und wetteiferten mit einander, Unterhaltungen hervorzuzaubern, die Moskau nicht täglich sieht; denn bei längerem Aufenthalte fühlt man doch, wie weit man von der Mitte Europa's entfernt ist; die Theater stehen den Petersburgern nach, andere öffentliche Vergnügungen fehlen ganz, und die Stadt ist namentlich im Herbst und Winter Abends nach sieben Uhr wie ausgestorben. Und doch war die Gesellschaft groß und geistreich genug, italienische Opernvorstellungen mit Liebhabern der ersten Gesellschaft nicht allein schnell zu improvisiren, sondern auch mit solcher Meisterschaft, daß weder London noch Paris mit allen Lords und dem Quartier St. Germain es ihnen nachthun könnten. In der That ist die hohe Gesellschaft Rußlands, besonders der beiden Hauptstädte, mit vielen Dilettanten in der Musik versehen, und sie tragen zur Belebung und Veredlung der Gesellschaft, selbst zu öffentlichen Zwecken, gern ihr Scherflein bei.

Nicht die fürstliche Würde, nicht der höchste Rang halten dort Jemanden von der Theilnahme an öffentlichen wie an Privatconcerten zurück; der Enthusiasmus der Russen für Musik ist jugendlich aufrichtig, in anderen Ländern sehr oft nur erkünstelt. Aber auch die Stadt Moskau, der kleinere Adel und Bürger, der weder am Hofe erscheinen, noch kaiserliche Gäste bei sich empfangen konnte, öffnete seine Salons dem Gefolge des Hofes

und ließ demselben ein gutes Andenken an seine lucullischen Mahlzeiten zurück. Das niedere Volk umlagerte das kleine Haus, wo die kaiserliche Familie auf dem Kreml wohnte, und feierte Feste durch tausendstimmiges Hurrah. Kaiser und Kaiserin zeigten sich viel öffentlich in der Stadt; sie besuchten nicht allein alle Anstalten, von denen das Findelhaus jedenfalls das merkwürdigste ist, sondern auch die öffentlichen Plätze und die Umgegend. Der Kreml stand damals noch unverändert, wie ihn die Franzosen im Jahre 1812 verlassen hatten. Kaiser und Kaiserin mit sieben Kindern wohnten im Palaste Tschudow, der einst von den Patriarchen und Metropoliten bewohnt worden war. Niemand konnte beim äußeren Anblick dieses Hauses vermuthen, daß hier der mächtigste Herrscher der Welt wohne; auch das Innere ist schmucklos und so beschränkt an Raum, daß die drei Großfürstinnen ganz bürgerlich in Einem Zimmer schliefen. Ein anderer Palast, Alexander genannt, stand noch vor den Terema, weder durch Pracht noch durch Styl ausgezeichnet, aber doch höchst merkwürdig durch den Aufenthalt Napoleons in fünf Zimmern nebeneinander. Von hier aus sah er den Brand.

Während sich Napoleon in eigener Person mit fünf Zimmern begnügte, war die kaiserliche Küche in die allerheiligste Kirche Rußlands nebenbei verlegt, in die Himmelfahrts- und Krönungskirche. Eine Schlächterei besudelte den heiligen Boden, die Heiligenbilder dienten zu Küchenbrettern, und statt des kirchlichen Weihrauchs duftete es nach Hammelfett. Kein Wunder, daß die kaiserliche Familie diesen Palast, den Aufenthalt Napoleons, nie oder nur selten betrat; doch war es dem Wißbegierigen erlaubt, diese historischen Zimmer zu sehen. Der Palast diente bei Anwesenheit der kaiserlichen Familie den Großwürdenträgern zur Wohnung, und Napoleons Zimmer waren diesmal dem Grafen Nesselrode eingeräumt.

Der Hof blieb bis zum 6. December in Moskau, und feierte den Namenstag des Kaisers daselbst. Endlich, nach Beendigung der Feier dieses Festes, setzte sich der ganze Hof in nahe an hundert Wagen in Bewegung bei einer Kälte, die an Napoleons Zeit erinnerte; der Kaiser fuhr zuletzt ab in dreispännigem Schlitten, und erreichte Petersburg zuerst nach sechsunddreißig Stunden. Die Gesundheit der Kaiserin war erwünscht, und man versprach sich einen ruhigen und frohen Winter. Niemand ahnte, daß schon nach einigen Tagen, am 17. December, der Winterpalast brennen und dadurch die Feste und den ganzen Winter stören würde. Der Kaiser hatte in Moskau mit verschiedenen Architekten den Plan zu einem neuen stattlichen Schlosse entworfen, das an die Stelle des vorhin genannten Alexanderpalastes treten sollte, und schon hatte man angefangen, den alten Bau abzubrechen, als auch der Winterpalast ein Raub der Flammen wurde und die kaiserliche Familie auf diese Weise in Verlegenheit gerieth. Der Winterpalast zählte noch nicht hundert Jahr, denn er war in den letzten Jahren der Kaiserin Elisabeth begonnen und in den ersten Regierungsjahren Katharinens vollendet; er war in Europa der größte und im Inneren der reichste Bau. Der Flügel, den die kaiserliche Familie bewohnte, war im Inneren am einfachsten ausgestattet; ein langer dunkler Corridor trennte die Gemächer desselben, welche der Admiralität gegenüber lagen, von denen, die in den großen Hof des Palastes sahen; dieser mußte selbst am hellen Tage erleuchtet werden, und war nicht allein finster, sondern geradezu unangenehm durch den Lampengeruch; die nicht bewohnten Räume waren die hellsten. Die Ursachen des Brandes sind erst spät hinlänglich aufgeklärt worden, vielleicht aus Schonung gegen hochgestellte Personen. Jedoch durchzog schon einige Tage zuvor ein sonderbarer Brandgeruch den Palast; Nie=

mand hatte den Muth, sich darüber gegen einen Vorgesetzten auszusprechen, eine beiläufige Anzeige zu machen; so wenig gab es damals eine Meinung; jeder sagte sich: „Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz.“ Der helle Brand brach am 17. December Abends neun Uhr in der Gegend der Apotheke aus, also auf dem Flügel, der von den kaiserlichen Wohnzimmern am entferntesten ist. Ein Brand dieses felsenfesten Gebäudes, das von Tausenden bewohnt und bewacht ist, schien Allen eben so unwahrscheinlich wie ein Brand der Newa. Als im Schlosse selbst die ersten Anzeigen auf dem kaiserlichen Flügel gemacht wurden, lachte man über eine so unglaubliche Nachricht. Kaiser und Kaiserin befanden sich seit ihrer Rückkehr nach der Hauptstadt zum ersten Mal im Theater; ein Flügeladjutant brachte die Meldung an den Kaiser allein; denn Alle hatten den strengsten Befehl, in Gegenwart der Kaiserin nie eine Nachricht auszusprechen, die sie erschrecken konnte. Der Kaiser bat mit einer selbstbeherrschenden Miene seine Gemahlin, das Ende des Schauspiels abzuwarten, sich dann aber nach dem Anitschkowschen Palaste zu begeben; dann eilte er in den Winterpalast. Hier fand er schon einige Anstalten zum Löschen und zum Retten getroffen, aber noch mehr ängstliche Verwirrung. Die Newa war bis vier Ellen dick gefroren, und bot nur einen spärlichen Bedarf von Wasser, das bei zwanzig Grad Kälte in den Spritzen gleich wieder fror. Der Kaiser ließ vor Allem seine Kinder in den Anitschkowpalast in Sicherheit bringen; die jüngsten Großfürsten waren so fest eingeschlafen, daß die englischen Wärterinnen die Schlafenden in wollenen Decken in den Wagen trugen, damit sie den fernen Palast erreichten, ehe der Zudrang alle Wege abgesperrt hatte. Die Gegenwart des Selbstherrschers brachte Ordnung in die Hülfe, die angewandt werden konnte; denn den Brand selbst

zu löschen war unmöglich. In einer Menge leicht brennlicher Apothekerwaaren hatte er seinen Anfang genommen, er ergriff binnen Kurzem das Dach des Flügels, der an der Newa liegt, und schon gegen zehn Uhr stürzte dies mit gewaltigem Krachen in den großen weißen Saal nieder, der glücklicher Weise Nichts enthielt als eine Anzahl kostbarer Kronleuchter. Die Eremitage mit ihren kostbaren Kunstschätzen, mit den Reichskleinodien, mit der kostbaren Bibliothek, dem Archive der kaiserlichen Familie blieb durch diese Richtung des Feuers verschont, ja ganz davon getrennt.

Die Nachricht vom Brande war aber schon seit einer Stunde durch die ganze Stadt geflogen, und viele Hof- und Schloßbeamten waren noch zur Zeit herbeigeeilt, um das zu retten, was unter ihrer Verwaltung stand. Eine Reihe Zimmer, für das Hofcomptoir bestimmt, war dem Brande zu allererst ausgesetzt, und doch war es gelungen, alle Gelder und Bücher zu retten. Die beiden nahestehenden Kronsgebäude, der Generalstab und die Admiralität, waren vom Kaiser selbst bestimmt, alle geretteten Schätze aufzunehmen; der Kriegsminister Fürst Czernischef ließ durch zwei Bataillone Soldaten eine Gasse durch die theilnehmenden Zuschauer aufstellen, ein drittes war bestimmt, unter Aufsicht von Officieren die Gegenstände dahin zu befördern. Und dies geschah mit fieberhafter Eile; denn der Brand zog aller Hülfe spottend in die kaum geleerten Gemächer verwüstend ein und hatte schon nach einer halben Stunde die ganze Länge des Newaflügels zerstört. Er erreichte das Cabinet des Kaisers und das ein Stock tiefer darunter gelegene der Kaiserin gleichzeitig; er sprengte die Eingangsthüren, als man eben das Meisterwerk Dominichini's, den heiligen Johannes, und die schönste Madonna von Murillo von den Wänden herabnahm; denn das Beste

wird am leichtesten übersehen; alle Blumen, alle Tische, Fußbänke, eine Handarbeit der Kaiserin waren längst gerettet, die Meisterwerke aber vergessen. Jetzt brannte der von der Familie bewohnte Flügel, dessen innere Habe aber auch größtentheils zuerst gerettet worden war. Eines der nächsten Zimmer war die Bibliothek und die Modellkammer des Kaisers und des Thronfolgers; da sich kein Schlüssel vorfand, wurden die Thüren durch Grenadiere gesprengt und die verschlossenen Schränke fortgetragen. Die thurmhoch sich erhebenden Flammen erleuchteten jetzt die halbe Stadt und trugen die Nachricht des Unglücks in die fernsten Wohnungen; die Hitze war für die Zuschauer auf den Plätzen trotz der strengen Kälte versengend, sobald ein Windzug sie dem Volke zuführte. Dies war in Massen, dicht aneinander gedrängt, auf den Plätzen versammelt, der schneidendsten Kälte und der glühenden Hitze zugleich ausgesetzt, weniger erstaunt als entsetzt, und ließ nur von Zeit zu Zeit ein Aechzen und Schluchzen hören. Es war dem Volke weniger ein Unglück als ein unerhörter Frevel, den nur menschliche Bosheit gegen Gottes Willen und Schutz unternommen haben konnte. Kirchenraub, Gotteslästerung, und Vergehen gegen die kaiserliche Familie waren damals dem Volke dasselbe Verbrechen, und ein solches sah seine Gutmüthigkeit in dem Brande des Palastes. Die Verwirrung, die Noth, die Angst, das Geschrei in demselben wurden mit jeder Minute größer und entsetzlicher; denn der Raum für die Bewohner, die Rettenden und Hülfesuchenden wurde immer geringer. Als das Feuer nur in der Nähe der Apotheke und des Hofcomptoirs wüthete, waren im Newaflügel noch Tausende sicher; als aber dieser brannte und die Decke des weißen Saales eingestürzt war, flüchtete Alles auf den Admiralitätsflügel, wo die kaiserliche Familie wohnte; hier entstand schon ein entsetzliches Gewirre und Gedränge; die rettenden Soldaten rannten rücksichtslos Alles um, was ihrem

Eifer im Wege stand; wie in jedem Unglück alle Rücksichten verschwinden, sah man hier Hoffräulein und Kammerjungfern, Stubenmädchen und Staatsdamen mit gleicher Angst sich einen Weg durch die ergrauten Schloßgrenadiere hindurch suchen mit einer lieben Habe, die man zu retten suchte. Als dann endlich der vordere Flügel zu brennen begann, sah man vom Platze aus die Menge Köpfe, die wie Schatten an der Wand an den Fenstern dem letzten Ausgange zueilten. Schon flogen die Brandfackeln und Balken über die bloßen Köpfe hinweg in die nächsten Straßen und Paläste, und ein donnerähnliches Krachen folgte in kurzen Pausen den herunterstürzenden Gewölben.

Um Mitternacht stand der ganze vordere Flügel rettungslos in Flammen, man sah schaudernd, wie die letzten Menschen sich aufgeregt aus der letzten Thür herausdrängten. Mitten in der Front dieses Flügels ist eine Uhr, die der ganzen Stadt sichtbar, und über derselben erhebt sich die kaiserliche Krone. Eine Todtenstille herrschte über den ganzen mit Menschen gefüllten Platz, als es Zwölf schlug; aber kaum war der letzte Schlag verklungen, als das ganze Gewölbe mit Uhr und Krone einstürzte und alle Zuschauer betäubte. Alles fiel in diesem vernichtenden Augenblicke auf die Knie und schlug das Kreuz, und nach einigen Sekunden hörte man ein einstimmiges Aechzen und Schluchzen von Hunderttausenden. Der Kaiser war als einer der Letzten aus dem Palaste gegangen; seiner Gegenwart, seiner Alles beherrschenden Aufmerksamkeit verdankte man die Rettung aller kostbaren Gegenstände; er hatte die Unmöglichkeit, des Brandes Meister zu werden, mit dem ersten Blicke erkannt, und erklärte demüthig, sich dem Unvermeidlichen zu unterwerfen. Wie am 14. December vor zwölf Jahren, stand er unerschüttert mitten im wüthenden Brande und Alles, vom Minister bis zum Schloßgrenadier, sah

nach seinem klaren Blicke. Mitten im Ernste des Unglücks und trotz seiner sorgenvollen Stirne mußte sein Mund lächeln, als plötzlich sein seit lange vermißter Hund schweifwedelnd an ihn herantrat, gleichsam als ob er seinen Herrn als den einzigen Meister über die Gefahr suche und sich ihm anvertraue. Das treue Thier verließ die Seite seines Herrn nicht mehr, selbst mitten im Gedränge auf dem endlosen Platze, den der Brand taghell erleuchtete.

Der Brand des Palastes war für die Kaiserin, trotz der Vorsicht ihres Gemahles, ein neuer Schrecken, der die wankende Gesundheit herabstimmte. Kaum war die Nachricht in aller Stille zum Kaiser ins Theater gelangt, als das Publicum sich neugierig über das plötzliche Verschwinden des Kaisers erkundigte und kurz darauf das Theater verließ, so daß die Kaiserin schon in der Loge von bösen Ahnungen ergriffen wurde. Als sie auf des Kaisers Wunsch den Weg in den Palast Anitschkow einschlug, war es für sie kein Geheimniß mehr, was den Kaiser so plötzlich abberufen hatte. Sie fuhr jetzt doch dem Winterpalaste entgegen und sah schon von fern die hellen Flammen über das Dach emporschlagen, den vorderen Flügel jedoch noch unberührt. Mit seltener Ruhe, die sie aber in allen schwierigen Augenblicken des Lebens besaß, langte sie am Eingange an, wo eben ein Wagen hielt, der ihre beiden jüngsten Kinder, fest eingeschlafen, von da entfernen sollte. Sie betrat den Palast, küßte und segnete die sorglosen Kinder und nahm den Weg zu ihrem Cabinete. Da fällt ihr plötzlich ein, daß eine ihrer Hofdamen, Fräulein Kutusow, sehr krank liege; sie wendet um und begiebt sich zuerst zu der Leidenden, sorgt dafür, daß sie mit derselben Pflege, wie ihre Kinder, nach Anitschkow geschafft werde, und dann erst begiebt sie sich durch lärmendes Getümmel in ihr Cabinet, sucht die

werthvollsten ihrer Briefschaften und anderer Schriften hervor, packt selbst Alles ein, was von Bedeutung ist, und empfiehlt ihrer Umgebung und Dienerschaft; zu retten, was von Werth sei. Sie nimmt Abschied von dem Cabinet, das sie zwölf Jahre als Kaiserin beherbergt hat, in der Gewißheit, es so nie wieder zu finden, und begiebt sich in die schon lange geräumten Zimmer ihrer Kinder. Die Fenster derselben blicken auf den großen inneren Schloßhof, und die gegenüber brennenden Säle bieten ein furchtbar schönes Schauspiel. Da trat eine ihrer Damen zu ihr heran und sagte: „Welch ein Unglück hat Ihre Majestät betroffen!" — „Welch ein Glück", fiel die Kaiserin ein, „daß meine Kinder gerettet sind, und daß hoffentlich kein Menschenleben verloren geht. Danken wir zuerst Gott für dies Glück mitten in den Unfällen und beugen wir uns unter seinen Willen." Als der Kaiser selbst die Nachricht gebracht hatte, daß auch die kranke Kutusow in Sicherheit gebracht sei, stieg sie in ihren Wagen und fuhr zuerst wieder zum Grafen Nesselrode, sah dort dem Brande eine Zeit lang aus dem Fenster zu, und begab sich zuletzt ganz erschöpft in den Palast Anitschkow. Hier blieb sie in fieberhafter Aufregung wach bis zur endlichen Ankunft des erschöpften Kaisers. Alles, was sie durch Pflege und Sorge für ihre Gesundheit innerhalb eines Jahres gewonnen hatte, war in einem Nu verschwunden. Und doch war die Verlegenheit für die anderen Bewohner des Winterpalastes noch entsetzlicher, als für die kaiserliche Familie, die im Palast Anitschkow Alles eingerichtet vorfand.

Mehrere tausend Personen, Beamte niederen Ranges, Diener, aber selbst höhere Hofchargen, waren in den nächsten Tagen obdachlos; für viele mußte eine Wohnung in der Nähe von Anitschkow geschafft werden, andere durften es sogar nicht aussprechen, daß sie bis dahin im Winterpalast eine Herberge gefun-

den hatten. Am anderen Morgen blickte ein grauer Decemberhimmel mit kaltem nordischen Lichte auf die brandschwarzen Mauern des stolzen Palastes, den hunderttausend weinende Augen betrachteten. Noch zuckten einzelne Flammen, gleich Irrlichtern, aus dem Schutte hervor und verschwanden. Noch sah man Tausende beschäftigt, Schätze aus den Trümmern herauszusuchen, und noch Andere trugen verlorengegangenes Gut aus den Straßen herbei; denn kaiserlicher Besitz ist für den rechtgläubigen Russen unantastbar wie Gottes Eigenthum, und die Theilnahme dieses Volkes im Unglück geht bis zur Aufopferung. Bald hörte man von den großartigsten Anerbieten, die dem Kaiser von seinem treuen Volke gemacht wurden; ein Kaufmann erbat sich die Gnade, den Winterpalast auf eigene Kosten wieder aufzubauen, ein anderer erbot sich, die Hälfte zu tragen, eine Menge versprachen Material dazu zu liefern; der Kaiser schlug Alles aus und rief schon in den nächsten Tagen nach dem Brande ein Comité zusammen, dem der schnelle Aufbau und die Berechnung der Kosten übertragen wurde.

Die Weihnachtsfeste, der Neujahrstag, der ganze nächste Winter vergingen sehr still am Hofe wie in der Stadt. In einigen Wochen war Alles wieder zusammengebracht, was man für durch den Brand verloren gehalten hatte. Das russische Volk zeigte eine Biederkeit, eine Gewissenhaftigkeit in der Ablieferung gefundener Gegenstände, die rührend war. Das Cabinet der Kaiserin wurde im Anitschkowpalaste mit allem Schmucke so hergestellt, wie es im Winterpalaste gewesen war. Die ganze Bibliothek des Kaisers wie der kaiserlichen Kinder fand sich in einigen Wochen bis auf einzelne Bände wieder, und diese wurden durch antiquarische Kaufleute zurückgebracht, denen Unwissenheit sie zum Verkaufe angeboten hatte. Jetzt war die ganze Familie wieder in

Anitschkow, wie vor zwanzig Jahren; der Palast war ganz derselbe geblieben, aber es war eine ganz andere Familie. Der vor zwanzig Jahren so hagere und blasse Nikolai war jetzt der stärkste und schönste Mann Europa's, der sonst so unscheinbare Brigadier war der mächtigste Herrscher der Welt, und obgleich die Sorgen des größten Erdenreiches auf seinen Schultern lasteten, obgleich ein tückisches Geschick alle Launen gegen ihn versuchte, war er jetzt, mitten im Unglück, doch ruhig, ja im Inneren seines Hauses heiter gestimmt. Mitten unter den Erinnerungen dieses Palastes wachte eine gewisse Jugend in ihm auf, die die schönsten Eigenschaften des Vaters, des Gatten, des Ritters mit denen des Selbstherrschers vereinigte. Aber auch jene anmuthreiche Gattin war nicht mehr dieselbe; ihr Gang, ihre Haltung, ihr Anstand waren jetzt zwar majestätischer als vor zwanzig Jahren, aber die Schreckensjahre hatten ihr Gesicht gebleicht und die Last der höchsten Würde hatte ihre jugendliche Anmuth geraubt. Ein tiefes Leiden barg sich hinter ihren Zügen und sprach nur bisweilen aus dem bekümmerten Antlitz. Selbst das letzte Unglück hatte zerstörend auf sie eingewirkt; sie verließ selten den Palast, die Wiege ihres ehelichen Glückes; ihre Ausfahrten galten den Stiften der weiblichen Erziehung, aber ihre Kräfte waren schon so erschöpft, daß sie mehr Zeit zum Ausruhen als zur Prüfung derselben brauchte. Im Hause zog sie ihre Kinder mehr in ihre eigene Gesellschaft, und von selbst theilte sich denselben der liebenswürdige Ton im Umgange mit, der jedes ihrer Worte bezeichnete.

Die Stadt hatte allmälig die Ueberzeugung gewonnen, daß ihr Leiden ein ernsthaftes sei, und gewisse Rücksichten von Seiten des Publicums verlange; die Aerzte untersagten ihr Erscheinen bei unzähligen Besuchen, die, zwecklos, nur der Etiquette galten.

Je mehr sie wegen Kränklichkeit und Schwäche dem Publicum entzogen wurde, um so mehr sammelten sich ihre Kinder im Kreise um sie herum, um so mehr schenkte sie dem Unterrichte derselben Aufmerksamkeit und Interesse. Der Thronfolger, jetzt schon zwanzig Jahr alt, theilte die Geschäfte seines Vaters; er begann nach diesen Lehrjahren seine Wanderjahre durch das unermeßliche Reich, das er einst beherrschen sollte, und durch Europa. Es war ein schöner Jüngling, von hoher edler Gestalt, in dessen Gesichtszügen sich mehr die Milde der Mutter als die Strenge des Vaters abspiegelte. Im Publicum war wenig von ihm bekannt, auch erlaubte man sich in jener Zeit keine öffentliche Meinung über Mitglieder der kaiserlichen Familie. Und ist es nicht vielmehr ein Glück zu nennen, daß ein Volk nicht voreilig Schlüsse auf seinen künftigen Herrscher macht, nicht von seinen Eigenschaften zu viel erwartet, bevor diese thatkräftig in das Leben eingreifen? Die Täuschung ist um so bitterer, wenn die vielgerühmten Tugenden eines Erbprinzen sich nicht so bewähren, als man vorzeitig sie gepriesen. Der Thronfolger war aber am Ende seiner Erziehung mit edlen Gesinnungen eben so ausgerüstet wie mit den Kenntnissen, die unsere Zeit verlangt. Auf seinen Reisen im Inneren Rußlands wie im Auslande war er von Männern umgeben, die seinen Geist erleuchteten und sein Herz erwärmten. Er sah in den nächsten Jahren das ferne Sibirien, wie die unwirthlichen Steppen, den Segen deutscher Staaten wie die Kunstschätze Italiens, die majestätische Natur der Alpen wie den Gewerbfleiß Englands; schrieb mit Eifer die Eindrücke der neuen Schauplätze nicht allein an Eltern und Geschwister, sondern auch an mehrere seiner früheren Lehrer. Auch des Kaisers zweiter Sohn, der Großfürst Konstantin, wuchs zur Freude der Eltern heran; er bestand in diesem Winter in Gegenwart des Hofes und vieler

geladenen Gäste seine erste Prüfung durch zwölf Abende hindurch und überraschte durch die Leichtigkeit, womit er sich in vier neueren Sprachen ausdrückte.

Die Kaiserin stellte das stille Familienleben, wie es vor zwanzig Jahren gewesen, so weit wieder her, als es Zeit und Umstände gestatteten. Sie fand in dieser Abgeschiedenheit einige Augenblicke für ernste Lecture und folgte mit besonderer Vorliebe den historischen Studien ihrer Kinder. Sie fand es für sich geboten, mit den historischen Forschungen Niebuhrs vertraut zu sein, da sie denselben als den Lehrer ihres Bruders des Kronprinzen persönlich gekannt. Da sein Werk über Rom aber keiner Dame zugänglich ist, so ließ sie sich von Sachkundigen den Geist jener Kritik auseinandersetzen, ohne allen Erfolgen derselben ein vollkommenes Vertrauen zu schenken. Sie fühlte sich bei aller Schwäche in diesem Stillleben glücklicher als bei vollen Kräften im Strudel der Welt, denn ihre Natur war weit ernster als es schien, sie selbst weit thätiger als man glaubte; ihre Unterhaltung blieb am längsten da, wo der Geist am meisten belebt, das Herz erwärmt wurde. Ihr Gleichmuth im Unglück, verbunden mit der höchsten weiblichen Würde, sowie ihre Herzensgüte waren allgemein anerkannt, die Vielseitigkeit ihres Geistes blieb den Meisten verschlossen; denn sie öffnete die Schätze ihres Inneren nur dann, wenn sie sicher war, vollkommen verstanden zu werden. Hochgestellte fürstliche Personen theilen aber vielleicht überall dasselbe Schicksal; sie sind gezwungen, zu viel Personen zu sehen und bei der flüchtigen Berührung nur die Oberfläche ihres Wesens zu zeigen; wer den Hof in Geschäften besucht, vermeidet meist jedes andere Gespräch, die allernächsten Umgebungen aber werden wieder von anderen Triebfedern bewegt. Wer viel liest, hat das Bedürfniß, sich Anderen mitzutheilen und Andere anzuhören.

Unter den Damen des Hofes war nur eine, welche die Kaiserin vollkommen begriff, die Gräfin Katharina Tiesenhausen, sie hatte die Welt auf Reisen kennen gelernt und war durch ihre Unterhaltung der hohen Frau zum Bedürfniß geworden. Sie besaß den vollkommensten Anstand einer Hofdame und theilte mit der Kaiserin jene Ruhe des Charakters, die hinter einer gewissen Besonnenheit die größte Empfänglichkeit verbirgt. Die Gräfin Katharina erschien bei der leidenden Kaiserin schon am frühen Morgen, wie eine Freundin, nach der man sich sehnt; denn sie allein besaß den Takt, eine Ermüdung der hohen Frau durch kleine Briefe, Besuche und andere Rücksichten zu verhindern. Fräulein Pauline Barthenief erheiterte manche Stunde des Abends durch ihren reizenden Gesang und ihre aufopfernde Aufmerksamkeit. Fürstinnen sind nicht immer so glücklich, in ihrem Gefolge wahre aufopfernde und verständige Freundinnen zu finden, wie die Gräfin Tiesenhausen war, freilich sind auch nicht alle im Stande, die richtigen zu wählen, auszubilden und zu erhalten. Die Kaiserin hatte bei ihren Wahlen einen richtigen Blick, den Takt, die gewählten für sich heranzubilden und durch ihre unendliche Güte sie sich ergeben zu machen. Der vor Jahren schon eingetretene Wechsel des Hofmarschalls ist unseres Wissens der einzige während ihrer ganzen Lebenszeit, ausgenommen, wo Todesfälle sie zwangen. Eine andere Dame, die den Abend der Kaiserin belebte, war die Baronin Krüdener, jünger und gesunder als die Kaiserin, bei der größten Lebhaftigkeit in ihrem Inneren von derselben taktvollen Ruhe, wie Katharina Tiesenhausen, unerschöpflich in liebenswürdiger Unterhaltung, ja die Seele anmuthiger Geselligkeit. Auch die älteste ihrer Freundinnen, Cäcilie, blieb durch die Gewohnheit der Jahre in der Kaiserin Nähe und war ihr namentlich in jenem leidenden Zustande unentbehrlich.

Aber kaiserliche Macht im Bunde mit Freundschaft, Ergebenheit, Diensteifer waren nicht im Stande, die Kaiserin zu stärken, und die Aerzte verlangten deutsche Luft für den Sommer und ein deutsches Bad. Die Zeit, wo im April die Newa aufgeht, ist für chronisch Leidende eine sehr bedenkliche; man hätte sie der Kaiserin gern erspart, aber die See ist um jene Zeit noch nicht schiffbar, die Landwege sind in erschreckendem Zustande, sodaß selbst bei allen Machtmitteln die Landesmutter jene zwei Wochen nicht vermeiden konnte. Der Segen einer tausendjährigen Landescultur, die im Laufe der Zeit Alles bedenkt, was das Leben einer ganzen Nation leicht macht, ist nicht das Werk eines Peters des Großen, eines allmächtigen Nikolai, und wenn die mahnenden Bedürfnisse der Zeit zuletzt auch diese geschaffen haben, so sind damit doch nicht auch die Luft und das Licht verändert. Die Kaiserin litt zum Erbarmen während des Aprils und konnte nur in den letzten Tagen dieses Monats ihre Abreise nach Deutschland antreten, um andere Luft zu athmen.

Kaiser und Kaiserin, Thronfolger und Großfürstin Alexandra, die dritte Tochter, und die beiden jüngsten Großfürsten Nikolai und Michael langten zusammen am 19. Mai in Berlin an. Glänzender als diesmal ist der Empfang der kaiserlichen Familie nie gewesen; denn die königliche Familie ging mit sämmtlichen in Berlin anwesenden hohen Herrschaften aus Dessau und den beiden Mecklenburg der Kaiserin bis Friedrichsfelde entgegen. Die Berliner waren an die fürstlichen Gäste des Nordens schon so traulich gewöhnt, daß sie vom Kaiser nie anders als von „unserem Schwiegersohn" sprachen, die Kaiserin aber immer noch „unsere Prinzeß Charlotte" nannten. In der That war der Selbstherrscher aller Reußen in Berlin so populär und so allgemein geliebt, daß diesmal ihm durchaus eine Auszeichnung zu

Theil werden mußte, wie in alten, fabelhaften Zeiten sie dem Herkules und in späteren dem großen Alexander von Macedonien in Korinth widerfahren war. Er wurde am 1. Juni zum Ehrenbürger Berlins ernannt. Der Großfürst Michael rief aus, als er diese Nachricht hörte: „Wenn mein Bruder einmal die kaiserliche Krone niederlegt, kann ihn Niemand hindern, in Berlin Schornsteinfeger zu werden." Der Kaiser aber als Ehrenbürger von Berlin ließ für die russische Gesandtschaft das schöne Hotel unter den Linden erbauen, welches außer der Gesandtschaft noch für seine Familie bestimmt war, wenn sie Berlin auf ihren Reisen berührte. Der Kaiser machte aber der Stadt ein ansehnliches Geldgeschenk, das zur Gründung des Nikolaibürgerhospitals benutzt wurde. Kunst und Wissenschaft wetteiferten, den Aufenthalt der Kaiserin zu verherrlichen, ohne die Kräfte der kranken Frau zu Rathe zu ziehen. Man führte ihr zu Ehren das „Weltgericht" von Schneider auf, und wunderte sich, daß die hohe Frau mehr Rücksicht auf ihre Kräfte nehmen mußte, die schwerlich hinreichten, ein ehrlich gemeintes Kunstwerk zu ertragen. Sie versagte sich sogar das Theater, Ballet, die Oper, die gewiß zur Erheiterung mehr beigetragen hätten. Stilles gemüthliches Familienleben ohne Hofetiquette, selig vereint mit dem Vater und den Geschwistern in dem freundlichen Sanssouci, war die Hauptarznei für die hohe Kranke. Fahrten von da nach Glienecke, nach Babelsberg zu ihren Brüdern, zu dem Onkel Wilhelm und dessen geistreichen Gemahlin, das war die beste Vorbereitung zu den Kuren, die sie in Schlesien und später in Bayern machen sollte. Während eines Monates in Schlesien dauerte das glückliche Familienleben mit dem Könige, den Prinzen, ihren Brüdern fort, theils in Salzbrunn, theils in Erdmannsdorf und Fischbach, und die Gesundheit der Kaiserin nahm sichtlich zu; es war nicht allein

das Bad, die Luft, sondern auch die Gesellschaft, was ihr Jugend und Kraft wiedergab.

Die Reise nach München und in das bayrische Hochland machte Epoche in dem Leben der Kaiserin. Sie sah Ansbach und Baireuth, durch Stammverwandtschaft in der Geschichte ihres Hauses wie durch die Markgräfin von Baireuth berühmt, und berüchtigt durch die weiße Frau. Eine so tief in die Familiengeschichte verflochtene Sage, wie die der weißen Frau, konnte der Kaiserin nicht gleichgültig sein; sie hatte den Ursprung und die Verbreitung derselben mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt, wich aber einem Gespräche, ja einer Erwähnung derselben gern aus, wiewohl sie dem Erscheinen keinen Glauben beimaß. Sie übernachtete sogar in dem Schlosse, wo der Volksaberglaube jene noch nächtlich umherirren läßt. Die Sage von der weißen Frau gehört dem preußischen Regentenhause nicht allein an, sondern hat sich auch in vielen anderen Familien eingenistet; ihr Grund und Boden ist aber doch mehr das Volk und gewisse Gesellschaften, während sie in den betreffenden Familien selbst durchaus ohne Bedeutung ist. Baireuth interessirte die Kaiserin mehr durch den Aufenthalt Jean Pauls, den wir als einen ihrer Lieblingsschriftsteller schon mehrmals angeführt haben. Mit der größten Theilnahme erkundigte sie sich nach allen Lebensumständen des großen Humoristen, sah im Vorüberfahren das Haus, wo er gewohnt. Die weitere Reise von da über Erlangen, Nürnberg nach München war ein großer Lebensgenuß für die hohe Frau. Sie schrieb Nürnberg in ihrem Tagebuche als das Herz von Deutschland ein, aber sie wußte recht gut, daß es auch die Wiege der Hohenzollern war. Ihre Begeisterung wurde von der Großfürstin Alexandra, damals dreizehn Jahr alt, am meisten getheilt, und die Mutter durch die Gegenwart dieses einzig lieb-

lichen Kindes an die Zeit erinnert, wo sie die Reisen ihres Vaters theilte. Die Begeisterung der Mutter für die Herrlichkeit des Mittelalters wurde in der Tochter ebenso lebendig, und Beide verbrachten in Nürnberg einen unvergeßlichen Tag. Zu diesem schönsten Denkmal des Mittelalters in Deutschland bildet das neue München einen auffallenden Gegensatz. Das Kunststreben König Ludwigs wurde damals noch nicht so allgemein anerkannt und gewürdigt, wie heute, aber die Kaiserin begriff vollkommen, daß ein kleiner Staat durch die Künste des Friedens sich die höchste Bedeutung erringen könnte, ja daß ein großer Weltstaat, der nach allen Seiten hin immer kriegsbereit sein müsse, einen solchen um sein friedliches Glück beneiden könnte. Die Kaiserin stieg im russischen Gesandtschaftshotel ab, wo Herr von Severin der liebenswürdigste Wirth war. Sie mußte auch hier ihren Eifer für das kunstreiche München der Censur der Aerzte unterwerfen, sich auf wenige Ausfahrten beschränken und ihre Wißbegierde auf die Rückkunft aus dem Bade aufsparen. Sie verbrachte einen Tag in dem lieblichen Tegernsee, ehe sie Kreuth erreichte; der Weg selbst aber in das bayrische Hochland blieb von der ganzen Reise das Merkwürdigste, denn man sieht hier zum ersten Mal die Alpenkette in gewisser Entfernung, und die Wirkung war auf Mutter und Tochter gleich groß.

Das Leben der höchsten Herrschaften wird eintöniger und lästiger, als das aller anderen Menschen; sie gehören sich selbst zu wenig an, da Rücksichten und Verpflichtungen den größten Theil ihrer Zeit und Kräfte in Anspruch nehmen. Die Kaiserin wurde auf dem kurzen Wege von München bis Kreuth jünger, stärker in dieser für sie neuen Natur und in dieser kurzen freien Selbstständigkeit. Die kaiserliche Majestät und Pracht verschwindet vor der Größe und dem Reichthum der Natur, und doch fühlt

sich der Mensch in dem reinsten Naturgenusse größer und freier, als von dem Glanze des Thrones befangen. Der Wunsch, die Alpen zu sehen, belebte die Kaiserin von Jugend auf, und sie genoß nunmehr die Erfüllung dieses Traumes mit jener religiösen Rührung, die wir an ihr kennen. Der kleine Badeort Kreuth, wo die Kaiserin eine Molkenkur gebrauchen sollte, erlebte jetzt die Ehre, die unseres Wissens keiner europäischen Hauptstadt zu Theil geworden ist, drei Kaiserinnen auf einmal zu sehen. Die Wittwe des Kaisers Franz I., Tochter des Königs Maximilian von Bayern, nur sechs Jahr älter als die Gemahlin Nikolai's, war dort eingetroffen, und die verwittwete Kaiserin von Brasilien, Tochter des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, Beide aus dem bayrischen Königshause. Die Kaiserin-Wittwe Charlotte war dieselbe, welche den Kaiser Franz I. im vorgerückten Alter so hoch beglückt hatte, daß er sie für seine wahre Gemahlin erklärte, während er die drei ersten steife Kaiserinnen nannte. Und in der That begriffen alle Drei, daß jede Spur von steifem Hofceremoniell verschwinden müsse und daß ein lebendiges Anschmiegen an die Natur ihre einzige Aufgabe sei. Aber auch die Mutter der Kaiserin von Brasilien, die Herzogin-Wittwe von Leuchtenberg, gehörte zu dem schönen, seltenen Kreise, und half den Aufenthalt durch ihre Gegenwart verschönern. Der erste Napoleon war gezwungen, diese Prinzessin die schönste und tugendhafteste von Europa zu nennen, und ihr gebührt das Verdienst, gleich den Kaiserinnen von Rußland und Oesterreich, bürgerliche Tugend, Familiensinn mit der größten Strenge der Sitten, Reinheit des Herzens, mit Anmuth und Würde auf den Thron erhoben zu haben.

Die drei letztgenannten hohen Frauen bewohnten Tegernsee, den Wittwensitz der Königin Karoline, der zweiten Gemahlin des

Königs Maximilian, Schwester der Kaiserin Elisabeth von Rußland. Das kleine Kreuth, fast nur aus einem Kurhause und dem kleinen königlichen Schlosse bestehend, hätte eine solche Zahl hoher Gäste mit dem zahlreichen Gefolge nicht gefaßt, aber sie sahen sich abwechselnd in Tegernsee und Kreuth. Die Kaiserin war bei ihrer Molkenkur auf Wald- und Bergspaziergänge angewiesen und sie hoffte durch dieselben jugendliche Kräfte wieder zu gewinnen, außer dem Genusse der Natur, den sie sich immer gewünscht hatte. So oft sie Voßens „Luise" las, und die glücklichen Landbewohner in Gedanken begleitete, um Erdbeeren zu suchen, oder gar das Brennholz zu einem einfachen Mittagsmahle, entfuhr ihr ein leiser Seufzer, daß die einfachsten, natürlichsten Lebensgenüsse auf dem Throne verboten seien, ja sie fühlte, welch ein Unterschied zwischen einer Kaiserin und Großfürstin sei. Jetzt, wo mit der Krone und dem Purpur alle kaiserlichen Rücksichten abgelegt waren, da fehlten die Kräfte, und sie mußte sich, um die frische Bergluft zu athmen, im Sessel tragen lassen; aber sie hatte das Glück, ihre wunderliebliche Tochter neben sich gleich einer Gazelle springen zu sehen. Diese, dreizehn Jahr alt, hatte einen offenen Sinn für Natur, ja einen ernsthaft geweckten für Pflanzenkunde, und fühlte sich allein schon glücklich in dem Reichthum der neuen Feldblumen, die dem Norden fremd sind. Die beiden Gärten von Zarskoe-Selò und Peterhof boten ihrem Eifer nichts Neues mehr; mit dem Fleiße einer Biene hatte sie jede Pflanzenart gesammelt und, von ihrer Gouvernante begleitet, sie selbst nach Hause ins Schloß getragen. Unerkannt ging des Kaisers Tochter in schlichter Kleidung und Strohhute über die Wiesen und durch die Wälder des Gartens, setzte sich bisweilen einem Verweise der ängstlichen Gartenaufseher aus, lachte statt aller Erwiederung, und fügte scherzend hinzu, daß sie die Er-

laubniß ihres Vaters dazu habe. Andererseits war sie den Bemerkungen hoher Herren des Hofes über solche Beschäftigung ausgesetzt, und als einer sie einst mit Blumen beladen im Garten traf und äußerte, daß es zuviel Ehre sei, die eine Prinzessin den Feldblumen erweise, antwortete sie schlagend: „Wenn Gott sich nicht geschämt hat, sie zu schaffen, warum soll ich mich schämen, sie zu sammeln?"

In dem anmuthigen Thale von Kreuth war weder ein strenger Gartenaufseher noch ein steifer Kammerherr, aber eine Fülle von Blumen, die das reizende Mädchen unterhielten und die Freude der Mutter erweckten. Ein deutsches Lied „das Alpenhorn" war damals tief in das Volk, aber auch in die kaiserlichen Gemächer gedrungen und der treue Begleiter dieser hohen Gesellschaft auf den einfachen Thalpfaden. Die Kaiserin freute sich inniglich, das schöne Talent des Gesanges in ihrer Tochter von selbst erwacht zu sehen, da Gesundheit und Stellung sie schon lange desselben beraubt, und es doch ihrer hochseligen Mutter in den trübsten Stunden der schönste Trost des Lebens gewesen war. Wenn die Tage in der stärkenden Bergluft verbracht waren, so versammelte der Abend einen Kreis geselliger Gäste in dem Salon der Kaiserin; das Violoncell des Grafen Mathieu Wielhorsky drang in alle Herzen, oder erheiternde Gesellschaftsspiele, Gesang und Tanz der jüngeren Geschlechter belebten die wenigen Stunden. Nach Vorschrift der Aerzte ging die Kaiserin früh schlafen und stand früh auf, und diese strenge Ordnung war ihr neben der einfachen Lebensart heilsam. Die unmittelbaren Folgen einer anscheinenden Besserung täuschten sie vielleicht über den wirklichen Stand ihrer Kräfte, und sie genoß fast eben so idyllisch unbefangen vier Wochen das Leben, wie Voßens harmlose Gestalten der „Luise." Am Ende dieser seligen Tage gab sie dankbar den

Tyroler Schützen ein ländliches Fest. Diese versammelten sich mit ihren Büchsen und schossen in Gegenwart des kleinen kaiserlichen Hofes nach der Scheibe, und die hohe Frau theilte an jeden der Sieger eigenhändig einen Preis aus, als kostbares Andenken an die im Hochlande verlebte Zeit. Der Kaiser Nikolai erschien selbst, um seine Gemahlin zurück zu begleiten und die Bekanntschaft des neuen kunstreichen Münchens zu machen.

Sein Staunen war nicht gering, als er sich überzeugte, daß die Ludwigsstraße an Länge und Breite, an Zahl und Pracht der Paläste mit der Perspective Petersburgs wetteiferte, freilich ohne das rege Leben der nordischen Hauptstadt, da die Münchener Straße kaum so viel Fußgänger sah, als jene vierspännige Wagen. Es beschäftigte den Kaiser besonders, zu erfahren, wie ein so kleiner Staat die Mittel zu solchen Bauten und Kunstschätzen aufbiete; denn es war klar, daß hier mit dem zehnten Theil eben so viel geschaffen worden, als in Petersburg mit unzähligen Summen und daß die vom Kaiser erbaute Isaakskirche mehr koste, als ganz München. Der Graf Benkendorf, um jene Zeit des Kaisers treuer Begleiter auf Reisen, selbst in Deutschland erzogen, rieth seinem Herrn, einen Blick in die verschiedenen Werkstätten der Künstler zu werfen und die geringen Mittel kennen zu lernen, die zur Sache nöthig seien. Er besuchte unter vielen anderen auch die Werkstatt Schwanthalers, und sah dem Gusse irgend eines Meisterwerkes zu. In der That fand er hier statt eines prachtvollen Krongebäudes ein einfaches Brettergerüst, statt einer Menge hoher Beamten nur schlichte Künstler und deren Gehülfen, und überzeugte sich, daß seine Großmuth viele Andere leben lasse, die der Schöpfung der Künste eher hinderlich, als fördernd seien. Der Kaiser machte auch die Bekanntschaft Klenze's, des geistreichen Baukünstlers des neuen Münchens, und besprach

mit demselben den Plan zur neuen Eremitage neben dem neuen Winterpalaste. So flüchtig des Kaisers Aufenthalt in München war, so wohlthätig belebte er unter Klenze's Führung den von tödtenden Geschäften fieberhaft ermüdeten Monarchen, dessen warmer, lebendiger Sinn für Kunst unter der Wiederholung des ewigen Einerlei täglicher Berichte und Besichtigungen allmälig einschlafen mußte. Er schenkte Allem, was er sah, warmen Antheil, und sein Beschluß war gefaßt, die Eremitage durch Klenze in einen großen, des Reiches würdigen Kunsttempel umzuschaffen.

Die kaiserliche Familie sollte aber in München nicht allein durch die Kunst, sondern auch durch innigere und dauernde Verhältnisse gefesselt werden. Die älteste Tochter, die Großfürstin Maria Nikolaewna, zählte jetzt neunzehn Jahr, und gehörte mit ihrem ganzen Herzen noch dem älterlichen Hause an. Es war ihr Wunsch, auch wenn sie einen eigenen Heerd gründen sollte, Petersburg und die Nähe des kaiserlichen Hauses nicht zu verlassen. Sie stimmte mit Vater und Mutter auch darin überein, ihre Hand nur dann zu verschenken, wenn ihr Herz von selbst gewählt hätte; denn sie hatte das schönste, das erhabenste Beispiel des Familienlebens vor Augen; ein Kaiser Nikolai hatte nicht nöthig, seine politische Macht durch die Hand einer Tochter noch zu vergrößern; und er hätte es auch nicht gethan, wenn die Umstände ihn gezwungen hätten. Dem lebhaften Gefühle ihrer Unabhängigkeit waren die ängstlichen Rücksichten, die man besonders an kleinen Höfen nehmen muß, fremd, und ihre hohe kaiserliche Liebenswürdigkeit, im Bunde mit übersprudelndem Geiste, hatte etwas Souveränes, gleich der Majestät ihres Vaters und ihres Großvaters Paul, dem Alle gleich fern und nahe standen. So hatten die ersten Regungen ihres Herzens einen jungen Mann getroffen, der in einem Lager kaiserlicher und königlicher Hoheiten weit

weniger durch seine angestammte Würde, als durch seine schöne Gestalt hervorragte. Dies war der junge Herzog Maximilian von Leuchtenberg. Sein Vater, Napoleons Adoptivsohn, Vicekönig von Italien, hatte nach dem Sturze des französischen Kaisers eine ehrenvolle und freundliche Aufnahme in Bayern beim König Maximilian I., seinem Schwiegervater, gefunden, und er war von demselben als Herzog von Leuchtenberg mit dem Fürstenthume Eichstädt belehnt worden. Der neue Herzog bildete auf diese Weise das erste fürstliche Haus der bayrischen Monarchie, genoß große politische Vorrechte und hatte den Rang unmittelbar nach der königlichen Familie. Dieser edle Fürst starb in München 1824 und hinterließ Titel und Würden seinem ältesten Sohne August, der durch seine Vermählung mit der Königin von Portugal Donna Maria königlicher Prinz dieses Landes wurde. Italien hatte 1810 die Geburt dieses Prinzen in Mailand mit Jubel begrüßt, weil sie in ihm ihren zukünftigen König anerkannten. Schwerlich hatte sich das Kind über solche Aussichten getäuscht, denn schon im siebenten Lebensjahre wurde in München seine Erziehung begonnen, wo er später, schon nach Eugen's Tode, die Universität ohne alle fürstliche Auszeichnung besuchte, seine Schwester Amalie nach Brasilien begleitete und mit seinem Schwager Dom Pedro Freundschaft schloß. Nach seiner Rückkunft in die Heimath erlernte er den Kriegsdienst durch alle Grade und ließ sich in seinem Eifer keineswegs durch die Nachricht beunruhigen, daß die Belgier ihm eine Königskrone anbieten würden. Der sterbende Dom Pedro vermachte dem Prinzen sein Schwert, welches für Donna Maria den Thron von Portugal erobert hatte, und den Wunsch, den Prinzen August als Gemahl der Königin von Portugal zu wissen. Der Prinz fand sich in Lissabon ein, starb aber schon einige Monate nach seiner Vermählung, allgemein

betrauert. Jetzt fiel die herzogliche Würde an den jüngeren Bruder des Verstorbenen, den Prinzen Maximilian. Dieser bereitete sich nach vollendeten Studien eben vor, den Kriegsdienst praktisch zu erlernen. Eine Neigung, fremde Länder zu sehen, bewog ihn, die Höfe von Dresden, Kopenhagen und Stockholm zu besuchen; aber auch dem Inneren dieser Länder schenkte er besondere Aufmerksamkeit. Der Kreis seines Wissens erweiterte sich, seine Ansichten klärten sich auf; überall gefiel sein offenes, anspruchsloses Benehmen, seine Kenntnisse wurden gewürdigt, und seine schöne ritterliche Gestalt erntete den lautesten Beifall. Im Jahre 1837 wurde er von seinem Onkel, dem König Ludwig von Bayern, nach Rußland zu dem Cavalerielager abgeordnet, welches der Kaiser Nikolai in Wosnesensk versammelt hatte. Hier befand sich der junge Fürst nicht allein inmitten des größten und glänzendsten europäischen Hofes, sondern er kam auch mit anderen Fürsten der verschiedensten Länder in Berührung. Die russischen Generale waren alle durch das Feuer des türkischen und polnischen Krieges gegangen, und viele unter ihnen stammten noch aus den französischen Feldzügen her.

Es mußte einen seltsamen Eindruck auf den jungen Fürsten machen, sich weit von seiner Heimath in einem feindlichen Lager zu befinden, das fast ausschließlich ehemalige Gegner seines Vaters enthielt. Um so mehr überraschte es ihn, zu erfahren, daß das Andenken an den Vicekönig von Italien noch jetzt in hoher Achtung bei allen diesen ehemaligen Feinden stand, ja daß der Erzherzog Johann von Oesterreich in vertraulicher Stunde ihn, den jungen Fürsten, ermahnte, das Vorbild seines edlen Vaters nicht aus den Augen zu verlieren, und, welche Bahn ihm auch eröffnet würde, treu und ehrenvoll auf derselben vorzuschreiten. Die hohe Gesellschaft fast aller europäischen Uniformen ver-

sammelte sich aber außer dem Lager nicht allein an der kaiserlichen Tafel, sondern auch an den traulichen Familienabenden, wo die Kaiserin ihre fast einzige Liebenswürdigkeit entfaltete und in der einfachsten Unterhaltung eine Gemüthswärme durch alle Gäste zu verbreiten wußte. Ihre älteste Tochter stand jetzt an ihrer Seite und bemerkte unter den hohen Gästen den schönen ritterlichen Prinzen, der es kaum wagte, seine Blicke nach einer kaiserlichen Großfürstin zu wenden. Aber das allseitige Entgegenkommen hatte die Fesseln seiner natürlichen Schüchternheit gelöst, und seine Unterhaltung fand Anklang und größere Theilnahme, als er ahnte. Als der kaiserliche Hof mit allen seinen Gästen das Lager von Wosnesensk mit dem freundlichen Odessa vertauschte, folgten abermals heitere Familienabende, an denen der junge Fürst schon wie ein alter Bekannter theilnahm. Er besuchte von hier aus zuerst noch Konstantinopel mit mehreren anderen deutschen Prinzen, und ahnte schwerlich, daß er der Großfürstin in lebhaftem Andenken geblieben sei. Im Herbste nach München zurückgelangt, trat er seine Militärdienste an vom gemeinen Reiter bis zum Escadronchef, und in letzterem Grade traf ihn jetzt die Kaiserin, die sich von der erhabenen Erscheinung seiner Mutter sehr angezogen fühlte. Die gegenseitigen Beziehungen wurden enger und inniger, und während im Publicum schon laut die Rede von einer Verbindung zwischen der Großfürstin Maria und dem Herzoge Max war, wurde diese Frage auch von den beiden Familien in ernste Betrachtung gezogen. Es versetzte die Mutter in Trauer, den jetzt noch einzigen Sohn so weit von sich entfernen zu sollen, da die eine Tochter nach Brasilien verheirathet gewesen, eine andere an den damaligen Kronprinzen von Schweden verheirathet ward. Die Mutter trug aber noch ein anderes Bedenken. Ihr Sohn hatte zwar nicht nöthig, als Gemahl einer

russischen Großfürstin ein anderes Glaubensbekenntniß abzulegen, aber die Nachkommen dieser Ehe mußten in der griechischen Kirche getauft werden; und das königlich bayrische Haus ist bekanntlich streng katholisch. Die Gegenwart des Kaisers in München überwand aber alle Schwierigkeiten. Am 2. October dieses Jahres wurde der junge Herzog mündig; er verwaltete von nun an sein großes Vermögen in Bayern wie in Italien selbst, und am 16. October reiste er nach Petersburg. Die ritterlich schöne Gestalt, die edlen, wohlwollenden Züge des Gesichtes erlangten viel Beifall in der Gesellschaft, wiewohl der eigentlich russischen Gesellschaft die Ueberzeugung schwer zu Herzen ging, daß ein Prinz von einem nichtregierenden Hause, von untergeordnetem Officiersrange, des großen Kaisers Eidam werden solle. In Moskau wurde diese Nachricht Anfangs wie ein Märchen aufgenommen, bis endlich der Kaiser Nikolai selbst mit dem jungen Herzoge erschien und seinem Plane Glauben verschaffte. Der Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnais, hatte vor sechs und zwanzig Jahren beim Einzuge in Moskau nicht die entsetzliche Katastrophe erwartet, die den Kaiser Napoleon und seine Armee traf, aber noch weniger geträumt, daß einst sein zweiter Sohn als kaiserlicher Schwiegersohn das glänzende Moskau betreten würde, das der Vater verödet verlassen hatte. Der Wechsel der menschlichen Gesinnung von einem Geschlechte zum anderen ist größer und bisweilen unerklärlicher, als die Veränderung der Witterung. Es war ein anderes Rußland, ein anderes Frankreich, ein anderes Deutschland, folglich eine andere Welt; aber das menschliche Herz mit seinen Räthseln, Ansprüchen und Widersprüchen war dasselbe geblieben. Am 4. November erfolgte die Verlobung der Großfürstin Maria mit dem Herzoge von Leuchtenberg; es war derselbe Jahrestag, an welchem vor drei und zwanzig Jahren der Kaiser seine Verlobung in

Berlin gefeiert hatte; der Kaiser empfahl den Abgeordneten der verschiedenen Stände, den Herzog als seinen fünften Sohn zu betrachten.

Kaiser und Kaiserin waren sehr heiteren Sinnes nach Petersburg zurückgekehrt, denn die Gesundheit der hohen Frau hatte offenbar gewonnen und sie konnte mit Zuversicht dem Winter entgegenblicken, der diesmal noch im Anitschkow-Palaste verbracht werden mußte. Es war dies für die Kaiserin ein Glück zu nennen, denn sie befand sich hier ihren sieben Kindern näher, als im Winterpalaste, und die Ansprüche der Stadt an den Hof fielen von selbst weg, da eben nur Raum für eine Familie und kleine Gesellschaft vorhanden war.

Mehr als je zuvor nahm die Kaiserin den lebhaftesten Antheil an der Erziehung ihrer Kinder; sie hörte den Geschichtsvorlesungen derselben zu und bemerkte zu ihrem eigenen Erstaunen, wie die Ansichten auch hier seit einem Menschenalter sich geändert hatten. Um den Geist und das Licht kennen zu lernen, in denen die jetzige Jugend die großen Geschichtsperioden der neueren Zeit erblickte, las sie selbst mit großem Eifer einzelne neuere Geschichtswerke, wie die „Fürsten und Völker", die „römischen Päpste des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts" von Leopold Ranke, mehrere Aufsätze aus Raumers historischem Taschenbuche, die beiden Königinnen Elisabeth und Maria Stuart desselben Verfassers, die Vertheidigung Wallensteins durch Förster, so wie die französische Revolution von Thiers. Männer von Fach, die sie ihrer Unterhaltung würdigte, staunten nicht allein über ihren Eifer, sondern noch mehr über die großen Kenntnisse, die die so kränkliche Kaiserin über den Familienzusammenhang der europäischen Regentenhäuser besaß. Regierende Familien blicken auf das Gebäude der Weltgeschichte mehr vom Standpunkte der

dynastischen Interessen und der Verwandtschaften, und geben von dieser Seite den Schlüssel zu ihren Ansichten und Urtheilen, die dem Laien oft fremd und unverständlich vorkommen. Die Theilnahme, welche die Kaiserin der Geschichte der Maria Stuart schenkte, erklärte sie selbst dadurch, daß diese poetische Figur Schillers durch die philosophische Königin Sophie Charlotte mit ihr verwandt sei. Schwerlich kannte Jemand den Zusammenhang der deutschen Familien unter einander besser, als diese hohe Frau.

Der Wiederaufbau des Winterpalastes war indessen mit Riesenschritten vorgerückt und man sprach schon in der Stadt davon, daß die Hochzeitsfeier der Großfürstin mit dem Herzog von Leuchtenberg denselben einweihen solle. Der Vorsitzende der Baucommission war der General Kleinmichel, ein Mann von seltener Energie, sobald es galt, Etwas zu Stande zu bringen. Er war einst Araktscheefs Gehülfe in der Verwaltung der Militärcolonien gewesen und hatte durch Diensteifer die Aufmerksamkeit Nikolai's auf sich gezogen, dessen Vertrauen im höchsten Grade erlangt und als Dejourgeneral eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt. Des Kaisers Wille war sein heiligstes Gesetz, und alle Mittel, denselben durchzuführen, galten ihm gleich. Der Kaiser hatte gehofft, den Bau in zwei Jahren vollendet zu sehen; Kleinmichel erzwang es, das ganze Gebäude binnen achtzehn Monaten herzustellen. Die Grundmauern waren freilich geblieben, an der inneren Vertheilung der Räume wenig verändert, aber die Ausstattung des Ganzen war mit einem beispiellosen Aufwande geschehen, zu dem das ganze Reich seine Erzeugnisse beisteuerte. Man sah die prachtvollsten Säulen, Kamine aus Malachit und anderen seltenen Steinarten; der alte dunkle Corridor war jetzt von oben erhellt, und größere Bequemlichkeit

und Zweckmäßigkeit bezeichneten den neuen Bau. Die Zahl der Arbeiter, der in- und ausländischen Künstler, die Kleinmichel dabei verwandte, ist hier nicht zu berechnen, ebensowenig die Summen, die der Bau verschlungen hat. Eine wesentliche Verbesserung glaubte man in der neuen Röhrenheizung erreicht zu haben; die herrlichen russischen Oefen waren aus dem neuen Palaste entfernt und an deren Stelle höchstens Kamine geblieben. Die Luft im Palaste wurde dadurch trockener und ungesund. Der äußere Anblick des Gebäudes unterschied sich durch Nichts von dem alten; wer zwei Jahre abwesend war, konnte also unmöglich einen neuen Bau vermuthen.

Der Herzog von Leuchtenberg, der das letzte halbe Jahr im Auslande dazu benutzt hatte, die Verwaltung seiner großen Besitzungen, besonders in Italien, selbst einzurichten, erschien Ende Mai des Jahres 1839 in Petersburg, um an der Seite der Großfürstin Marie als kaiserlicher Eidam sich dort ganz niederzulassen. Die Vermählung erfolgte am 2./14. Juli in der Kirche des neuen Palastes mit allem Gepränge, wie wir es bei der Hochzeit der Großfürstin Alexandra kennen gelernt haben. Es war ein schwüler Sommertag, und ein Gewitter entlud während der kirchlichen Ceremonien Donner und Blitz zum Schrecken des Volkes, das zu Hunderttausenden den Palast umlagerte und diese Erscheinung in eigener Weise deutete. Der österreichische und der preußische Hof schienen mit dieser Verbindung nicht ganz einverstanden zu sein; die Fürstin Metternich soll dieselbe laut getadelt haben, sogar in Gegenwart hochgestellter Russen. Für den preußischen Hof war dieselbe nicht gerade unerhört, da man an die Heirath einer preußischen Prinzessin mit dem polnischen Fürsten Radziwill erinnert wurde und dieselbe dem Berliner Publicum lieb und theuer geworden war. Der schwedische Hof schickte allein

einen außerordentlichen Botschafter, während Preußen nur einen Major sandte. Außer dem neuen Winterpalaste war noch ein anderer für das junge Ehepaar emporgestiegen, der den Namen „Leuchtenberg" führte und die Stadt schmücken half. Der Herzog wurde kaiserliche Hoheit und Generaladjutant. So plötzlich ist kaum eine Beförderung gewesen wie diese, vom bayrischen Escadronchef zum Generaladjutanten, und von einer Durchlaucht zu kaiserlicher Hoheit. Aber auch der Baumeister des Winterpalastes wurde nicht vergessen; der General Kleinmichel wurde in den Grafenstand erhoben und erhielt das Recht, in seinem Wappen den Winterpalast zu führen; Allen, die beim Bau geholfen hatten, wurden Medaillen verliehen. Der Herzog von Leuchtenberg war mit besonderer Vorliebe den Naturwissenschaften ergeben und konnte sich dadurch einen großen Wirkungskreis eröffnen als Chef der russischen Bergwerke und der Erziehungsanstalt jenes Faches. Er trug auch fortan vorzugsweise die Uniform eines Bergingenieurs. Es wurde ihm indessen nicht leicht, sich in die Lebensart des russischen Hofes und in die Menge kleiner Förmlichkeiten zu finden, die besonders jene Zeit bezeichneten. Der Kaiser Nikolai ging an Strenge der Beobachtung aller Vorschriften dem ganzen Reiche voran, um so mehr wurde sein Auge beleidigt durch Abweichungen, die man sich an seinem Hofe erlaubte. Der Herzog war, wie alle deutschen Fürsten, leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, dem Kaiser war diese Belustigung vollkommen fremd. Wer die ersten zwanzig Jahre seines Lebens in Deutschland eingewurzelt war, wird in Rußland so leicht nicht einheimisch, oder er opfert, wie das Beispiel mancher Ausländer zeigt, alle seine Eigenthümlichkeiten auf, ohne dadurch Nationalrusse zu werden, oder, wenn er es geworden, dafür zu gelten.

## Fünftes Kapitel.

# Kunst und Gesellschaft.

Eine prophetische Aeußerung der Kaiserin. — Die adelige Gesellschaft. — Vorliebe der Kaiserin für Gesang. — Die patriotischen Concerte. — Die Gräfin Rossi. — Tod des Königs Friedrich Wilhelm III. — Die Kaiserin in Ems. — Liebhaber-Theater am Hofe. — Die Vermählung des Thronfolgers mit der Großfürstin Maria Alexandrowna. — Liszt in Petersburg. — Silberne Hochzeit des kaiserlichen Paares. — Friedrich Wilhelm IV. in Petersburg.

---

Man bemerkte an der Kaiserin nach der Verheirathung ihrer ältesten Tochter statt eines glückseligen Ausdruckes einen gewissen Ernst, den sie zwar beim öffentlichen Erscheinen nie verbarg, der ihr aber auch jetzt im Inneren ihres häuslichen Lebens blieb. Wenn dies auch der großen Menge entging, so fiel es doch den nahestehenden Personen um so mehr auf, und sie sprach sich endlich selbst darüber aus. „Es überschleicht mich eine stille Wehmuth, ja Betrübniß, wenn ich meinen Familienkreis im Winterpalaste um ein Glied verringert sehe; ich kann mir dabei nicht verhehlen, daß der Thronfolger sich bald losreißen und seinen eigenen Heerd gründen wird und binnen Kurzem die beiden anderen Töchter nachfolgen werden. Der neue Winterpalast bezeichnet das Ende meiner glücklichen Lebensperiode, die schönste Zeit, die ich als Gattin und Mutter bisjetzt erlebt, ist mit dem

alten Palaste unwiderruflich dahingegangen; so wie meine Gesundheit der jugendlichen Kraft entbehrt, so scheint auch das Familienglück scheiden zu wollen." In der That ist der Wechsel, die Veränderung der Feind des Glückes, und die hohe Frau täuschte sich nicht, daß sie in ein anderes Stadium ihres Lebens eingetreten sei. Um jene Zeit wurde ihr lebensgroßes Bild für den neuen Palast von einer englischen Dame, Mistreß Robertson, gemalt, zwar noch in jugendlicher Schönheit und dem ganzen Zauber ihres weiblichen Wesens, aber ihre wehmüthige Stimmung sprach sich in einer weißen Rose aus, die sie in der Hand hält und deren Blätter zu fallen beginnen. Dies Bild wetteifert weder in der Zeichnung noch in der Farbe mit jenen Meisterwerken, welche die Romanoffsche Galerie von der großen Katharina und von Maria Feodorowna aufzuweisen hat; es ist nicht geschmeichelt und noch weniger idealisirt, und doch zeigt es die Kaiserin in jener ruhig glücklichen Stimmung, die sie dem Publicum in den letzten Jahren so oft gezeigt hatte. Ein anderes Bild von dem englischen Maler Dow, demselben, der die russischen Generale der französischen Kriege gemalt hat, befindet sich in der Romanoffschen Galerie; es ist die glückliche Großfürstin des Anitschkowschen Palastes, die Mutter zweier Kinder, des Thronfolgers und der Großfürstin Marie; der Schrecken des 14. Decembers und der Cholera haben hier noch nicht jene Jugendfrische getroffen, es ist die volle Natürlichkeit einer unbefangenen Fürstin. In dem Bilde der Robertson ist die kaiserliche Majestät vollkommen erreicht und es blicken hinter demselben die Spuren großer Erlebnisse hervor. Vollendeter als diese beiden englischen Gemälde ist das Bild des Kaisers zu Pferde, umgeben von seinem Stabe, von dem Berliner Maler Krüger. So glücklich dieser Künstler in der Wiedergabe männlicher Porträts war, besonders in schwarz

und weißer Kreide, so wollte ihm doch fast nie ein weibliches Gesicht gelingen; die Kaiserin, die Großfürstin Marie von seiner Hand sind weibliche Köpfe mit männlichem Ausdrucke. Der neue Winterpalast wurde auch mit lebensgroßen Bildern aller drei Großfürstinnen geschmückt von Brülows genialer Hand; aber auch diese Gemälde entsprachen nicht den gerechten Erwartungen. Man fand bisweilen in den kaiserlichen Cabineten ein kleines anspruchsloses aber gelungenes Gemälde der allerhöchsten Frau, von einem kaum nennenswerthen Künstler; leider sind dieselben nie vervielfältigt in die Oeffentlichkeit gekommen.

Es schien, als hege die kaiserliche Familie bis dahin überhaupt eine größere Vorliebe für Malerei, als für Musik; denn der Kaiser ließ eine ganze Reihe Säle im neuen Palaste mit Schlachtgemälden aus der russischen Geschichte von Peters Zeit bis auf die Gegenwart schmücken und verlangte dabei große historische Treue. Der Cabinetsmaler Sauerweid studirte die Schlacht von Kulm Jahre lang und wurde darin von allen noch lebenden Augenzeugen unterstützt. Der Kaiser verwandte die seltenen freien Augenblicke selbst auf Schlachtenmalerei und theilte dieselben besonders gern mit seinen Töchtern in Zarskoe-Selò und Peterhof. Im Winterpalaste erlaubte es ihm weder der Drang der Geschäfte noch das Licht; es war ihm schmerzlich, die Meisterwerke der benachbarten Eremitage nicht besuchen zu können, die nach dem Aufbau des Palastes in die verschiedensten Theile des Hauses planlos vertheilt waren. Auch die Kaiserin fand nur selten Zeit und Kraft genug, einen Gang durch die Meisterwerke aller Schulen zu wagen; jeder solcher Schritte führte eine Erkältung nach sich und sie war in jenen Jahren schon so schwach, daß sie selbst nicht genug über sich wachen konnte. Sie ließ daher ihre Lieblinge aus der italienischen und spanischen Schule oft in

ihrem Cabinete aufstellen und eine heilige Familie Murillo's blieb an ihrer Seite bis zum Tode.

Seit dem Brande des Winterpalastes erwachte aber in der ganzen kaiserlichen Familie eine noch größere Vorliebe für Musik und besonders für Gesang, Oper und Kammermusik. Die glänzenden Versammlungen von Tausenden, wie man sie in den Sälen des Winterpalastes sah, waren in Anitschkow zwei Jahre nach einander nicht möglich; die kleinere Räumlichkeit verbot sie von selbst; die Gesellschaft der Stadt war schon an den Hof so gewöhnt, daß ein Unternehmen ohne denselben nicht denkbar war, und da die Gesellschaft nicht zu Hofe gehen konnte, so suchte man den Hof in die Gesellschaft zu ziehen; denn der erstere war das Haupt einer großen Adelsfamilie. In der That entstand eine adelige Gesellschaft um jene Zeit, in der alle sogenannten Clubs und Coterien verschwanden, und die nur den ganz unbemittelten oder ungebildeten Beamten ausschloß. Nach dem Vorbilde von Moskau erbaute man ein adeliges Gesellschaftshaus in der neuhervorgerufenen Michailowschen Straße, mit einem prachtvollen Tanz- und Concertsaale und einer großen Reihe Nebengemächer, und weihte dasselbe durch eine Reihe von Bällen, Maskeraden, Concerten ein, natürlich nicht ohne die kaiserliche Familie. Diejenigen Personen, die durch ihren Rang noch vom Hofe ausgeschlossen waren, fanden hier Gelegenheit, in der Nähe der kaiserlichen Familie zu weilen. Die Bewegung war freier als im Winterpalaste, und die kleine Dienstuniform, ja später der schwarze Frack genügte, um erscheinen zu können. Die Bälle hatten eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des Opernhauses in Berlin, wo auch die ganze königliche Familie erscheint, durch eine Polonaise den Abend eröffnet und dann ruhig Zuschauer bleibt, ohne durch ihre Gegenwart dem Publicum Schranken auf-

zuerlegen. Die Maskeraden, die in diesem Saale stattfanden, sind kaum erwähnenswerth. Um so merkwürdiger wurde er durch die Concerte, nicht allein der fremden Künstler, der philharmonischen Gesellschaft, sondern besonders auch der sogenannten patriotischen Concerte, die in jenen Jahren ihren größten Glanz entfalteten. Gesang gehörte zum Leben der Kaiserin, und seit Pauline von Barthenief mit der selten schönen Stimme als Hoffräulein in der Nähe der hohen Frau war, vergingen wenig Tage ohne diesen Genuß. Dies von der Kaiserin so hoch geschätzte Talent erweckte bald andere oder zog die vorhandenen ans Tageslicht in einen Verein zusammen. Die Lust wurde bald allgemein rege, durch musikalisches Talent zur Unterhaltung des Hofes beizutragen oder dieses zu wohlthätigen Zwecken öffentlich zu verwerthen, und so benutzten die patriotischen Frauen die vorhandenen Kräfte der Liebhaber, während der Fasten ein oder mehrere Concerte für die Invaliden zu geben. Das Orchester war bei diesen Gelegenheiten das der kaiserlichen Theater, aber durch Liebhaber der höheren Gesellschaft unterstützt und verstärkt. Man sah bei den Streichinstrumenten die Epauletten von Generalen und Obersten, ja solche sogar unter die Blasinstrumente vertheilt, ebenso Excellenzen, Erlauchte, Kammerherren im schwarzen Frack als eifrige Theilnehmer. Neben den Dioskuren der Petersburger Musen, den beiden Grafen Wielhorsky, stand der allgemeinverehrte Alexander Lwoff, damals Oberst und Flügeladjutant; dies Unternehmen hatte bald eine Menge würdiger Liebhaber herangezogen, deren Talente bis dahin im Stillen, fern vom Hofe, geglänzt hatten; andere waren durch Bescheidenheit zurückgehalten worden, sich neben den allgemein bekannten Größen geltend zu machen. Zu diesen Letzteren gehörte ein junger Oberst, Modest von Redwoy, eine geniale Natur, die leider, wie sehr oft in Rußland,

nach zuviel verschiedenen Seiten hin zersplittert war. Er war seinerzeit der beste Ingenieur, Maler, Zeichner, ebenso wie Historiker und Literat, und kunstfertig auf fast allen Instrumenten. Sein Stern führte ihn aber nicht in die unmittelbare Nähe des Hofes, wo er jedenfalls manchen anderen verdunkelt hätte. Ein junger Gardeofficier, Bachmetief, durfte an Talent sich dreist an Lwoff's Seite stellen. Mit Einem Worte: Petersburg konnte von sich sagen, daß es jetzt erst entdeckt, wie musikalisch es sei. Unter den Damen des Hofes fanden sich Claviervirtuosinnen, meistens von Henselt gebildet, die durch ihr Spiel in Erstaunen setzten; der Chorgesang war aus lauter Liebhabern des Hofes und der höheren Gesellschaft zusammengesetzt, und viele glänzten, wenn auch nicht durch schöne Stimme, doch durch Anmuth und reiche Toilette. Die Theilnahme des Publicums an diesen Concerten wurde in den ersten Jahren durch den kleinen Saal beschränkt, auf den man angewiesen war. In demselben befand sich für die kaiserliche Familie eine Seitenloge, indessen auch nicht geräumig genug, so daß der Kaiser freiwillig unter den anderen Zuhörern im Saale zu stehen pflegte: ein bewunderungswürdiges Schauspiel, gleichsam den Vater unter seinen Kindern, ohne alle Auszeichnung, zu sehen. Der neue Saal im Adelshause faßte gegen viertausend Zuschauer, außer der großen kaiserlichen Loge und anderen für das diplomatische Corps bestimmten Räumen. Seit einem Jahre war aber die berühmteste der europäischen Sängerinnen, Henriette Sontag, in Petersburg, als Gemahlin des sardinischen Gesandten, Grafen Rossi. Sie war seit ihrem ersten flüchtigen Aufenthalte dem Hofe und dem Publicum im besten Andenken geblieben, und fand jetzt eine ebenso herzliche als ehrenvolle Aufnahme, wie sie ihr leider in Turin nicht zu Theil geworden war. Denn die Heirath dieses Grafen mit einer

deutschen Sängerin blieb dem adelstolzen Publicum am Po ein Vergehen gegen die Aristokratie, das nie verziehen werden konnte. Der Graf war mehrere Jahre vom Dienste ausgeschlossen, und es schien schon eine besondere Gunst, wenn man das glückliche Paar nach Brasilien in eine diplomatische Stelle entfernen würde. Nach einiger Zeit wurde der Graf Gesandter in Holland und dann am deutschen Bunde, und die liebenswürdige Gräfin suchte besonders in Deutschland Gelegenheit, ihr schönes Talent nicht ganz einschlummern zu lassen; denn sie vermochte unter der Gräfin und Gesandtin die bezaubernde Sängerin nicht ganz zu verbergen. Die neue Stellung konnte ihr zwar nicht verbieten, in kleinen Privatgesellschaften zu singen, aber sie vermißte bei allen Ehren in dem neuen Berufe doch jenen unnennbaren Beifallsrausch, der den Künstler augenblicklich von den Brettern wie zum Himmel erhebt. Das diplomatische Corps war damals in seinen Frauen ausschließlich aristokratisch zusammengesetzt, und manche Mitglieder, besonders in dem zopfigen Deutschland, waren schonungslos genug, die neue Gräfin ihre falsche Stellung fühlen zu lassen. Während man der Sängerin ehemals die Pferde vom Wagen gespannt und die Begeisterung denselben über Blumen hin gezogen hatte, besann sich nun mancher Gesandtschaftssecretär, ob er ihr zuerst einen Besuch abstatten sollte.

Anders der Geist und der Gesellschaftston in Petersburg zur Zeit Nikolai's und Alexandra's! Wir wissen, daß die Kunst die Seele vieler aristokratischen Häuser war und daß ein Talent hinreichte, in den ersten derselben eine Stelle einzunehmen. Viele Virtuosen hatten deshalb in den letzten Jahren ihren Heerd an der Newa aufgeschlagen und sich mitten in der besten Gesellschaft niedergelassen. Leopold Meyer und Döhler waren an große russische Familien verheirathet, und Adolf Henselt war gesucht und

gefeiert. Thalberg, der nur für wenig Monate an der Newa blieb, wurde überall mit größerer Auszeichnung empfangen, als ein Gesandter der kleineren Staaten. Die Gräfin Rossi, die an künstlerischem Ruhme, an Bildung und Liebenswürdigkeit alle Genannten übertraf, konnte nur mit allgemeinem Jubel begrüßt werden, und am Hofe, wie in der Stadt waren ihr alle Häuser und Herzen geöffnet. Sie wurde kurz nach ihrer Vorstellung bei Hofe in einen jener kleinen Abendcirkel von der Kaiserin eingeladen, wo das Cabinet der hohen Frau groß genug war, die wenigen Gäste aufzunehmen. Die Kaiserin kam ihr mit Wohlwollen entgegen, wie vor acht Jahren der Sängerin Henriette Sontag, aber sie zeichnete sie als Gräfin noch besonders durch ihre Unterhaltung aus, wie es die Bildung dieser seltenen Frau verdiente. Dem stillen Wunsche der Gräfin, ihr Talent geltend zu machen, kam die Kaiserin von selbst entgegen, und vernahm, wie der Gesang derselben sich trotz der Entfernung und vielleicht durch die Entfernung vom Theater zu einer idealen Höhe ausgebildet hatte. Es war nicht mehr die jungfräuliche Henriette des Königsstädter Theaters, die durch Anmuth des Spieles wie durch den Reiz der Stimme Berlin trunken gemacht hatte; ein anderer Seelenzustand, eine andere Weltanschauung lag ihrem ganzen Wesen zu Grunde; es war die Mutter von vier Kindern, deren Zärtlichkeit und Gluth sich im Gesange aussprach mit derselben Kunstfertigkeit, die schon früher aus des Kaisers Munde ihr den Namen Madame Rossignol eingetragen hatte. Die Kaiserin wie die kleine Gesellschaft wurden durch das Ave Maria von Schubert in eine erhaben religiöse Stimmung versetzt. Die Gräfin weigerte sich nicht, auch in anderen musikalischen Salons sich hören zu lassen, wie bei den Grafen Wielhorsky, dem General Lwoff; aber die ganze Stadt wollte sie hören, und immer lauter wurden

die Anfragen, ob sie nicht an dem patriotischen Concerte theilnehmen würde. Die Sängerin Henriette Sontag beeilte sich, diesen Wunsch des Publicums zu erfüllen, aber die Gräfin Rossi stieß auf große Hindernisse vor der Ausführung. Der Turiner Hof sah es ungern, daß sie in kleiner Gesellschaft sich hören ließ, konnte jedoch natürlich diese Liebhaberei nicht verbieten, aber ein öffentliches Erscheinen vor dem Publicum war ihr von dort auf das Entschiedenste untersagt. Der Kaiser war nicht gewöhnt, seinen Willen an so engherzigen Vorurtheilen scheitern zu sehen und ließ dem Turiner Hofe erklären, daß die Würde der Gesandtschaft nicht verletzt werde, wenn die Gräfin ihr Talent einer Gesellschaft leihe, zu welcher die ersten und ältesten Familien seines Kaiserhofes sich drängten. Und nun erfolgte die officielle Einwilligung. Leider fanden die Concerte in jenem Jahre noch in dem Engelhardt'schen Saale statt und es war nur einem kleinen Theile des Publicums vergönnt, die Hochbewunderte zu hören, obgleich die Aufführung unter dem Namen einer Generalprobe drei- bis viermal wiederholt wurde. Die Gräfin bewegte sich aber jetzt freier in ihrem eigenen Salon und in anderen Privathäusern, und es bildeten sich eine Menge musikalischer Gesellschaften, die sie mit ihrem Geiste beseelte. Als nun im nächsten Jahre der neue Adelssaal durch das patriotische Concert eingeweiht werden sollte, da durfte die Gräfin ebensowenig fehlen, wie alle durch sie angeregten und vereinigten Talente. Und wie groß war die Zahl derselben! Neben der Sängerin von europäischem Rufe stand die Baronin Krüdener, bis jetzt nur durch Schönheit und Bildung bekannt, und unterstützte den Verein durch eine unvergleichliche Altstimme und tiefe musikalische Kenntnisse. Der Fürst Gregor Wolkonsky, ein Herr von Paschkow, die Gräfin Benkendorf waren im Stande, die großen Finales aus „Don

Juan" und den „Hugenotten" in einer Vollkommenheit vorzutragen, wie sie die italienische Oper zu Paris kaum darbot. Aber Hof und Stadt wollten die Vielgefeierte auch allein in ihrer ganzen Kunst glänzen hören, und so sang sie ihre schönsten deutschen, französischen und italienischen Cavatinen, und sah sich von gleichem Beifallsjubel umrauscht, wie einst in Paris, wo sie im „Tankred" mit der Malibran zusammen Tausende zu Thränen gerührt hatte. Das patriotische Concert drängte mit solchen Kräften ausgerüstet eine andere musikalische Gesellschaft augenblicklich in den Hintergrund. Die philharmonische Gesellschaft, seit dem Anfange des Jahrhunderts von den Musikern der kaiserlichen Orchester zum Besten ihrer Witwen und Waisen gestiftet, hatte das Verdienst gehabt, die Bewohner der nordischen Hauptstadt mit der classischen Musik anderer Art bekannt gemacht zu haben. Sie führte die großen Oratorien der früheren und späteren Zeit regelmäßig in den Fasten vor die Oeffentlichkeit, ebenso die Symphonien Mozarts und Beethovens, desgleichen die großen Clavierconcerte des letzteren Meisters. Aber diese Gebiete erschöpften sich zu leicht und fanden bei den besten Leistungen nur ein mäßiges Publicum vor. Das patriotische Concert zog Alles an, was Ohren hatte; man sah im Publicum neben Generaladjutanten und den feinsten Frauen auch den russischen Kaufmann in Bart und Kaftan, und dieser sah mit Stolz auf dem Programm russische Namen vorherrschen. Die Gräfin folgte indeß gern einer Einladung der philharmonischen Gesellschaft, um dieselbe nicht sinken zu lassen und um den Wünschen des Publicums entgegen zu kommen, und füllte den Saal von Neuem. Von da ab mußte sie nun aber ihrer Gefälligkeit und ihrem Wohlwollen Schranken setzen, wenn es nicht mißbraucht werden sollte. Denn jeder arme Concertgeber hoffte durch ihre Theilnahme zu

Ehren und zu vollem Beutel zu gelangen. Wenn ihrer Mitwirkung im patriotischen Concert allgemeiner Beifall wurde, so erhoben sich schon einzelne Stimmen gegen ihren zu großen Eifer, der philharmonischen Gesellschaft gedient zu haben, noch andere gegen ihr Erscheinen in Privatgesellschaften.

Am 8. November 1839 zog die kaiserliche Familie in den neuen Winterpalast, der im ganzen Umfange prachtvoller wiederhergestellt war; aber die Gesundheit der Kaiserin war trotz in- und ausländischer Aerzte schwach und schwankend, und die großen Säle sollten für diesen Winter leer bleiben. Eine ruhigere Lebensart konnte allein Bürge sein für einen erträglichen Zustand der hohen Frau, und der Winter sah daher im neuen Palaste nur stilles Familienleben. Es blieb aber feststehende Ordnung, daß die Sonntage kleinen Abendmusiken gewidmet waren, immer unter Leitung der beiden Grafen Wielhorsky und Lwoff's Theilnahme. So erschienen allmälig vor der Kaiserin alle in- und ausländischen Künstler, und diese brachten meistens einen großartigeren Eindruck aus der Nähe der Kaiserin mit, als sie selbst dort hinterlassen hatten. Selten traf einer den Ton, in welchem die Kaiserin musikalisch unterhalten sein wollte. Die außerordentliche Technik, die sich schon damals auf allen Instrumenten kundgab, ließ sie sehr gleichgültig; die kleinen Lieder ohne Worte von Henselt, von dem Meister selbst mit zarter Hand vorgetragen, sprachen sie am meisten an, und sie hörte sie selbst gern von ihren Töchtern gespielt. Aber die Kunstfertigkeit Ole Bull's, die Leidenschaftlichkeit Servais' ließen sie kalt.

Die Alles belebende Seele dieser musikalischen Abende im Cabinet der Kaiserin blieb die Gräfin Rossi, deren Gesang am Tiefsten in das Gemüth der Kaiserin eindrang. Wir haben erwähnt, daß die Kaiserin durch den Ernst der Jahre, durch den

Wechsel der Verhältnisse, durch die ewige Kränklichkeit seit mehreren Jahren anders gestimmt war; der seelenvolle Ton der Gräfin Rossi nun, in der Gemessenheit, die die Kaiserin selbst charakterisirte, gab ihr das Gefühl der langsam dahinschwindenden Jugend zurück. Die Wochenabende im Winterpalaste vergingen noch stiller und ernster. Der Graf Ribeaupierre war damals von seinem Gesandtschaftsposten aus Berlin zurückgekommen und hatte die Würde eines Oberkammerherrn angenommen, die ihn von selbst oft in die Nähe der Kaiserin führte. Ribeaupierre gehörte zu den ältesten Bekannten der Kaiserin; sie liebte seinen feinen Umgang, seine nie ermüdende französische Unterhaltung, die dem größten Ernste ein heiteres Gewand umzuwerfen verstand und durch seine diplomatischen Erfahrungen unerschöpflich war. Er erwarb sich aber um jene Zeit als Vorleser französischer Schriften ein besonderes Verdienst bei der Kaiserin und hielt dadurch dieselbe in unmittelbarer Verbindung mit der neueren französischen Literatur.

Die Vorahnung der Kaiserin, daß ihr Familienglück mit dem Eintritt in den neuen Winterpalast zu schwinden beginne, schien nicht ungerechtfertigt. Ihr Gesundheitszustand war trotz der Ruhe, die sie den Winter hindurch genossen, nicht befriedigend; die Aerzte bestimmten ihr von Neuem für den Sommer 1840 eine Kur in Ems, und mit dem Maimonde wurden alle Vorbereitungen zur Reise ernstlich getroffen. Aber Nachrichten über den Gesundheitszustand des Königs von Preußen, des ehrwürdigen Vaters, lauteten ebensowenig günstig, und Kindespflicht hätte sie nun nach Berlin gerufen, selbst wenn sie nicht nach Ems gegangen wäre. Der König galt der Kaiserin nicht allein für das Haupt ihrer Familie in Preußen, sondern wurde auch vom Kaiser kindlich verehrt. Durch seinen Tod konnten sich ebensowohl die politischen

wie die Familienverhältnisse ändern. Die Besorgniß der Kaiserin steigerte sich, und sie eilte, den kranken Vater so bald als möglich noch einmal an ihr Herz zu drücken. Schon im Februar dieses Jahres war eine Todesnachricht, freilich sehr gleichgültig für ihr Herz, zu ihr gekommen; die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, erste aber geschiedene Gemahlin Friedrich Wilhelms II., war gestorben. Sie hatte über fünfzig Jahre in Stettin fast von der ganzen Welt vergessen gelebt und starb jetzt vierundneunzig Jahre alt. Die Kaiserin wurde durch ihren Tod nur daran erinnert, daß sie gelebt hatte, aber auch, daß der König sein siebenzigstes Jahr angetreten habe. Sie wußte ferner sehr gut, daß 1640 der Regierungsantritt des großen Kurfürsten, 1740 die Thronbesteigung Friedrichs II. gewesen, und daß dieses Jahr leicht durch einen für sie schmerzlichen Wechsel bezeichnet werden könne. Der König fühlte eine starke Abnahme der Kräfte, ja das Vertrauen zu seinen Leibärzten schwand, und man zog den berühmtesten Pathologen Deutschlands, den Dr. Schönlein aus Würzburg, zu Rathe. Dieser erschien schon im April und erklärte, kein Mittel zu wissen, welches den nothwendigen Gang der Natur aufhalten könne. Berlin besaß in jener Zeit noch kein Denkmal Friedrichs des Großen, und Friedrich Wilhelm III. wollte nicht sterben, ohne diese Schuld abgetragen zu haben. Am 1. Juni wurde deßhalb auf seine unmittelbare Anregung der Grundstein in Gegenwart aller Prinzen und vieler Veteranen aus des großen Friedrichs Zeit gelegt, aber der kranke König konnte nur einige Minuten aufrecht stehend von fern aus dem Fenster seines schlichten Hauses zuschauen. Man hatte es der selbst kranken Kaiserin nicht verheimlicht, in welchem Zustande sich der König befinde; sie verließ daher Warschau, wo sie eben erst von Petersburg angelangt war, plötzlich mit ihrer zweiten Tochter, der Großfürstin

Olga, und traf am 3. Juni am Krankenbette ihres Vaters ein. Als am 7. Juni, dem ersten Pfingstfeiertage, auch der Kaiser erschien, wurde er von dem dahinsterbenden Schwiegervater nicht sicher mehr erkannt. Kurz darauf, in den Nachmittagsstunden, schlossen sich die Augen des Königs für immer. Wir brauchen hier nicht ängstlich abzuwägen, wie groß der Verlust besonders für die Kaiserin war, denn er traf mehr als ein großes Land, er galt der ganzen Gegenwart. Für die schwächliche Kaiserin war es eine neue Erschütterung, und man erinnert sich ihrer prophetischen Worte des vorigen Jahres, die sicherer und zuverlässiger, als das Erscheinen der weißen Frau, eine böse Vorahnung ihr ausgepreßt hatte.

Friedrich Wilhelm III. war der letzte Monarch jenes Triumvirats, das vor einem Menschenalter siegreich in Paris eingezogen war; ihm war gelungen, was seinem Bundesgenossen Alexander fehlgeschlagen war, sein Volk mit neuem Geiste zu beleben. Nicht allein der preußische Staat, das ganze Deutschland verdankt seinem Rufe das Auferstehen aus der Knechtschaft; er ist der Gründer des heutigen Musterstaates Preußen, des Zollvereins, des neuen Lebens, welches das Preußenvolk beseelte. Kein Fürst war je mit seinem Volke so in Eins verwachsen, keiner besaß ein so allgemeines Vertrauen, wie Friedrich Wilhelm. Einer der größten europäischen Staatsmänner sagte beim Tode desselben: „Er ist im Stande gewesen, seinem Volke Verehrung für unumschränkte Regierung einzuflößen.“ Als am 11. Juni in der Mitternachtstunde die sterblichen Reste des Verewigten vom Dome durch die Linden nach Charlottenburg geführt wurden, ließ man die Stadt zum Zeichen der Trauer ohne Gasbeleuchtung, und nur der blasse Mond begleitete den lautlosen Zug vom leichtbewölkten Himmel herab.

Nach dieser Leichenfeier begab sich die Kaiserin unmittelbar an den Rhein, der ihr jetzt in anderem Lichte erschien, als vor Jahren, wo sie an des Vaters und des Gatten Seite ihn gesehen hatte. Sie fuhr mit kleinem Gefolge, das ihren Schmerz zu theilen verstand. Die Kur in Ems war nicht ohne günstige Wirkung für ihre Gesundheit; die Großfürstin Olga theilte den einförmigen Aufenthalt mit ihr, und der Kaiser schickte ihr zur Ueberraschung und Unterhaltung den zweiten Sohn, den Großfürsten Konstantin Nikolaewitsch, auf eine Woche. Sie zog außerdem in ihren stillen Kreis zwei der berühmtesten Männer Europa's in der damaligen Zeit, den Verfasser der „Hugenotten", Meyerbeer, und den Beherrscher des Claviers, Franz Liszt. Die Kaiserin verehrte den Componisten des „Robert", den sie oft in Petersburg gesehen hatte, wiewohl die russische Truppe ihn nur sehr mangelhaft darstellen konnte; die „Hugenotten" waren ihr bis dahin unbekannt geblieben, sowie auch der Tonsetzer selbst, obgleich er ihr Landsmann. Meyerbeer war ebenso Meister des guten geselligen Tones wie der Musik, unterrichtet und unterhaltend, ohne Dünkel, gewandt im Umgange mit der großen Welt, und konnte so die Kaiserin nur in hohem Grade ansprechen. In seinem zwölften Jahre war er ebenso berühmter Clavierspieler gewesen, wie jetzt Liszt und Thalberg, hatte bei Schillers Anwesenheit in seines Vaters Hause eine Beethovensche Sonate gespielt und des großen Dichterfürsten Beifall erworben. Obgleich von seiner Wiege an vom Glück begünstigt, damals vom größten Ruhm umstrahlt, blieb er doch zu allen Zeiten bescheiden, und näherte sich auch jetzt der hohen Frau auf die anspruchsloseste Weise. Er machte die Kaiserin selbst mit den besten Stücken der „Hugenotten" bekannt, so weit es ein Flügel erlaubte, und bewirkte, daß ihr die Stunden der Trauer schneller dahin schwan-

den. Liszt setzte die Kaiserin mehr durch sein Genie in Erstaunen, als durch sein persönliches Wesen, das ihn vor allen anderen Künstlern so sonderbar auszeichnete.

Die Kaiserin erfuhr in Ems mit Sicherheit, daß nach dem Verluste ihres Vaters in Preußen ihr eigener Familienkreis in Petersburg um ein neues Mitglied vermehrt werden solle. Der Thronfolger hatte in den letzten Jahren den größten Theil Europa's besucht und natürlich auch die meisten deutschen Höfe. In Darmstadt, wo er nur kurz zu verweilen gedachte, war gerade sein Herz gefesselt worden. Des Großherzogs Ludwig II. einzige Tochter, die sechszehnjährige Prinzessin Marie, hatte den jungen Mann ebenso durch ihre Schönheit wie durch ihren Verstand überrascht, und er verlangte zu einer Verbindung mit derselben den Segen des Kaisers und der Kaiserin. „Diese fürstliche Familie stand der russischen nicht so fern und fremd, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Die erste Gemahlin des Kaisers (damals noch Großfürsten) Paul war Natalie, Landgräfin von Hessen-Darmstadt; sie starb aber schon nach einem Jahre, und so blieben die beiden Höfe ohne weitere Verbindung. Aber die zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms II., die Großmutter der Kaiserin, war die Schwester jener russischen Großfürstin, Tochter des Landgrafen Ludwig IX. Sie stand in der ganzen kaiserlichen Familie, obgleich Niemand sie gekannt, in hoher Verehrung. Der Kaiserin konnte es nur angenehm sein, aus dieser für sie so wichtigen Familie die Braut ihres Sohnes gewählt zu wissen. So kam nun die Kaiserin im Herbste mit der jungen Braut zusammen zurück, und dieser war vor ihrer Verheirathung ein halbes Jahr Zeit vergönnt, sich darauf vorzubereiten, Bekanntschaft mit der Sprache und den Sitten des Landes und des Hofes zu machen. Da sie sich so plötzlich entschieden hatte, dem Thronfolger

anzugehören, so mußte der Eindruck des neuen Schauplatzes für sie noch weit größer und überraschender sein, als er einst für die Prinzessin Charlotte gewesen, zumal der hessische Hof schon dem Berliner Hofe nachstand. In ihrem Gefolge befand sich außer ihrer bisherigen Erzieherin, Fräulein von Grancy, auch ihr Bruder, der Prinz Alexander von Hessen, der gleichzeitig in russische Dienste trat. So hatte sich also seit der Einweihung des Winterpalastes Vieles in dem Familienkreise umgestaltet; aber Eins war unverändert geblieben, die Liebe und gegenseitige Verehrung des Kaisers und der Kaiserin, ebenso die Zärtlichkeit, womit alle sieben Kinder dem Kaiserpaare ergeben waren, und das Vertrauen, welches das ganze russische Reich zu seinem Selbstherrscher fühlte, sowie das unbefangene Glück, das man in Petersburg genoß.

Die Gräfin Rossi nahm in jenem Winter noch immer eine der ersten Stellen in der Gesellschaft ein; mancher große Herr opferte einen Ball, einen Rout, der Ehre auf, sie in seinem Salon singen zu hören. Außer dem Hause der Grafen Wielhorsky, Lwoff's, des Grafen Nesselrode sang sie Sonntags im Cabinet der Kaiserin ihre schönsten Lieder und veranstaltete in ihrem eigenen Hause regelmäßig musikalische Abende, zu denen man sich mit demselben Eifer, wie zum Hofe, drängte. Ihre Wohnung war in der Stadt wie auf dem Lande immer durch eine Reihe vierspänniger Equipagen bezeichnet, die vor derselben auf ihre Herrschaften warteten. Auch die alternde Pasta war nach Petersburg gekommen, vielleicht in der trügerischen Hoffnung, noch größere Triumphe zu feiern, als die noch jugendlich reizende Gräfin; die kleine Schaar, die sich auf ihre Seite gegen die Rossi stellte, war mehr von Eifersucht gegen die Letztere, als von Bewunderung für die Erstere beseelt. Ihre unsichere Stimme konnte nicht

mehr so bezaubern wie vor Jahren, das wurde ihr selbst klar; sie suchte daher den Schauplatz ihres Ruhmes, die Oper, wieder auf, und riß in „Tankred" wie in der „Norma" jedenfalls durch ihre plastische Darstellung zur allgemeinen Bewunderung hin; man vergaß über dem meisterhaften Spiel den mangelhaften Gesang. In der kaiserlichen Familie fand sie aber durchaus nicht den Beifall, die Sympathie, die sich die Gräfin Rossi erworben hatte. Sie ging deßhalb nach einem Winter wieder zurück, ohne, wie es ihr Plan gewesen war, eine italienische Oper an der Newa fest zu gründen. Aber durch die Pasta war in der Kaiserin der Wunsch rege geworden, die Gräfin Rossi noch einmal in einer ihrer vielgefeierten Rollen zu sehen; denn die großen Sänger der italienischen Oper, die Malibran, Lablache, Tamburini, hatten es bis dahin verschmäht, nach Petersburg zu kommen, weil sie ihre Stimme zu verlieren fürchteten. So sehr dieser Gedanke am Hofe Unterstützung fand, so stieß er doch auf ein verdrossenes Gesicht des diplomatischen Corps, das zwar die Rossi als ebenbürtig in seinem Kreise schweigend aufgenommen hatte, aber den jetzigen Beruf der Gräfin mit ihrem früheren nicht verwechselt wissen wollte. Der dem Plane geneigte österreichische Botschafter Graf Fiquelmont war jedoch an eine Schwester der Gräfin Katharina Tiesenhausen verheirathet, vom Hofe hoch verehrt und ausgezeichnet, und seine Meinung bestimmte daher sehr leicht die der anderen Diplomaten, die nun mit dem freundlichsten Gesichte eine Einladung zu diesem Schauspiele annahmen. Im Winterpalaste wurde der Concertsaal zur Bühne eingerichtet und nur für etwa zweihundert Zuhörer Raum gelassen. Unter den Mitwirkenden befand sich Pauline von Barthenief, die wir schon als Sängerin und als Hoffräulein der Kaiserin kennen, und Iwan Mathweitsch Tolstoi, des Thronfolgers Freund und

Reisegefährte, mit vortrefflich ausgebildeter Stimme; ebenso waren die Nebenrollen mit Personen des Hofes besetzt. Man hatte Bellini's lieblichste Schöpfung, „die Nachtwandlerin", zur Aufführung gewählt, eine Musik, die von allen neueren italienischen Werken die Kaiserin am meisten ansprach. Die Gräfin Rossi spielte diese Rolle ungern, sang sie aber mit einer unbeschreiblichen Anmuth. Unter den zweihundert Zuschauern waren wenige, welche die große Künstlerin früher auf dem Theater gesehen hatten. Schon bei der Generalprobe brach ein Beifallssturm aus, der um so merkwürdiger war, als das kleine Publicum nur aus älteren, ernsten Herren und Frauen bestand, die wie durch einen göttlichen Funken in jugendlichen Rausch zurückversetzt wurden. Viele Personen der Stadt boten den Lakaien des Hofes große Summen für einen Platz auf einer Galerie oder in irgend einem Winkel, ohne zum Ziele ihrer Wünsche zu gelangen. Die Kaiserin wußte nach der gelungenen Vorstellung kaum, wie sie der Künstlerin ihren Dank aussprechen sollte, und die Dankbarkeit der Gräfin gegen die Kaiserin war vielleicht noch größer und inniger; denn diese hatte sich nach langer Zeit, wie ein dem Käfig entflohener Adler, frei und hoch in den Lüften, in ihrer eigentlichen Sphäre bewegt, den ganzen Reichthum und Zauber ihrer Kunst entfaltet und selbst dem Kurzsichtigsten bewiesen, daß Gesang, diese Gottesgabe, des Weibes schönste Zierde und mächtigste Waffe sei.

Leider verbreitete sich die Nachricht in der Stadt, daß der Graf nächsten Sommer von seinem Hofe abberufen und nach Berlin oder Wien versetzt würde. Man erschöpfte sich zu gleicher Zeit in Vermuthungen über die Gründe eines solchen Wechsels; und doch ist es wahrscheinlich des Grafen eigener Wunsch gewesen. Seine eigene diplomatische Stellung trat neben der gesellschaftlichen seiner Gemahlin zu sehr in Schatten; ein so glänzendes und

gesuchtes Haus verlangte größere Mittel, als der sardinische Hof dem Grafen gewähren konnte; der Gräfin eigenes Vermögen reichte nicht hin, die nöthige Toilette zu bestreiten. Die Erziehung ihrer vier Kinder kostete wohl das Vierfache von dem, was sie in Deutschland gekostet hätte; ein längerer Aufenthalt mit dem bisherigen unvermeidlichen Aufwande wäre der Familie sicherer Untergang gewesen. Mehr als ein Gesandter der kleineren Staaten hatte diese Erfahrung vor dem Grafen Rossi an der Newa gemacht. Die Gräfin selbst trennte sich ungern von Petersburg, denn sie wußte zu gut, daß sie sich an keinem anderen Orte der Welt dieselbe Geltung verschaffen würde, als bisher an der Newa. Mit Freuden nahm sie daher eine Aufforderung zum nächsten patriotischen Concerte an, das meist den Schluß jener musikalischen Aufführungen machte, von denen Petersburg in fünf Fastenwochen belebt wird. Sie strahlte hier wie ein Diamant aus seiner engen goldenen Einfassung hervor, nicht ohne das wehmüthige Vorgefühl, ihr schönes Licht bald verdeckt zu finden. Die zahlreichen Verehrer am Hofe wie in der Stadt theilten ihren Schmerz aufrichtig, aber es fanden sich auch Einzelne, die ihre Freude über das baldige Verschwinden der Gräfin nicht unterdrücken konnten.

Nach diesem Winter, den die Kunst zu einem von Nachtigallenschlag durchrauschten Lenz umgeschaffen hatte, folgten unmittelbar nach Ostern andere Feste, die die Bevölkerung auch der entferntesten Stadttheile in Bewegung setzten; es war die Vermählung des Großfürsten-Thronfolgers mit der nunmehrigen Großfürstin Maria Alexandrowna, die den letzten Winter ausschließlich unter Vorbereitungen zugebracht hatte. Bei solcher Abgeschlossenheit von der Welt war sie der neugierigen Stadt kaum sichtbar geworden; um so mehr drängte sich jetzt das Volk

in die Nähe des Palastes, besonders aber an einem Abend, wo die Stadt durch Millionen Lampen taghell erleuchtet war, um die zukünftige Kaiserin zu sehen. Ihre edle, schlanke Gestalt, die unbefangene Anmuth ihres Wesens riefen überall, wo sie erschien, ein donnerndes Hurrah hervor. Zur Vermählung waren der jungen Großfürstin ältester Bruder, der Erbgroßherzog Ludwig, der als Krieger berühmte Prinz Emil, der Fürst Wittgenstein und mehrere Prinzen des preußischen Hofes erschienen. Der Thronfolger bezog nun nach der Vermählung den Flügel des alten Schlosses in Zarskoe=Selò, den einst die Kaiserin Katharina II. bewohnt hatte, behielt aber im Winterpalaste seine bisherigen Zimmer bei, indem die daranstoßenden Eckſäle für seine junge Gemahlin eingerichtet wurden. So lagen die Cabinete der beiden höchsten Frauen auf dem Flügel des Winterpalastes an den beiden entgegengesetzten Ecken. Der Blick der Kaiserin schweifte längs der Newa, auf Wasiliostrow, die Börse, die Petersburger Seite in das endlose Gebiet der Inseln hinein; die Aussicht der Thronfolgerin beschränkte sich auf den etwas öden Platz vor dem Palaste. Es war für die Kaiserin ein Trost, ihren Sohn nicht vom Heerde der Familie getrennt zu wissen, wie die Großfürstin Marie, die besonders in mütterlichem Zustande die kränkliche Mutter nicht so oft besuchen konnte wie früher, und nun selbst noch die Zeit des Kaisers in Anspruch nahm.

In der Mitte dieses Sommers 1841 verließ die Gräfin Rossi Petersburg auf immer, aber der Antheil, den die Kaiserin auch an ihrem künftigen Geschicke nahm, war aufrichtig und lebhaft, besonders in der Zeit, wo eine plötzliche Wandlung so vieler Zustände sie unwillkürlich wieder zu ihrem alten Berufe zurückführte. Aber ihr Aufenthalt in Petersburg ließ in der Kaiserin, wie in der Stadt, den lebhaften Wunsch zurück, die italienische

Oper für die Herbst- und Wintermonde von Paris nach Petersburg überzusiedeln. Es war dies ebenso die Folge des erwachten musikalischen Sinnes, wie ein allgemeines gesellschaftliches Bedürfniß. Die kaiserliche Familie lebte nun seit Jahren mit der Gesellschaft der Stadt zusammen; wer sie nicht am Hofe oder in der Stadt sehen konnte, war derselben gelegentlich im Theater begegnet, wo in den letzten Jahren Kaiser wie Kaiserin ihre Erholungsstunden gesucht und gefunden hatten. Aber weder die russische noch die deutsche Oper waren so ausgestattet, daß ein entschiedener Beifall erfolgen konnte. Die Furcht der Italiener, die Stimme im Norden zu verlieren, war durch den Aufenthalt der Gräfin Rossi verschwunden, zumal die hervorragendsten derselben, wie Rubini, kaum noch Etwas zu verlieren hatten. Die Anforderungen überstiegen allerdings alles bisher Erhörte, die Petersburger Direction schrieb aber noch vor Ankunft derselben ein Abonnement aus, das sämmtliche Kosten vollständig deckte, und, was in der Geschichte der Theater noch unerhörter war, sechs Monate vorausbezahlt werden mußte.

Einen Winter vor den Italienern erschien der lange ersehnte Liszt aus Berlin, wo der Beifallsrausch sich bis zur Abgötterei gesteigert hatte, in Petersburg, und zeigte sich denselben Abend noch flüchtig im Salon der Grafen Wielhorsky. Dort hatte sich lange vor ihm eine glänzende Gesellschaft eingefunden und der große Künstler erschien im einfachen Reisepaletot und einem Bergmannsstocke. Die Ungeduld, den Gefeierten zu hören, war groß; aber er erklärte kurzweg, nirgend ein Instrument zu berühren, bevor er nicht am Hofe gespielt habe. Gleich einem großen Herrn bewohnte er mit seinem Gefolge im Hotel einen ganzen Flügel und hielt dort offene Tafel; und der Zudrang der Besuchenden war größer, als die vorigen Jahre bei der bescheidenen Gräfin

Rossi. Doch spielte er den folgenden Abend zuerst im Hause des Prinzen von Oldenburg in Gegenwart des ihm persönlich unbekannten Adolf Henselt und dann am kaiserlichen Hofe vor einer ungewöhnlich großen Gesellschaft. Man war zuerst mehr erstaunt, ja verblüfft, und Niemand wagte, mit seinem Urtheile voranzugehen. Der Kaiser selbst blieb kalt und regungslos, ja, er konnte nicht begreifen, wie man dem Gesange der Rossi und dem Spiele Liszt's den gleichen Beifall schenken könne. Des Kaisers natürlicher Sinn für Musik war zu keiner Zeit besonders ausgebildet worden; Musik war ihm entweder Kirchen- oder Militärmusik, oder Volkslieder und Opern. Unter den letzteren stand ihm „Don Juan" am höchsten, er ließ sogar das Maskenterzett und eine der Arien Don Ottavio's gewöhnlich wiederholen; in anderen Opern, wie in der „Stummen von Portici", liebte er mehr die Chöre, ebenso in Meyerbeer's Opern. Das Clavierspiel hatte nie den geringsten Reiz für ihn gehabt und Liszt's Vorträge waren für ihn nur überwundene Schwierigkeiten. Doch machte sich dieser anheischig, des Kaisers Beifall gleichsam zu erzwingen; er spielte einige Militärmärsche, und traf damit in der That die Saite, die im Inneren des Kaisers am Meisten nachklang. Nach einigen Tagen erfolgte das erste öffentliche Concert im adeligen Saale vor viertausend Zuhörern und einer Einnahme von vierundfünfzigtausend Francs, und das begeisterte Publicum wußte lange nicht, wie es den großen Künstler richtig benennen solle. Bald hieß er der Napoleon, der Shakespeare des Claviers, ein anderes Mal der Mephistopheles dieses Instrumentes; Alles geizte nach der Ehre, den Mann des Tages in seinem Hause einmal würdig aufzunehmen; ja Petersburg blickte eifersüchtig auf Moskau, und befürchtete, daß er dort länger bleiben würde, als an der Newa. Liszt war in hoher Gesellschaft von seltener Liebenswürdigkeit,

geistreich und witzig wie Rossini, ohne den vornehmen Stolz Thalberg's gegen geringere Künstler, und er hinterließ überall einen gewaltigen Eindruck. Er war an die übertriebenen Huldigungen der großen inhaltleeren Pariser Welt von Jugend auf gewöhnt, ohne dadurch verdorben zu sein; er zeigte einem großen unbekannten Publicum gegenüber auch nie sein Innerstes in allen Tiefen und verachtete den Beifall der Menge eher als daß er ihn suchte. Er selbst wußte recht gut, daß die außerordentlichsten Leistungen auf seinem Instrumente doch nicht die Wirkung des Gesanges ersetzen würden, und daß nur Allseitigkeit seinem Spiele einen dauernden Werth verleihen könne. Jeder Andere seines Gleichen war nach zweimaligem Hören ein aufgelöstes Räthsel; seine Allseitigkeit aber machte alle Anderen überflüssig. Er hatte den Zeitpunkt seines Erscheinens in Petersburg sehr richtig nach der Rossi und vor den Italienern gewählt. Die Kaiserin hörte ihn nicht allein am Hofe und in seinen öffentlichen Concerten, sondern auch in mehreren Privatgesellschaften, und gestand aufrichtig, daß er im kleinen Salon doch ein anderer Mann sei als im großen öffentlichen Concertsaale.

Im Sommer dieses Jahres 1842 feierten Kaiser und Kaiserin im Bewußtsein einer wahrhaft glücklichen Ehe ihre silberne Hochzeit, bei der sie Nichts vermißten als ihren Vater; denn es gehörte noch im Jahre 1840 zu ihren Hoffnungen, daß derselbe dieses Fest erleben würde. Ihre sieben Kinder waren alle noch blühend am Leben und selbst die beiden verheiratheten nicht in andere Länder zerstreut. Von den vielen hohen Gästen, die zu diesem Zwecke am Hofe anlangten, nennen wir nur den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. Das Publicum gewahrte nicht mehr Feierlichkeiten bei dieser Gelegenheit, als sonst; denn es blieb ein stilles Familienfest wie in Preußen, wo

nicht allein am Hofe, sondern auch unter dem Adel bestimmte Familientage gefeiert werden. Die Belohnungen und Auszeichnungen erstreckten sich daher nicht über den häuslichen Kreis hinaus, und für die kränkliche Kaiserin gab es damals keinen größeren Lebensgenuß, als das trauliche Zusammensein mit den Ihrigen. Der König, der seit dem Jahre 1818 Petersburg nicht mehr gesehen hatte, wurde nun Zeuge des seltenen häuslichen Glückes seiner Schwester, das sie sich selbst geschaffen hatte. Friedrich Wilhelm hatte erst vor zwei Jahren den Thron bestiegen, der von einem Friedensbogen geschmückt dagestanden hatte, während sein Schwager Nikolai denselben von Verschwörung und Revolution umlagert hatte erobern müssen. Des Königs Blicke waren seit dem Erwachen seines Selbstbewußtseins auf die Krone gerichtet, die er sich erst im fünfundvierzigsten Jahre seines Lebens aufgesetzt hatte. Nikolai hatte nie daran gedacht und wollte beim Tode seines Bruders vierzehn Tage lang nicht an seine Bestimmung glauben. Dieser stand jetzt vor den Augen Europa's wie eine bis ins Kleinste ausgeprägte Statue klar und unzweifelhaft da, in seinem ganzen Wesen in der Nähe wie in der Ferne erkannt, während Friedrich Wilhelm fast wie ein Räthsel erschien. Alles, was dieser edle Fürst wollte und anstrebte, stand nicht im geringsten Zusammenhange mit den Grundsätzen des Kaisers; die Aufgaben Beider waren so verschieden, wie die Ansprüche und Bedürfnisse der beiden Länder es waren. Die siebzehn Regierungsjahre des Kaisers Nikolai waren von seinen Thaten glänzend ausgefüllt, während Friedrich Wilhelm kaum die Schwelle ruhig überschritten hatte, und Gegenstand der seltsamsten Hoffnungen war. Beide Fürsten waren Kunstmäcene, jedoch auch dies in verschiedenen Richtungen. Im Könige von Preußen war die Neigung zur Kunst vorherrschend seit seiner

Jugend; beim Kaiser von Rußland hatte sie sich nur allmälig eingebürgert; Friedrich Wilhelm war in seinen Kunstanschauungen ganz Romantiker wie die Zeit, die den zwanzigjährigen Kronprinzen im Frieden ausgebildet hatte. Nikolai war ganz der Mann der vollendeten That und jeder Theorie feind. Ihn hatte der Strom des Lebens wider seinen Willen ergriffen und mitten in den schäumenden Fluthen hatte seine Kraft ihn zum Schwimmer gemacht; Friedrich Wilhelm blieb als Kronprinz zu lange nur Zuschauer und war statt des Wirkens nur auf sein Denken angewiesen gewesen; er wurde deßhalb fast immer mißverstanden. Der Kronprinz stellte Marienburg, die alte Feste der Hochmeister des deutschen Ordens, ganz im Sinne des Mittelalters wieder her, während der Kaiser Nikolai einen den Zwecken seiner Regierung entsprechenden Prachtbau auf dem Kreml in Moskau aufführen ließ. Friedrich Wilhelm hatte seine Regierung mit Freilassung solcher Männer begonnen, wie sie Nikolai im Gegentheil nach seiner Thronbesteigung hatte einsperren lassen. Die Ansichten beider Monarchen über Souveränetät waren nicht so himmelweit von einander getrennt, als es anfänglich scheinen könnte, sie waren nur auf zu verschiedenartigen Schauplätzen gebildet. Beide hielten sich für gottgesandte Propheten und Selbstherrscher. Zwischen zwei so verschiedenen Naturen stand die Kaiserin vermittelnd da; ihr tiefes Gemüth war der Altar, vor dem Beide in gleicher Verehrung sich die Hände reichten; sie war das Palladium Rußlands und Preußens, ein Band der Versöhnung zwischen den widerstreitendsten Gegensätzen.

---

## Sechstes Kapitel.

# Die Großfürstin Alexandra Nikolaewna.

Die Erziehung. — Das Gemüth dieser Prinzessin. — Ihre seltene Stimme. — Erste Anzeichen ihrer Krankheit. — Ihre Verlobung. — Die Hochzeitsfeste. — Reise des Kaisers nach England. — Tod der Großfürstin Alexandra Nikolaewna, und der Großfürstin Elisabeth Michaelowna in Wiesbaden.

---

Die silberne Hochzeit bezeichnet im Leben jeder Familie einen bedeutsamen Abschnitt; die der kaiserlichen Familie gehörte zu den glücklichsten, die je gefeiert worden sind. Eine Reihe Erinnerungen zog an dem hohen Paare vorüber, die Alles enthielten, was das menschliche Leben an Glück und Schmerz, das fürstliche an Glanz und Schrecken darbieten kann. Die Krone hatte viel Glanz und Ruhm, aber noch mehr Schrecken und Lasten geboten, als der Palast Anitschkow, und Beide sahen als einziges dauerndes und entschädigendes Glück die Familie an. Seit des Kaisers Thronbesteigung hatten sich alle politischen Verhältnisse verändert, die drei Monarchen der heiligen Allianz waren verschwunden, der Bund von selbst aufgelöst, selbst die Beziehungen zu den Nachbarstaaten drohten anders zu werden; aber die Familie war dieselbe geblieben mit ihrem häuslichen Glück, mit ihrer dem größeren Publicum unsichtbaren Herzlichkeit, unbefangen und ungetrübt.

Dankbaren Herzens erkannte die Kaiserin, wie viel glücklicher sie gewesen sei, als die beiden früheren Kaiserinnen, deren eine den Gatten auf unerhörte Weise verlor, während die andere ihn nie von Herzen besessen hatte. Es war aber auch des Kaisers Ueberzeugung und Glaube, daß die schönsten Stunden seines bewegten Lebens nicht in seinem Cabinete, sondern in dem seiner Gemahlin verflossen seien, daher Beider Wunsch eine lange ungetrübte Fortdauer der inneren Häuslichkeit bei allem Wechsel der politischen Ereignisse. Aber kein Schloß ist fest genug gegen das Eindringen des Unglücks, kein goldenes Zimmer schließt Sorge und Gram aus, und das widrigste Geschick tritt uns oft mit der heitersten Miene entgegen. Während die Gesundheit der Kaiserin von Zeit zu Zeit immer neue Besorgnisse erregte, ahnte Niemand, daß der Tod ein anderes und zwar blühendes Glied der kaiserlichen Familie zum Opfer auserlesen habe.

Schwerlich konnte sich in Europa ein Haus dreier so reich ausgestatteter Töchter rühmen, als das kaiserliche von Rußland. Die älteste der beiden noch im älterlichen Kreise weilenden, die Großfürstin Olga, hatte zwar ihre Erziehung beendigt, war aber keineswegs im Eifer erkaltet, womit sie Geschichte und Literatur weiter studirte, oder Musik und Malerei trieb. Die Großfürstin Alexandra, drei Jahre jünger als Olga Nikolaewna, war dem Ende ihrer Erziehung nahe, aber auch, wie die ältere Schwester, von warmem Interesse für Kunst und Wissenschaft beseelt. Die ersten Kinderjahre dieser letzten Prinzessin waren in die unruhigsten Zeiten des kaiserlichen Hauses gefallen; sie war sechs Monate alt, als der Schreckenstag des vierzehnten Decembers das Kind vom Anitschkow-Palaste in den Winterpalast übersiedelte. Die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna war ihr später in der Erinnerung wie ein flüchtiges, unsicheres Traumbild; diese Ahnfrau hatte selbst Mühe

gehabt, ihre jüngste Enkelin von anderen Gespielinnen in Zarskoe-Selò augenblicklich zu unterscheiden. Während des Vaters Züge in den beiden älteren Schwestern sich schon sehr früh unverkennbar aussprachen, fand man selbst in den späteren Mädchenjahren in dieser Großfürstin weniger Familienähnlichkeit, bis gegen das dreizehnte Jahr plötzlich ein Zug hervortrat, welcher eben so lebhaft an die Mutter wie an die Großmutter, die Königin Louise, erinnerte. In der Dienerschaft der Kaiserin befanden sich noch Personen, die sich der Königin Louise auf das Lebhafteste erinnerten und das aussagten. In der Erziehung der beiden jüngeren Großfürstinnen war ein Gouvernantenwechsel eingetreten, der die älteste Großfürstin Marie glücklicherweise nicht getroffen hatte. Beide Erzieherinnen Alexandrinens waren Engländerinnen und blieben nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf das Gemüth der jungen Fürstin. Alexandra Nikolaewna zeigte seit ihrem zwölften Jahre eine unbeschreibliche Anmuth in allen ihren Bewegungen und besonders im Tanze, so daß Kaiser und Kaiserin gern zusahen; selbst in ihrem Gange auf der Straße, wo sie einfach und unerkannt mit ihrer Gouvernante, Miß Higgimbothom, erschien, fiel sie dem gemeinen Mann als eine ungewöhnliche Erscheinung auf. Aus ihren Gesichtszügen blickte mehr als gewöhnliches Wohlwollen einer Fürstin, oder die unbefangene Heiterkeit einer Jungfrau, es war eine Erhabenheit der Gesinnung und Güte, die sie von allen Anderen, sogar von ihren Schwestern, unterschied. Das leiseste Lächeln des kleinen Mundes goß eine Verklärung über das Gesicht, ihre Augen verriethen eine reiche Begabung des Geistes und Herzens, und von ihrer hohen Stirn herab blickte kaiserliche Würde. Manche Schönheit versetzt in Staunen, erlaubt aber dem Beschauer keine Annäherung; die Großfürstin bezauberte durch das erste kleine Wort, denn es kam aus der wärmsten Tiefe ihres Herzens. Hier

war weder Stolz, noch steifes Zurückhalten, sondern geistiges Leben und Gemüth, das die ganze Erscheinung beseelte. Eine große musikalische Anlage blieb von ihrem zehnten Jahre ab nicht verborgen; sie hörte mit Andacht Adagios aus Beethovenschen Sonaten und Symphonien, und spielte dieselben im dreizehnten Jahre mit seltenem Verständniß. Sie bedauerte oft, als kaiserliche Prinzessin den Reichthum des Lebens nicht in vollstem Umfange kennen zu lernen, und konnte die Sehnsucht, eine großartigere Natur, als die Petersburgs, zu sehen, nicht unterdrücken. Sie sprang vor Entzücken auf, als sie erfuhr, daß sie die Kaiserin in das bayrische Hochland nach Kreuth begleiten würde. „Sophie Iwanowna," rief sie ihrer Gouvernante frohlockend entgegen, „wir werden die Alpen sehen und Alpenrosen pflücken; Mama nimmt uns mit in das Ausland; ich weiß schon jetzt, für wen ich Sträuße mitbringen werde." Und doch schied sie nicht ohne tiefe Rührung vom Anitschkow-Palaste, von den Geschwistern, von den Beschäftigungen und bat den Großfürsten Konstantin, sie einige Stationen weit zu begleiten.

Der alte ehrwürdige König sah in Berlin außer dieser Großfürstin auch die beiden jüngsten Brüder derselben, Nikolai und Michael, und drückte sie Alle an sein Herz. Die Großfürstin schrieb während der ganzen Reise ihren Geschwistern regelmäßig über die verschiedenen Eindrücke. „Im Herzen Deutschlands bin ich herumgewandert, in Nürnberg, und fange an, die Pracht des Mittelalters zu verstehen;" und aus dem bayrischen Hochlande schrieb sie: „Meine Stimmung nennen keine Worte; welch ein Glück, am Fuße der Alpen zu sein! Ich habe mir Alles recht schön gedacht und doch noch schöner gefunden." Und wie glücklich war die Kaiserin, mit dieser Tochter einen Lebensgenuß zu theilen, den ihr bei allem Reichthum das Schicksal bis dahin

versagt hatte. Voll des gewaltigen Eindruckes, den die Reise auf sie gemacht, kam sie im Herbste nach Zarskoe-Selò zurück. Aus der Ueberfülle ihres Herzens erzählte sie Allen von den glücklichen Erlebnissen, konnte aber trotz der größten Anstrengung einen argen Husten nicht verbergen. Es fiel auch Allen auf, daß sie in Zeit von fünf Monaten übermäßig gewachsen war. Man schrieb jenes bedenkliche Anzeichen dem schnellen Wachsthum, oder einer Erkältung in den Bergen und verschiedenen anderen Ursachen zu, und hielt es lange für eine unbedeutende Erscheinung. Der Husten verringerte sich in der That, verschwand auf einige Zeit ganz, kehrte dann stärker oder gelinder zurück, wurde aber immer noch von den Aerzten wie von den Laien als zufällig beurtheilt. Bald war es die rauhe Witterung des nordischen Himmels, bald die trockene Heizung des Winterpalastes, bald die schnelle Entwickelung, aber man blieb im Allgemeinen ruhig. Seit der Wiederkehr aus dem Auslande brach in der Großfürstin die schöne Gabe des Gesanges mit Macht hervor. In ihrer Sprache lag schon ein großer Wohllaut, man hörte ihr mit besonderem Vergnügen zu; auf den botanischen Spaziergängen im Parke von Zarskoe-Selò machte sie bisweilen dem inneren Drange Luft und sang ohne Worte, aber immer ernsten Inhaltes. Pauline von Barthenief entdeckte zuerst die schöne Stimme und machte ihre hohe Gebieterin darauf aufmerksam. Die Großfürstin hatte namentlich der Mutter ihr schönes Talent verborgen, da sie es in ihrer jungfräulichen Bescheidenheit für unbedeutend hielt. Die Kaiserin zog nun die Gräfin Rossi zu Rathe und diese erklärte, eine solche umfangreiche, volle Stimme noch nie gehört zu haben; denn diese umfaßte drei volle Octaven. Die Gräfin rieth dringend, eine so seltene Gabe auszubilden, aber mit Vorsicht. Der Kaiser stahl sich jetzt selbst manchen Augenblick, nicht allein seiner Tochter

zuzuhören, sondern auch mit ihr und Pauline Barthenief ein Kirchentrio zu singen. Man wählte einen Italiener, Namens Soliva, zum Gesanglehrer der Großfürstin, und diese schien nun zum Bewußtsein ihrer schönen Gabe zu gelangen.

Nach einem Jahre Unterricht sprach sich jedoch der Lehrer sehr bedenklich über den Gesundheitszustand seiner Schülerin gegen die Gouvernante aus, und diese theilte ihre Besorgnisse den Aerzten mit. Diese hielten die Einmischungen des Italieners in ihre Angelegenheiten für unberufen und vorwitzig und beruhigten durch ihren Ausspruch selbst die ängstliche Kaiserin. Kurz, es geschah Nichts, um ein unheilvolles Uebel abzuwenden. Das Aussehen der Großfürstin war blühender als je, obgleich der Husten von Zeit zu Zeit hartnäckig wieder auftrat. Während des Gesanges wurde sie jedoch selten davon ergriffen, und so gaben sich Alle einer vollkommenen Sicherheit hin. Die Großfürstin war am weitesten von einer Befürchtung für ihre Gesundheit entfernt. Der italienische Gesanglehrer wurde indessen seines bisherigen Amtes aus anderen Ursachen entsetzt und verließ Rußland. Die Kaiserin wendete sich von Neuem an die Gräfin Rossi, und diese schlug vor, ihre eigene Gesanglehrerin, eine Madame Cecca aus Prag, kommen zu lassen, und erbot sich, die Großfürstin bis zur Ankunft derselben selbst zu unterrichten. So war die kaiserliche Sängerin in der besten Schule und bei richtiger Methode auch dafür gesorgt, daß das schwache Brustorgan nicht angestrengt würde. Die Großfürstin war unendlich glücklich, sich im Besitz eines so schönen Talentes zu wissen, das sie zuvor kaum geahnt hatte, und sich bei Ausbildung desselben von der größten Meisterin der Gegenwart geführt zu sehen. Als die natürliche Schüchternheit erst überwunden war, sang sie mit fast gleicher Vollendung wie ihre Meisterin ein Lied von Goethe: „Ihr verblühet, süße

Rosen," ohne zu ahnen, daß sie sich als die hinwelkende Blume selbst besinge.

Dies Lied war der Gräfin von einem ihrer begeisterten Verehrer gewidmet worden, und sie sang es in kleinen eingeweihten Kreisen mit der ganzen Wärme ihres Herzens und dem Zauber ihrer Stimme. Die Großfürstin wurde mächtig davon ergriffen und ruhte nicht eher, als bis sie es selbst in einer gewissen Vollkommenheit sang. Wer damals die junge Prinzessin in schönster Blüthe und scheinbarer Kraft sah oder gar singen hörte, der mußte sich sagen, daß der Himmel eine seiner schönsten Schöpfungen mit allen Gaben des Geistes und allem Glanze der Erde ausgestattet habe. Nachdem aber die Gräfin Rossi Petersburg verlassen hatte, bemerkte die neue Gesangslehrerin eines Tages doch auch der Gouvernante, daß die Stimme der Großfürstin ihr bisweilen einen unheimlichen Eindruck mache, denn manche Töne ließen auf ein krankes Organ schließen. Die erschrockene Gouvernante wandte sich jetzt außer dem behandelnden Arzte an die Kaiserin selbst, und diese wünschte, daß Mandt die Großfürstin stethoskopisch untersuche. In jeder anderen Familie würde dies ohne Schwierigkeiten haben geschehen können; am Hofe aber erhob sich unter dem Dutzend Leibärzten ein heftiger Sturm nicht allein gegen Mandt, sondern selbst gegen die Kaiserin. Mandt hatte schon früher das Vertrauen der Großfürstin Marie verloren und damit das vieler anderen Frauen des Hofes, die jetzt vereint ihm den Weg zur Großfürstin versperrten. Doctor Rauch, der behandelnde Arzt der jungen Prinzessin, war schon durch Mandt's Dazwischenkunft von der Kaiserin entfernt worden und es stand zu fürchten, daß er jetzt ganz vom Hofe verdrängt würde. Um dies zu verhindern, boten die sichtbaren und unsichtbaren Feinde Mandt's, Legion an Zahl, Alles auf, die Kaiserin zu

beruhigen und die harmlose Großfürstin gegen Mandt in Haß umzustimmen, so daß keine Untersuchung erfolgen konnte. So vergrößerte sich im Stillen das Uebel, dem sie unrettbar binnen Kurzem verfallen sollte.

In der Stadt erfuhr Niemand etwas von dem, was sich im Schlosse zutrug; nur wenige Personen in näherer Verbindung mit dem Hofe, welche die Großfürstin nur nach ihrem blühenden Aussehen kannten, meinten, daß Mandt mit Recht verhindert worden sei, sich von Neuem in fremde Angelegenheiten zu mischen; denn es sei eine erträumte Gefahr.

Mit dem achtzehnten Jahre betrat nun die Großfürstin die Gesellschaftskreise ihrer Mutter, die des Abends sich um die hohe Frau sammelten. Die wenigen Herren, die dort erschienen, wie Ribeaupierre, Nesselrode, Kisselew, und die Frauen Krüdener, Tiesenhausen, Fürstin Soltikow, die Grafen und Gräfin Wielhorsky konnten nicht Worte finden, die Erscheinung der jungen Prinzessin würdig zu loben. Oft hört man im Leben den Tadel aussprechen, daß Jemand zu sehr oder zu wenig Fürstin sei, daß die Eine nie von ihrer Höhe herabsteige, die Andere sich nie dahin erhebe; vor Alexandra Nikolaewna verstummte jede Kritik; jedes ihrer Worte war ebenso der Ausdruck eines warmen Gemüthes wie eines unbefangenen Scherzes; die immer kränkliche Mutter hatte sie bis dahin weniger an ihrer Seite gesehen, als die beiden älteren Schwestern, und fing nun an, um jede Stunde zu geizen, die diese jüngste Tochter mit ihr verbringen konnte. Auch der Kaiser schenkte ihr trotz der kargen Zeit jetzt mehr Aufmerksamkeit; er hörte sie gern singen, sang selbst mit ihr, malte mit ihr.

Denn ihre Beschäftigungen dauerten alle fort; mit derselben Liebe, wie sie sang und Clavier spielte, versetzte sie sich in die geschichtliche Vorzeit, in die Literatur anderer Länder, und ver-

brachte ganze Stunden in den Gärten von Zarskoe-Selò und Peterhof, voll Erwarten, noch einer neuen Pflanzenphysiognomie zu begegnen, oder um am Meere bei Peters holländischen Hause in vollen Athemzügen die Natur zu genießen. In Zarskoe-Selò saß sie stundenlang an einem der vielen Seen und fütterte sorgsam die Schwäne, die sie zuletzt sicher erkannten und sich an der Hütte versammelten, sobald sie sich von ferne blicken ließ. In diesem Sommer 1843 war die Besorgniß um ihre Gesundheit fast ganz eingeschlafen, man glaubte höchstens einige Nachwehen ihres Zustandes zu beobachten. Ende Mai zog man wie gewöhnlich von dem trockenen Zarskoe-Selò nach dem feuchten Peterhof, und die Gesundheit der Großfürstin schien auch dieser Veränderung zu trotzen. Die beiden unverheiratheten Töchter wohnten noch mit Vater und Mutter in dem kleinen Landhause Alexandria in Gesellschaft ihrer Gouvernanten, sahen im Laufe des Tages ihre Lehrer und die mannigfaltigen Spaziergänge des anmuthigen Landstädtchens, gehörten aber vom Mittagsmahle an dem kaiserlichen Gesellschaftskreise. Sie lernten hier allmälig die bunte Menge kennen, die den Hof ausmacht, Männer besonders, die sie nur den Namen nach bis jetzt gekannt hatten, und erlebten die ersten Täuschungen des Lebens. Aber sie zollten auch denen vollkommene aufrichtige Anerkennung, die es verstanden, die jugendlichen Gemüther durch Geist in der Unterhaltung zu fesseln.

In dem engeren kaiserlichen Kreise war die Politik fast immer wie die laufenden Geschäfte vom Gespräche ausgeschlossen; der Kaiser erlaubte nicht einmal, daß selbst diejenigen sie berührten, in deren Händen sie lagen, wenn es Ort und Zeit nicht gestatteten. So war denn der Geist der Unterhaltung stets ein heiterer, unbefangener; es war eine allem Glanze des Thrones

und allen Lasten der Krone weit entrückte Familie, in die einige Freunde gezogen wurden, welche die kostbaren Augenblicke der Freiheit zu theilen verstanden. Die Kinder bereiteten oft dem sorgenvollen Vater und der kränklichen Mutter eine Ueberraschung. Sie führten lebende Bilder auf und wählten dazu des Kaisers Lieblingsstücke; sie spielten Theater und zwangen den ernsten Vater zum lächelnden Beifall, als er den fünfzehnjährigen Konstantin als Friedrich den Großen in einem Lustspiele nach Umständen vortrefflich sah. Die Töchter besonders schmückten seine Cabinete mit Gemälden eigener Hand und eigener Composition, und der Vater freute sich mehr darüber, als über die Meisterwerke eines Horace Vernet und Gudin.

Niemand dachte an eine Verheirathung dieser beiden Prinzessinnen, am Allerwenigsten die Großfürstin Alexandra. Da kam im Sommer dieses Jahres der Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen zum Besuch der kaiserlichen Familie nach Peterhof. Dieser Prinz, der kurfürstlichen Linie angehörig, war der Sohn des Landgrafen Wilhelm, der, an die Schwester des damaligen Königs von Dänemark Christian VIII. verheirathet, seit lange in Kopenhagen lebte. Christians VIII. einziger Sohn war seit 1841 zum zweiten Mal kinderlos verheirathet und bot wenig Hoffnung, den Thron seinen Nachkommen zu hinterlassen; so eröffnete sich unter günstigen Umständen diesem Prinzen die Aussicht auf den dänischen Königsthron. Der Prinz war nicht von so hoher Gestalt wie der Kaiser, der Großfürst Michael, der Thronfolger und der Herzog von Leuchtenberg, aber es war ein stattlicher junger Mann, von heiterem, offenen Gesichte. Er theilte mit der kaiserlichen Familie das Peterhofsche Leben, das Lager, die Manoeuvres, die Ausfahrten und die kleinen Abendgesellschaften und Bälle, die der Kaiser seinen Kindern gestattete. Auf diesen ragten die beiden

Großfürstinnen aus der ganzen Gesellschaft wie zwei höhere Wesen über alle anderen hervor. Der Prinz mochte ohne die Absicht gekommen sein, eine Verbindung mit dem russischen Hofe anzuknüpfen; zwei solche fürstliche Gestalten konnten jedoch nicht unbemerkt, nicht ohne den mächtigsten Eindruck auf ihn bleiben. Die jüngere Alexandra ahnte in ihrer Bescheidenheit am wenigsten, daß der Prinz von ihrer Erscheinung am meisten gefesselt sei, und suchte seinen Blicken eher auszuweichen als zu begegnen. Sie wollte es kaum glauben, als sie erfuhr, daß des Prinzen Werbung ihr gelte und nicht ihrer älteren Schwester. Als aber der Gedanke sich ihrer bemächtigt hatte, schien sie überaus glücklich darüber zu sein und schrieb im Drange ihres Herzens in einem für das Ausland bestimmten Briefe: „Ich bin so glücklich, daß mir Nichts zu wünschen übrig bleibt.“ Der Prinz konnte aber, durch Verhältnisse gebunden, seine Heimath nicht so leicht mit Petersburg vertauschen, als es der Herzog von Leuchtenberg vermocht, und die Großfürstin hatte die sichere Aussicht, nach ihrer Verheirathung ihre Vaterstadt verlassen und einen bleibenden Wohnsitz auf dem dänischen Eilande aufschlagen zu müssen.

Der erste und natürlichste Wunsch der Mutter und der Tochter war, jenes Insellland nicht ohne eine genauere Kenntniß seiner inneren Verhältnisse zu betreten. Die Großfürstin zog sich daher nach der Abreise ihres Bräutigams von Neuem zu ihren Studien zurück, um den dänischen Hof, an dem sie in Zukunft leben sollte, in seiner geschichtlichen Entwickelung und seinen heutigen Bestandtheilen näher kennen zu lernen. Es war die erste Tochter des Kaiserhauses, die ganz vom heimathlichen Heerde getrennt werden sollte und zwar in ein Land, das bis jetzt noch keine Familienverbindung mit Rußland eingegangen war. In der Weltgeschichte nimmt Dänemark keinen hervorragenden Platz

ein, und das Interesse einer Prinzessin kann nicht besonders dadurch gefesselt werden. Bei aller Bildung, die das Land unter dem Schutze der Regierung allmälig durchdrungen hat, ist des Dänen Sinn doch mehr auf die See gerichtet, die er an allen Grenzen seiner Heimath erblickt und noch jetzt als das alte normännische Vaterland ansieht. Die Flotte ist sein Stolz und sein Ruhm, seine größten Männer sind Seehelden. Die Großfürstin hatte bis dahin kaum eine Meinung über das Land gehabt. Sie erblickte jetzt Alles in einem rosigen Lichte. Als Jemand von der Schönheit des Bosporus bei Konstantinopel sprach, stimmte sie zwar bei, fügte aber neckend hinzu: „Und doch nicht so schön als der Sund bei Kopenhagen." Ein anderes Mal war die Rede von den Kunstschätzen des Louvre, und sie fiel ein: „Und doch nicht so reich wie die Frauenkirche mit den Meisterwerken Thorwaldsens." Sie genoß das Glück ihrer Zukunft schon in den Träumen der Gegenwart, eine karge Entschädigung für den größten Verlust, der sie bedrohte: Sie hatte erfahren, daß sie am Sunde ein Landhaus im Sommer beziehen würde, das aus der Mitte der schönsten Buchen und Eichen so auf das Meer blickte, wie Peterhof, der Ort ihrer besten Erinnerungen, auf den finnischen Meerbusen. Dorthin trug sie ihre Phantasie stundenlang; sie schaltete und waltete dort, sah ihre Freunde aus Petersburg anlangen und bewirthete sie gastlich.

Wenn sie aber selbst es nicht ahnte, daß bei ihrem geträumten und wirklichen Glücke die Keime des Todes in ihrer schönen Brust höher und höher schossen, so konnte es doch den Umgebungen nicht entgehen. Denn die blühende Braut wurde blaß, ihr schöner Gesang, zu dem die Liebe sie jetzt mit Macht trieb, erstickte unter einem vernichtenden Husten, und sie mußte zu ihrem größten Schmerze auf diese holde Gabe ver-

zichten. Es entstand ernstlich die Frage, ob die Hochzeitsfeier nicht um ein ganzes Jahr verschoben werden müsse; aber zu dieser wichtigen Berathung der Aerzte wurde der scharfe Blick des Doctor Mandt unglücklicher Weise vermieden. Niemand wagte zu entscheiden, ob es Blindheit, oder willen- und gedankenlose Unterwerfung unter den allerhöchsten Willen war, die die Heirath im Januar des Jahres 1844 zuließ. In den letzten Herbst- und Wintermonaten ergriff die Großfürstin ihre Studien über Dänemark mit einem nicht zu ermattenden Eifer und ließ sich in ihren glücklichen Träumen nicht stören, als sie mit historischer Sicherheit erfuhr, daß jener Hof mehr als jeder andere in einem unheilvollen Netze von Ränken und Cabalen gefangen wäre. Der Bräutigam erschien gegen Weihnachten und die Vorbereitungen zum feierlichsten Lebenstage begannen; aber in ihrem Zustande war keine Besserung zu bemerken, und die Krankheit schien jetzt ihr selbst zum betrübenden Bewußtsein zu gelangen. Sie blickte auf den Hochzeitstag mit dem gerechten Wunsche, daß er schon vorüber sein möchte, denn ihre Kräfte schienen ihr nicht zu genügen und der Leser kennt aus unserer Beschreibung solcher Tage, wie sie mehr als ermüdend sind.

Die Stadt freute sich indessen auf die Festlichkeiten des Januar; denn gleichzeitig mit Alexandra Nikolaewna sollte auch die Vermählung der zweiten Tochter des Großfürsten Michael, Elisabeth Michaelowna, mit dem Herzoge von Nassau gefeiert werden. Diese Großfürstin war fast um ein Jahr jünger als die kaiserliche Braut, blühend, und von kräftigerem Körperbau, als jene, weniger lebhaft, besonnen, aber reich begabt, und sie theilte mit ihrer Cousine einen lebendigen Sinn für Musik. Sie war mit ihren beiden Schwestern in dem Michaelow'schen Palaste unter den Augen ihrer erhabenen geistvollen Mutter erzogen

worden, hatte den Winterpalast nur bei feierlichen Gelegenheiten betreten und die wenigen Stunden in den Gemächern ihrer Cousinen verbracht. Alle drei Schwestern standen daher dem unvermeidlichen Glanze des Thrones ferner, ihre Erziehung war in einer einfacheren Atmosphäre, als die der Hofluft, vollendet, und alle drei standen der Wirklichkeit des Lebens näher. Der Großfürst Michael war ein einfacher, anspruchsloser, biederer Mann, der erste und treueste Diener seines kaiserlichen Bruders, der sich ohne allen äußeren Glanz am glücklichsten fühlte. In dieser Tochter malten sich des Vaters Züge so unverkennbar ab, wie die des Kaisers in der Herzogin von Leuchtenberg. Da des Großfürsten Familie sich auf diese drei Töchter beschränkte, so hätte er gern gesehen, daß sie verheirathet in seiner Nähe geblieben wären; aber er gab seinen Segen eben so von Herzen auch für die von ihm Scheidende. Elisabeth brauchte sich ihren künftigen Wohnsitz am Rheine nicht durch die Phantasie zu verschönern, es giebt kaum auf Erden ein schöneres Land als Nassau, und die verständige Großfürstin Elisabeth wußte diesen Vorzug als ein besonderes Glück zu schätzen. Am sechszehnten Januar sollte die Trauung Alexanders, am neunzehnten die der Elisabeth erfolgen, und die ganze Stadt wollte sich bei diesen Feierlichkeiten betheiligen, die Kaufmannschaft durch eine bleibende wohlthätige Stiftung, der Adel und die große Welt durch eine mimische Vorstellung von Wieland's „Oberon" im Palaste des Großfürsten Michael. Den fünfzehnten Januar, den Tag vor der Hochzeit, war die Großfürstin Alexandra noch eifrig mit ihren Studien beschäftigt und schloß dieselben nur ungern für die nächsten Wochen. Gegen ein Uhr Mittags hielten die italienischen Sänger der Oper eine Probe der Stücke, welche sie während des großen Gastmahls singen sollten, alle von der Wahl der Großfürstin

selbst, darunter das schöne Quintett aus Donizetti's „Lucia.“ Sie war während des Gesanges tief erschüttert, und man bemerkte, daß es die Musik nicht allein war, die ihr Thränen auspreßte.

Die Ceremonien, welche die Trauung begleiteten, sind ganz dieselben, wie sie der Leser schon kennt, und brauchen darum hier nicht wiederholt zu werden. Unter den Tausenden der geladenen Gäste, welche die Säle füllten, waren aber viele, die die hohe Braut heute zum ersten Male sahen, und diese wurden von der blassen, kränklichen Gestalt erschreckt. Doch erschien sie am anderen Morgen in ihrer gewöhnlichen Heiterkeit und grüßte mit ihrer Alles gewinnenden Herzlichkeit. Als nun die Trauung der Großfürstin Elisabeth in Gegenwart derselben Gesellschaft erfolgte, wollten Viele auch an dieser Braut eine ungewöhnliche Blässe bemerkt haben. Der Januar ist an der Newa der kälteste Monat, und er war gerade in jenem Jahre ungewöhnlich hart. Es waren nicht allein schwächliche Naturen, die in Folge der ermüdenden Feste, Bälle, Gastmähler erkrankten, sondern selbst kerngesunde erlagen den Anstrengungen. Den Schluß aller Feierlichkeiten machte die mimische Darstellung des „Oberon“ im Michaelow'schen Palaste. Was die Schönheit und prachtvolle Ausstattung aller Mitwirkenden betrifft, so hat die Welt schwerlich etwas Gleiches gesehen, und Wieland würde erstaunt sein, seine kühnsten Phantasien in der Wirklichkeit an Pracht noch überboten zu sehen. Was ganz Rußland an Perlen, Diamanten, Smaragden, Rubinen und Saphiren besitzt, sah man an jenem Abende in dem Palaste glänzen. Manche Frauen trugen für mehrere Millionen Edelsteine an sich, und man behauptete, daß mehrere europäische Länder im Verein deren nicht so viel aufweisen könnten. Dieser kaiserliche Glanz in den Sälen des Palastes wurde gehoben und

belebt durch den schönsten Gesang der Italiener, eines Rubini, Tamburini, der Viardot und Grisi; man schien in einem nicht irdischen Reiche zu sein und vergaß, daß außerhalb des Palastes hoher Schnee lag und siebenzehn Grad Kälte herrschten. Und mitten in diesem Glanze sagte die neuvermählte Großfürstin zu Jemandem aus ihrer Umgebung: „Wie sehn' ich mich nach Ruhe, wie freue ich mich auf mein stilles Cabinet, auf meine Beschäftigungen." Der Herzog von Nassau verließ mit seiner jungen Gemahlin Petersburg schon nach kurzer Zeit, noch im tiefsten Schnee, aber Alexandra Nikolaewna bezog mit ihrem Gemahl einen ruhigen Flügel des Winterpalastes und schien sehr glücklich in ihren alten Gewohnheiten. Die wenigen Personen, die sie jetzt noch sahen, fanden eine auffallende Veränderung in dem ganzen Wesen; es war nicht allein die jugendliche Frische spurlos verschwunden, auch ihre Gemüthsstimmung schien durch ein unsichtbares Uebel gedrückt und die sogenannten Flitterwochen durch tiefes Leiden verdrängt; Alles deutete auf eine Zeit bitterer Schmerzen und harter Prüfungen für die ganze kaiserliche Familie. Der gesprächige Mund der Gesellschaft schwieg bald von der Herrlichkeit der vergangenen Feste und man flüsterte sich im Vertrauen, aber auch mit Entsetzen einige Worte über den unheilvollen Zustand der Großfürstin zu.

Bald folgten die Fasten, der Hof siedelte in den Anitschkow-Palast über und die Großfürstin folgte nur mit vieler Mühe. Die Aerzte gestanden jetzt ein, daß sie ernstlich krank sei, keineswegs aber lebensgefährlich, und setzten die Hoffnung auf ihre vollkommene Genesung in das Alles belebende Frühjahr, so daß man am Hofe zwar bekümmert, aber keineswegs ängstlich erschrocken war. In der Stadt aber gingen die schwärzesten Ahnungen, die schlimmsten Prophezeiungen von Mund zu Munde,

von Haus zu Haus, und man möchte behaupten, daß die Stimme des Volkes oft richtiger urtheilt, als die Weisheit der erfahrensten Aerzte.

In dieser Zeit bestand der Großfürst Konstantin seine letzte Prüfung in Gegenwart der ganzen kaiserlichen Familie; die Großfürstin hatte sich lange darauf gefreut, diesen Abenden beiwohnen zu können, weil sie für diesen Bruder eine besondere Verehrung hatte; denn Beide hatten die lebendige Empfänglichkeit für Musik, denselben offenen Sinn für Natur und die heilige Begeisterung für große historische Gestalten. Seit Jahren verbrachten sie jeden Abend eine halbe Stunde zusammen, sich ihre Tages-Erlebnisse zu erzählen, die neuen Bekanntschaften mitzutheilen, die sie auf ihrem Unterrichts-Gebiete gemacht hatten, und jetzt blieb die Großfürstin von diesen wichtigen Abenden ausgeschlossen — zu ihrem großen, gerechten Schmerze. Sie fühlte, daß sie kränker sei, als sie es bis jetzt geglaubt. Die Kaiserin blieb die ganze Fastenzeit in der Nähe dieser Tochter; wurde aber auch von den Aerzten beruhigt und auf das Frühjahr vertröstet. Der Kaiser pflegte trotz aller Geschäfte kranke Mitglieder seiner Familie drei-, viermal des Tages zu besuchen und sich über den Zustand mit eigenen Augen zu unterrichten, aber auch sein scharfer theilnehmender Blick wurde über die Gefahr seiner Tochter getäuscht. Zu Ostern zog der Hof in den Winterpalast zurück, aber die Großfürstin mußte in Anitschkow zurückbleiben. Dieser Umstand brachte die Stadt in fieberhafte Bewegung und man klagte die behandelnden Aerzte offen an. Der Anitschkow-Palast steht gewöhnlich, wenn die kaiserliche Familie ihn verlassen hat, verödet, und das Publicum geht gedankenlos vorüber; jetzt sah man ihn den ganzen Tag von Tausenden umlagert, die Etwas über das Befinden der hohen Kranken erfahren wollten. Bald sollten Hof und Stadt mit

Schrecken aufgeklärt werden. Der Kaiser hatte eine Reise nach London beschlossen, die der Stadt freilich ein Geheimniß bleiben sollte. Der ganze Hof mußte zu diesem Zwecke erst nach Zarskoe-Selò übersiedeln, und Tags darauf wollte der Kaiser in aller Frühe geräuschlos seinen Weg zu Lande antreten. Die Großfürstin konnte natürlich bei diesem Umzuge nicht in der Stadt zurückbleiben, zumal alle Hoffnung ihrer Genesung auf die Landluft gesetzt war. Der Doctor Rauch, der behandelnde Arzt der Großfürstin, war aber an jenem Tage verhindert, seine hohe Kranke selbst auf das Land zu begleiten und ersuchte seinen Collegen Markus, dies Geschäft an seiner Stelle zu übernehmen. Markus und Mandt mußten während des Kaisers Abwesenheit in der Nähe der Kaiserin und der Großfürstin Olga bleiben und wohnten daher regelmäßig mit dem Hoflager auf dem Lande, während Rauch sich nur zu gewissen Stunden und Tagen auf das Land begab. Alle anderen Mitglieder der Familie hatten ihre eigenen Aerzte, der Kaiser verschiedene, und auf seiner Reise nach London war er von Doctor Reinhold begleitet. Markus hatte die Großfürstin seit drei Monaten nicht gesehen und blieb jetzt entsetzt und sprachlos vor ihr stehen; sie war in diesem Winter bis zur Unkenntlichkeit verändert: es war die Blässe und die Mattigkeit einer langsam Sterbenden; statt der jugendlichen Heiterkeit, die man an ihr gewohnt war, sprach schon der tiefversteckte Tod aus ihr. Nachdem er selbst vom Schmerze der Theilnahme übermannt die Kranke nach Zarskoe-Selò begleitet hatte, begab er sich augenblicklich zum Kaiser und sprach es muthig aus, daß der hohe Herr seine Reise verschieben müsse, da die Großfürstin sicheren Schrittes dem Tode entgegen gehe. Der Kaiser frug, ob Markus Leibarzt seiner Tochter sei und ob dies Urtheil auf eine mondenlange Beobachtung sich gründe.

Markus mußte Beides verneinen, und der Kaiser befahl, daß die beiden anderen Aerzte Rauch und Scholz, der Geburtshelfer, morgen vor seiner Abreise in seinem Cabinete erschienen. Die beiden Herren trafen am anderen Morgen ein, ohne sich zuvor mit Markus besprochen zu haben, ja ohne zu ahnen, welche Anzeigen dem Kaiser durch ihren Collegen gemacht worden seien. Der Kaiser wandte sich zuerst an Scholz und fragte nach dem gesegneten Zustande der Großfürstin, und der Arzt antwortete, daß dieser bis jetzt seinen regelmäßigen Verlauf nehme. Dann fragte er Rauch über den Zustand der Brust und die Antwort lautete, daß dieser zwar nicht besser, aber auch nicht schlimmer sei. „Also kann ich reisen", entgegnete der Kaiser fragend, und da keine Antwort erfolgte, schritt er getrost seinem Wagen zu und fuhr ab. Scholz hatte erwartet, daß Rauch dem Kaiser ernstliche Vorstellungen machen und sich über die Gefahr muthig aussprechen würde, die Markus ohne Beider Mitwissen dem Kaiser angedeutet, ja verrathen hatte; er war über die Gleichgültigkeit seines Collegen bestürzt, versuchte sogar, den abreisenden Kaiser noch aufzuhalten und anders aufzuklären, aber der Wagen eilte mit der Schnelle einer Dampfmaschine davon. Scholz konnte bei allem Muthe dem Kaiser auch nicht mehr beantworten, als er gefragt worden war, und als herbeigezogener Geburtshelfer hatte er weder das Recht noch die Verpflichtung, Dinge zu berühren, die jenseit seines Amtes lagen. Rauch fühlte jetzt das Schwert des Damokles über seinem Haupte schweben und willigte ein, daß Markus seine Anzeige der Kaiserin mache, die freilich geschont werden mußte; denn sie war eben jetzt leidender als je. Die Kaiserin war aber gefaßt; denn seit lange wurde sie von Furcht ihrer Tochter wegen gequält und sie verlangte Gewißheit. Sie beschloß augenblicklich, den Doctor Mandt zu

Rathe zu ziehen, und suchte die Großfürstin einstweilen von den Vorurtheilen zu befreien, die man ihr gegen diesen Arzt eingeredet hatte. Mandt war in diesen Jahren der erste und einzige Arzt in Petersburg, der das Stethoskop bei Brustkrankheiten gebrauchte, und wurde von den anderen Aerzten deßhalb verspottet; es ist dabei jedoch nicht zu vergessen, daß die Franzosen diese deutsche Erfindung früher als wir zur allgemeinen Anerkennung gebracht haben. Die Großfürstin fügte sich folgsam den Bitten ihrer Mutter, und Mandt erschien am anderen Tage im Krankenzimmer mit den drei anderen Aerzten. Die Auscultation blieb ohne Resultat und der eine Lungenflügel zeigte nichts Krankhaftes, so daß die Anwesenden ihre Mienen schon zum Lächeln verzogen. Allein es erfolgte eine zweite Auscultation auf der zweiten Lunge, und Mandt ließ die Frage beantworten: „Wie haben Ew. Hoheit die letzte Nacht geschlafen?" Die Antwort war von einem entsetzlichen Rasseln im Inneren begleitet, das selbst den felsenfesten Mandt so erschreckte, daß er sein Instrument fallen ließ. Sie hatte selbst ihr Todesurtheil ausgesprochen. Mandt theilte das Ergebniß seinen Collegen lateinisch mit, um der Kaiserin den Schreck zu sparen; aber gerade diese räthselhafte Sprache fiel der hohen Frau auf; sie verlangte vollkommen über den Zustand der Tochter aufgeklärt zu werden. Man begab sich in das Cabinet der Kaiserin, und diese erfuhr nun aus dem Munde des Arztes, dem sie volles Vertrauen schenkte, daß die Großfürstin schwerlich zu retten sei, ja, daß der Kaiser nach einer mehrmonatlichen Abwesenheit sie vielleicht nicht mehr am Leben finden würde. Der nächste Beschluß war nun, dem Kaiser mehrere Boten auf verschiedenen Wegen nachzusenden, zu Wasser und zu Lande; Mandt selbst erbot sich, zu Wasser abzugehen und ihn aufzusuchen.

Der Kaiser hatte seit seiner Abreise von Zarskoe-Selò den Wagen nicht verlassen, war schon am fünften Tage in Berlin Alles überraschend eingetroffen und, nachdem er das Denkmal Friedrichs des Großen gesehen, mit Blitzesschnelle weitergeeilt, war also in London angelangt, ehe einer der beiden Boten deutsche oder ausländische Erde betreten konnte. Die Nachricht ereilte ihn telegraphisch in London; er verließ es nach sieben Tagen und reiste mit derselben Schnelle nach Hause zurück. Auf einer Station zwischen Köthen und Berlin erreichte ihn auf der Rückreise der zweite Bote, ein seinem Hause angehöriger Mann. Da der Kaiser den Berliner Zug abwarten mußte, ehe er weiterfahren konnte, hatte er sich aus dem Waggon begeben, um frische Luft zu schöpfen. Obgleich vom Bahnhof entfernt, wurde er doch von der neugierigen Menge bemerkt und umringt.

Die Aufmerksamkeit der Leute wurde gespannt und ging in Staunen über, als plötzlich ein einfach gekleideter Herr sich dem Kaiser näherte und bedeckten Hauptes ihn vertraulich ansprach. Das ernste Gesicht des Kaisers wurde bei jedem nächsten Worte sichtlich bewegter und sein großes Auge schwamm zuletzt in Thränen. Er umarmte mit warmer Herzlichkeit den Boten trauriger Nachrichten, gab ihm seinen Segen zur Reise, und schritt durch die Menge hindurch seinem Waggon zu, seiner sterbenden Tochter entgegen.

Die Großfürstin wohnte im neuen Alexanderpalaste zu Zarskoe-Selò neben ihrer Mutter, die den ganzen Tag an ihrem Bette saß und mit zerrissenem Herzen bemerkte, wie die Tochter in bester Hoffnung lebte, von ihrer Schwäche kaum etwas zu fühlen schien, sondern sich den schönsten Phantasien für die Zukunft hingab. Der unglückliche Doctor Rauch hatte die trostlose Ueberzeugung, gänzlich gefehlt zu haben, und fürchtete sich vor

der Ankunft des Kaisers wie vor dem jüngsten Gerichte; er gerieth in eine fieberhafte Unruhe und man war für eine Geistesverwirrung besorgt. Der Kaiser war aber weit menschlicher, als es das Volk wußte und glaubte; in wahrhaft christlicher Ergebung sah er nur eine Prüfung des Himmels, der sich der Höchste wie der Niedrigste unterwirft und für welche kein Mensch zur Rechenschaft gezogen wird. Rauch wurde nur seines Amtes, aber in allen Gnaden, entlassen. Nur der Gemahl der Großfürstin, der Prinz von Hessen, klagte laut über den Leichtsinn der Aerzte, die durch eindringliche Vorstellungen beim Kaiser die Hochzeit hätten verschieben können, um dadurch dies theure Leben zu retten. Er berief noch seinen eigenen Leibarzt aus Kopenhagen an das Krankenbett der Großfürstin, aber auch dieser sah kein Mittel gegen den Tod.

Kaiser und Kaiserin verbrachten jetzt die qualvollsten Wochen ihres ganzen Lebens; sie mußten sehen, wie das Leben dieser seltenen Tochter vor ihren Augen langsam und rettungslos dahinschwand. Die beiden Aerzte Markus und Mandt, sowie Scholz, entfernten sich in den nächsten Wochen kaum aus der Nähe der Kranken, und die beiden Majestäten saßen Tag und Nacht mit Thränen im Auge an deren Bette. Die Theilnahme des Volkes war unendlich groß, selbst die im Auslande reisenden Russen versagten sich in dieser Zeit jedes Vergnügen. Mit dem Anfange des Juli starben aber auch die Hoffnungen der Kranken plötzlich ab; denn ein viermonatliches Krankenlager hatte sie allmälig ganz entkräftet und sie sah ihrem Ende mit der Ruhe eines Engels, mit wahrhaft christlicher Ergebung entgegen; doch sprach sie den bekümmerten Eltern selbst den Trost ein, daß Gottes Rathschluß über sie der beste sei. Von allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie war nur der Großfürst Konstantin abwesend; eine See-

reise, wie er sie jeden Sommer machte, hatte ihn vom weißen Meere aus um das Nordcap und von da nach Kopenhagen geführt, wo er sich die vermeintliche zukünftige Wohnstätte seiner Schwester für den Winter und Sommer mit allen Einzelnheiten besah, um ihr recht viel darüber erzählen zu können. Er kam den 24. Juli nach Kronstadt zurück, fuhr von da in größter Eile nach Zarskoe-Selò, konnte aber an jenem Tage die geliebte Schwester nicht einmal sehen, weil man eine zu große Aufregung befürchtete, und sie schon im Hinsterben lag; doch lächelte sie noch einmal, als sie erfuhr, daß Konstantin morgen kommen würde. Als dieser am anderen Tage vor ihr erschien, hatte sie kaum die Kraft, ihm eine Hand zu reichen, und dieser erkannte nur mit Mühe die Schwester; es war ein anderes Gesicht, es war eine andere Stimme. Sie schien aufzuleben, als der Bruder ihr von dem Landsitze Bernstorff sprach, das er bei Kopenhagen gesehen. Sie schlief allmälig ein und erwachte erst mit vollem Bewußtsein am nächsten Tage. Jetzt war die Schwäche so groß, daß man ihren Tod mit jedem Augenblicke erwartete; und doch überlebte sie noch den Tag und die folgende Nacht. Ja am 28. schien das Leben zurückzukehren, und Allen, selbst den Aerzten, ging ein Strahl der Hoffnung auf; aber wie trügerisch! Es sollten zwei Leben auf einmal erlöschen. Um neun Uhr des Morgens gebar sie ruhig und ohne alle Schmerzen einen Sohn, den man gleich taufte und Wilhelm nannte. Die Mutter war überglücklich, die Stimme ihres Kindes gehört zu haben, das einzige Zeichen eines zweistündigen Lebens. Sie verlangte hierauf ein Frühstück und aß mit ungewöhnlichem Appetite. Ein fester Schlaf gab selbst dem Kaiser neue Hoffnung, aber der Doctor Scholz schüttelte sprachlos den Kopf. Nach vier Stunden erwachte sie von Neuem und sprach über das Glück, Mutter zu sein und die Stimme des Kleinen gehört zu haben.

Während der wenigen Worte wurde es finster vor ihren Augen und sie frug, wer im Zimmer sei. Die unendlich betrübte Gouvernante antwortete: „Vater und Mutter und der Priester." — „Vater", rief sie dem Kaiser entgegen, „legen Sie meine Kniee zusammen, ich will schlafen." Mit Mühe warfen die halbgeöffneten Augen Jedem noch einen Scheideblick zu; mit einer Stimme, die zwischen Röcheln und Seufzen erstickte, sagte sie: „Lebt wohl," und schlief ein, um nicht mehr zu erwachen. Jetzt rief man die anderen Geschwister ins Zimmer; die ganze kaiserliche Familie mit dem Priester kniete nieder und betete.

Die kaiserliche Familie trug nach zwei Tagen den Sarg mit dem einbalsamirten Körper durch den Garten in ein anderes Eckzimmer, das früher schon immer zur Kirche für das Stift bestimmt gewesen. Hier blieb er dem Publicum zwei Tage zugänglich und wer sie im Leben nicht gekannt hatte, der weinte mit allen ihren Freunden noch eine Abschiedsthräne. In ihrem eigenen Landauer Wagen wurde sie des Nachts, nur von der Familie begleitet, in die Stadt zur Festung geführt, wo man in größter Stille nach Ein Uhr anlangte. Auch hier blieb der Körper noch zwei Tage ausgestellt, dann folgte die Beerdigung mit allen dem Leser bekannten Ceremonien. Die kaiserliche Familie zog von da denselben Tag in das stille Peterhof, und die Kaiserin schloß sich in ihrem Schmerze mondenlang von der Welt ab. Sie verbrachte die traurige Zeit fast ausschließlich im Briefwechsel mit theilnehmenden Personen des Auslandes, und mußte erstaunen, wie weit die Trauer um die Verblichene sich erstreckte. Der voriges Jahr so glücklich überraschte Bräutigam verließ die Wiege und das Grab seines Geschickes als Wittwer und nahm nur seinen Schmerz und seine Thränen mit in die Heimath.

Es verbreitete sich jetzt die Meinung, daß das theure Leben der Großfürstin Alexandra gerettet worden sei, wenn sie, wie ihre Cousine, gleich nach der Hochzeit das rauhe Klima des Nordens verlassen hätte, und man pries jene Großfürstin Elisabeth glücklich, sich an den schönen Ufern des Rheins zu befinden. In der That versäumten die meisten Petersburger Reisenden es nicht, sie in ihrem Paradiese aufzusuchen und sich von ihrem Glücke zu überzeugen. Fast Alle, die von dort zurückkamen und sie in Biebrich oder auf der Platte besucht hatten, fanden sie heiterer und anmuthiger als zuvor, und suchten die Ursache dieser Erscheinung in dem milden Klima. Vater und Mutter sahen fast täglich von dort Zurückgekommene und genossen das Glück ihrer Tochter in den Erzählungen der Reisenden. Das Elternpaar war deßhalb wie vom Donner gerührt, als die telegraphische Nachricht anlangte, daß ihre geliebte Tochter am 28. Januar, dem Hochzeitstage Alexandra's, mit dem neugeborenen Kinde verschieden sei; genau sechs Monate nach ihrer Cousine. Kaum wollte man in Petersburg solcher Schreckensnachricht glauben. Gleich einer Kassandra hatte die Kaiserin mit prophetischem Geiste nach der Hochzeit ihrer Tochter Maria gefühlt, daß dem so glücklichen Familienkreise herbe Veränderungen bevorständen; denn auch der Herzogin von Leuchtenberg war ein Kind gestorben. Das großfürstliche Paar hatte also nicht einmal den Trost, der Sterbenden die Augen zugedrückt zu haben, und konnte, auf die Folter der Erwartung gespannt, allmälig erst die Umstände und Ursachen ihres plötzlichen Todes erfahren. So folgte in der Hauptstadt eine Trauer der anderen auf dem Fuße nach, und das sonst so fröhliche Petersburg erschien den ganzen Winter hindurch finster und schwarz. Denn es war nicht blos eine sogenannte Hoftrauer wie in anderen Ländern, wo Fürst und Volk himmelweit

von einander entfernt stehen; es zeigte sich jetzt klarer als je, daß die kaiserliche Familie das Haupt einer großen Familie sei, und daß die Trauer die ganze Gesellschaft Petersburgs von selbst ergriffen habe.

Von Peterhof begab sich die kaiserliche Familie nach Gatschina und verbrachte den Herbst in stiller Einsamkeit. Die Aerzte schrieben der Kaiserin vor, bei ihrer Schwäche diejenigen Personen zu vermeiden, die der Verstorbenen besonders lieb und theuer gewesen waren; denn die hohe Frau erschöpfte sich in Thränen und Aufregung, und Ohnmachten erfolgten fast täglich. Sie war daher auf ihren gewöhnlichen Hofstaat im Umgange beschränkt, und diese Umgebungen unterhielten sie durch ernsthafte Lectüren und vermieden im Gespräche Alles, was an die Selige erinnern konnte. Aber ein Hausfreund des Winterpalastes ging nach seiner Rückkunft aus dem Auslande geradezu in das Vorzimmer der Kaiserin und ließ sich, ohne das Verbot der Aerzte zu kennen, anmelden. Die hohe Frau fiel in eine neue Ohnmacht, als sie den Namen desselben hörte, und der Kammerdiener schickte nach dem Kaiser. Dieser errieth, als er den erschrockenen Mann im Vorzimmer sah, was der Kaiserin zugestoßen sei, bat aber nach einiger Zeit den Hausfreund doch in das Cabinet und ließ ihn von seiner Reise erzählen. Aber mitten in seinen Mittheilungen unterbrach ihn der Kaiser selbst: „Sie sollen im Besitz eines herrlichen Briefes sein, den Alexandra Nikolaewna Ihnen voriges Jahr nach Paris geschrieben hat.“ Jener griff hierauf nach seinem Taschenbuche und nahm besagten Brief heraus. Der Kaiser las ihn selbst der Kaiserin vor, Beide benetzten ihn mit ihren Thränen und drückten ihn ans Herz. Als der Kaiser den Brief zurückgab, sagte er: „Ich fühle täglich mehr, wie viel wir verloren haben.“ Der Brief war nicht allein der Ausdruck von

Geist und seltenem Gemüthe, sondern es spiegelte sich die jugendliche Heiterkeit, ein kindlich religiöses Vertrauen und eine wunderbare Anmuth darin ab. Es war nicht allein ein Verlust für die kaiserliche Familie und für Solche, die sie gekannt; es war ein Verlust für die Menschheit. Alle Höfe sind reich an Perlen und Diamanten, aber eine Erscheinung wie diese Großfürstin ist seltener als die reinsten und größten Diamanten. Der Herzog von Nassau hat der verstorbenen Großfürstin Elisabeth ein herrliches Denkmal in der griechischen Kapelle errichtet, die sich über dem Nerothale bei Wiesbaden erhebt, und der Bildhauer Hopfgarten hat ihre Züge in Marmor verewigt. Aber auch in dem stillen Zarskoe-Selò blieben einige Erinnerungen an die Großfürstin Alexandra zurück. Das Zimmer, in welchem sie starb, ist in eine griechische Kapelle verwandelt, und diese schmückt ein Heiligenbild, das ihre schönen Züge trägt. Im Garten sieht man noch die Hütte, wo sie die Schwäne am Teiche fütterte; aber es waren schwarze, die nach und nach verschwunden sind. Nicht weit davon steht ein Marmorbild, das an sie erinnern soll; es ist ein Werk der Frömmigkeit, aber ohne künstlerischen Werth!

## Siebentes Kapitel.

# Palermo.

Trauriger Gesundheitszustand der Kaiserin. — Olivuzza, die Villa Butera. — Die Gesellschaft der Kaiserin. — Die Großfürstin Olga Nikolaewna Braut. — Tagesordnung und Unterhaltungen in Palermo. — Der Carneval. — Bedenkliche Krankheit der Kaiserin in Neapel. — Der königliche Hof. — Die Kaiserin ist verhindert Rom zu sehen. — Ostern in Neapel. — Aufenthalt in Florenz.

---

Nach einem vollen Jahre der Thränen und der Trauer war die Gesundheit der Kaiserin vollkommen erschöpft, und die Aerzte drangen in den Kaiser, die hohe Frau in ein ausländisches Bad zu schicken. Aber in welches? war die schwer zu beantwortende Frage. Man mußte ebenso viel Rücksicht auf das trübgestimmte Gemüth als auf die vollkommene Nervenzerrüttung nehmen. Man weiß, daß gerade damals die Reisen ins Ausland den Russen sehr erschwert wurden, und was der Kaiser seinen Unterthanen verbot, pflegte er selbst seiner Familie nicht zu erlauben; die Aerzte hatten auch seit Jahren beobachtet, daß eine Sommerbadereise durch die plötzliche Rückkehr nach Petersburg in die schlimmen Herbstmonate allen Gewinn an Gesundheit wieder einbüße, und verlangten deßhalb vom Kaiser die Abwesenheit der Kaiserin für ein ganzes Jahr. Einem solchen Verlangen versagte der Kaiser

anfangs entschieden seine Einwilligung; ein ganzes Jahr die kostbaren Augenblicke seines Familienglückes zu entbehren, war ihm zuviel zugemuthet, zumal in diesem Sommer der Großfürst Konstantin eine längere See- und Landreise antreten sollte. Das liebe Peterhof erschien ihm ohne seine Gemahlin, trotz des Cadettenlagers und der Manoeuvres, die jene Zeit ausfüllten, wie eine Oede. Außerdem aber sah er die Kaiserin ungern im Auslande weilen, da es seinen eigenen Anordnungen zu sehr entgegen lief. Ein Aufenthalt in der Krimm war übrigens auch nicht möglich, da das Schloß Orianda noch nicht fertig war und dies schöne Land noch zu sehr aller Wohlthaten der Civilisation entbehrte. Der Weg von Petersburg bis nach der Krimm ist zwar nicht so weit wie der nach Palermo, aber voller Beschwerden und ohne alle Abwechslung. Die Landstraßen jenseit Moskau waren in einem trostlosen Zustande; ja der Kaiser selbst mußte in jenem Frühjahr 1845 auf einer Reise von Warschau nach Kiew ganze Strecken zu Fuß zurücklegen, da die Wagen im Kothe stecken blieben. Aus solchen und vielen anderen Gründen mußte der Kaiser zuletzt sich selbst für das Ausland entscheiden; aber die Aerzte waren noch uneins, wohin? Als endlich Palermo genannt wurde, trat der Kaiser von Neuem zurück, denn nicht allein war die Entfernung zu groß, sondern die Reise berührte auch zu viel Länder und Residenzen und legte zu viel lästige Rücksichten auf. Mandt, der diesen Gedanken zuerst ausgesprochen hatte, verfolgte ihn jedoch siegreich selbst gegen den Kaiser, der zuletzt mit finsterer Stirn seine Einwilligung gab, und dem Arzte als letzte Erklärung sagte: „Sie haben mich gezwungen, daher Sie mir über den Ausgang mit Ihrem Gewissen Rechenschaft ablegen werden.“

Der Kaiser besuchte zuerst das Innere Rußlands, und ging Ende September von Tschuguief ab, um das bis dahin unbe-

kannte Italien mit der Kaiserin zusammen zu bereisen; eine neue, reizende, aber nur zu flüchtige Bekanntschaft. Dies Unternehmen wurde auch in vielen anderen Kreisen laut getadelt und Mandt dabei Gegenstand harten Angriffs. Auch die Berliner Aerzte waren nicht damit einverstanden und prophezeiten wenig Erfolg. Mandt ließ sich durch Nichts irre machen und führte die hohe Gesellschaft muthig vorwärts über München, den Brenner, Mailand, Genua, Neapel nach Palermo. Allein schon der Anfang dieses Unternehmens wurde von sichtlichem Erfolge gekrönt; die Kaiserin lebte auf, sobald sie die Alpen im Rücken hatte, und in Genua söhnte sich der Kaiser mit dem gebieterischen Arzte aus. Der ewig angestrengte Monarch wurde in gleicher Weise anders gestimmt, seine sorgenvolle Stirn in italienischer Luft glatt. In Genua traf der Kaiser einen seiner alten Staatsdiener, den Marquis Paulucci, den er freundlich als ehemaligen Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, jetzt von Genua, aufnahm. Am 10./22. October traf man in Palermo beim schönsten Wetter ein und der Kaiser bedankte sich bei Mandt für den ärztlichen Rath. Die Reise war glücklich abgelaufen und der Kaiser mußte eingestehen, daß der Himmel hier heiterer, die Luft milder als im Sommer in Peterhof sei. Der October besonders ist unter dem sechszigsten Grade in der Gegend der Newa und des finnischen Meerbusens ein ungesunder, naßkalter Monat; Schnee und Nebel streiten sich um den Vorrang; Alles eilt vom Lande in die geheizte Stadt; oft vergeht dieser Monat ohne einen Sonnenstrahl. Palermo, zweiundzwanzig Grad südlicher und um neunzehn Längengrade westlicher gelegen, bietet eine ganz andere Welt dar. Die wunderbaren Bergformen, die glühende Farbe, in der sich Land und Stadt zeigt, die goldenen Orangen, die ganze Ebenen schmücken, Alles hielt den Kaiser gefesselt, und er bedauerte, nur kurze Zeit

hier verweilen zu können. Die Kaiserin war durch eine eifrige Lectüre über das Land hinlänglich unterrichtet, und doch waren ihre Erwartungen übertroffen. Sie sah vom Schiffe aus, als sich dasselbe dem Ufer näherte, eine lange Reihe buntgekleideter Mädchen, welche die schönsten Rosen und südliche Blumen in Fülle verkauften, hinter denselben einen Zug Esel, mit Orangen und Melonen belastet; der lebendige südliche Ausdruck aller Gesichter und im Hintergrunde ein Kranz von Bergen in den seltensten Formen, vor Allem aber der Monte Pellegrino, alles Das brachte die hohe Frau zu einem lauten Ausruf des Entzückens. Ihre Wohnung war aber nicht in Palermo, sondern in dem nahegelegenen Borgo, Olivuzza genannt, etwa eine Viertelstunde von der Stadt. Der Weg dahin führt zwischen Gartenmauern, Brunnen und mehreren Denkmälern aus arabischer Zeit hin. Immergrünende Baumgänge mit den reizendsten Seitenblicken in das tiefere Land hinein bieten reichlich Unterhaltung, während der Weg sonst nicht sehr belebt ist; doch begegnet man zu jeder Tageszeit einigen Reitern auf Maulthieren.

Olivuzza besteht fast nur aus Orangengärten mit stattlichen Landhäusern, die den Winter über leer stehen. Fast alle diese Villen sind aus Marmor aufgebaut und Eigenthum großer Familien in Palermo. Manche künden eine verfallene Größe an, andere sind neue Emporkömmlinge. Für die Kaiserin war die Villa Butera eingerichtet, die weder zu den schönsten noch zu den größten gehörte, aber doch im Inneren manche nordische Bequemlichkeit enthielt. Denn die Fürstin Butera war russischen Ursprunges, geborene Fürstin Schachawskay. Monate vor der Ankunft der Kaiserin hatte man sie in den Zustand gesetzt, daß sie während des Winters geheizt werden konnte, ein für die Sicilianer unerhörtes Bedürfniß. Das Klima Palermo's und

Siciliens ist etwa dasselbe wie von Rhodus und Madeira. Selbst in den Wintermonaten sinkt die Wärme selten unter neun Grad Réaumur, und im heißesten Sommer steigt sie nicht über vierundzwanzig. Plötzliche Uebergänge von Wärme zur Kälte sind ganz unerhört, und der größte Theil der Einwohner kennt die Einrichtung der Oefen nur der Sage nach. Man staunte daher, als die ganze Villa Butera noch vor Ankunft der Kaiserin zum Heizen eingerichtet wurde, und in der That verbrauchte die russische Colonie in jenen Wintermonaten mehr Holz in Olivuzza als ganz Palermo. Der Nordländer ist weniger abgehärtet als der Südländer, und die Einwohner Petersburgs sind sogar im Vergleich mit Deutschland verwöhnt, um nicht zu sagen verweichlicht. Bei neun Grad Wärme ist der Italiener im Zimmer wie an der Luft leicht gekleidet, während Petersburg dann fast durch alle Häuser fünfzehn Grad bietet.

Die Villa war nur eben groß genug, die Kaiserin und die Großfürstin Olga aufzunehmen, alle anderen hohen Frauen und Herren waren in anderen, Nachbargebäuden untergebracht. Die Wohnung der Kaiserin hatte einen seltenen Blumenschmuck im Inneren und war von einem mäßigen Garten umgeben, der selbst in den Wintermonaten in vollster Blüthe stand. Kein Baum warf seinen Schmuck ab, es waren alle Kinder des Südens und schienen der hohen Frau des Nordens mit einem ewigen Frühlinge entgegen zu kommen. So war ein Traum erfüllt, der sie durch das ganze bisherige Leben begleitet hatte. Ihre Blicke waren stundenlang auf den Pellegrino, auf die dunkelgrünen Ebenen, auf die Gluth der Orangen gerichtet, und sie schien in und von Luft zu leben. Sobald die Dunkelheit einbrach und die Aerzte ihr das Zimmer anwiesen, wurde sie trauriger gestimmt und ging sich gleich einem Kinde weigernd in die vier

Mauern zurück. Nach einigen Wochen war sie so viel stärker und voller geworden, daß sie wieder ein Armband anlegen konnte, das für ihre zarten Glieder in Petersburg zu weit geworden war. Wer sie bei ihrer Abreise von Petersburg gesehen, und jetzt im December wieder erblickte, mußte eingestehen, daß sie um zehn Jahr jünger und kräftiger aussehe. Der Kaiser benutzte seinen kurzen Aufenthalt, die Umgegend Palermo's mit dem Prinzen Albrecht von Preußen kennen zu lernen, wiewol auch dazu nur wenig Zeit blieb; denn der Reichskanzler Graf Nesselrode, sowie Graf Orlof waren mit ihm, und zweimal die Woche brachten Couriere aus Petersburg solche Geschäfte, die des Kaisers eigener Bestätigung bedurften. Auf der Rückreise stattete er zuerst dem Könige von Neapel einen Besuch ab, verweilte dann in fieberhafter Thätigkeit fünf Tage in Rom, schrieb über den Eindruck, den die ewige Stadt auf ihn gemacht, einen langen wunderbaren Brief an die Kaiserin, und verbrachte mehrere Tage in Wien, unter den damaligen politischen Gestaltungen in weniger goldenen Laune als in Sicilien. Anfangs Januar war er wieder in Petersburg, wo ihn zwanzig Grad Kälte empfingen, denen selbst sein riesenartiger Körperbau, nachdem er Sicilien gekostet, nicht zu widerstehen vermochte. Die Kaiserin verlebte während der Zeit Tage der Wonne, so weit solche ohne ihren Gemahl möglich waren; denn auch der König beider Sicilien, Ferdinand der Zweite, hatte Alles aufgeboten, was in seinen Kräften stand, um dem hohen Gaste den Aufenthalt auf dem trinakrischen Eilande erwünscht zu machen. Er hatte die Legion lästiger Bettler widerlichen Ansehens aus Stadt und Umgegend entfernt, einen Theil seines prachtvollen Marstalles der Kaiserin überlassen und unterhielt mehrere geschickte Polizeibeamte in der Nähe, die gewissenhaft über die Sicherheit der hohen Frau wachten. Er selbst

erschien von Zeit zu Zeit, um sich zu überzeugen, daß seine Fürsorge den Dank des hohen Gastes verdiene.

Der König wie die Königin Therese, Tochter des Erzherzogs Karl von Oesterreich, wichen jedoch in ihrem ganzen Wesen zu sehr von der Kaiserin ab und hätten die harmlose Geselligkeit auf der Insel eher gehemmt als gefördert; denn am Hofe zu Neapel herrschte die strenge Form der früheren Jahrhunderte, die dem Bedürfnisse der Kaiserin schnurstracks entgegenlief. Beide Theile fühlten das sehr lebhaft, und überließen sich gesondert ihren Gewohnheiten. Es fehlte aber keineswegs an Besuchen in Olivuzza. Nach der Abreise des Kaisers erschien der Großfürst Konstantin mit seinem Gefolge und einem Geschwader russischer Schiffe, auf demselben befanden sich die ausgezeichnetsten Seeofficiere und ein herrliches Militärmusikcorps, das sich jeden Tag im Garten der Kaiserin hören ließ, wie in Zarskoe-Selò und Peterhof; ferner erschienen der Kronprinz von Württemberg, die Prinzen Alexander und Georg von Preußen, ein Fürst Windischgrätz, und selbst mehrere Privatreisende wurden in den Kreis der Kaiserin geladen. Aber auch ohne allen Fremdenbesuch war der tägliche Gesellschaftskreis der Kaiserin ein sehr ausgewählter; er enthielt alle Elemente, die wohlthätig auf Geist und Gemüth einwirken konnten.

Am nächsten stand der Kaiserin die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Alexandrine, jüngere Schwester der Kaiserin, mit ihrer Tochter, der Prinzessin Louise. Die beiden Schwestern waren seit dem Jahre 1817, wo Prinzessin Charlotte Preußen verließ, nur bei Besuchen in Berlin zusammengekommen, und genossen jetzt das Glück des Beisammenseins wie vor vielen Jahren in der Kindheit. Sie führten jetzt beide denselben Namen Alexandra, und die Kaiserin wurde für Schwester und Nichte

in dem traulichen Familienkreise von Neuem Schwester und Tante Charlotte. Die Großherzogin war frischer und stärker von Gesundheit als die Kaiserin und besaß eine leidenschaftslose Ruhe des Charakters, ein tiefdeutsches Gemüth, ein Wohlwollen, das sich mit jeder Bewegung des Mundes verrieth, so daß sie für die kranke Kaiserin die Hauptstütze wurde und deren Leiden wie Freuden schwesterlich theilen konnte. Sie wohnte mit ihrer Tochter, der Prinzessin Louise, und einem kleinen Hofstaate in der Villa des Herzogs Serradifalco, dicht neben der Kaiserin, erschien aber schon des Morgens früh bei derselben und verließ sie selten vor elf Uhr des Abends. Die Prinzessin Louise, zwei Jahre jünger als die Großfürstin Olga, war ganz im Sinne ihrer Tante erzogen, fremd den steifen Förmlichkeiten, in denen sonst deutsche Prinzessinnen kleiner Höfe gehalten wurden, von natürlichem Frohsinn der Jugend, offen, mit einer gewissen Schwärmerei für Natur und Kunst, und durch die Reise in eine glückliche Stimmung versetzt. Die tägliche Gesellschaft ihrer Tante und des Gefolges war ihr eben so neu, als die große Natur Siciliens, und sie suchte mit Eifer sich über die Geschichte des Landes, wie über die seltenen Pflanzen zu unterrichten, hörte in der Gesellschaft auf jedes Wort, überließ sich aber auf Ausfahrten und Spaziergängen der ausgelassensten Fröhlichkeit.

Auch der Großfürst Konstantin kam von seiner orientalischen Reise nach Palermo, und der hohe Kreis umringte in den ersten Tagen den jungen Wanderer ausschließlich, der seiner Mutter nicht genug erzählen konnte von Konstantinopel, von Brussa, den griechischen Inseln und dem Berge Athos. Seine Erzählungen wurden durch ein Album belebt, in welchem er eigenhändig eine Menge historischer Orte gezeichnet hatte. Er unternahm im Januar eine Reise um und durch ganz Sicilien, sah die Schauplätze der

altgriechischen Geschichte, denen seine Jugend Thränen der Begeisterung gewidmet hatte, brachte durch seine Mittheilungen über Messina, Catania, den Aetna, Syrakus, Malta und Girgenti neuen Stoff in die Abendunterhaltungen und erweckte die lebhafteste Sehnsucht in dem Herzen seiner Mutter, einen Theil der Insel kennen zu lernen. Leider untersagten die Aerzte ihr jede weitere Ausfahrt, selbst in den Umgegenden Palermo's, und so mußte sie darauf verzichten, den am Morgen die ganze Insel überschattenden Riesen, den Aetna, zu sehen. Es war dies jedoch nicht der einzige Kummer, der sich in die harmlose Zeit des Aufenthaltes stahl. Nächst diesen zwei hohen Personen war die Großfürstin Olga, die zweite Tochter der Kaiserin, den ganzen Tag in der Nähe der Mutter. Diese Prinzessin war damals unbestritten die schönste weibliche Erscheinung Europa's und bewegte sich in Sicilien, wie später im übrigen Italien, unter den alltäglichen Gestalten gleich einem idealen griechischen Götterbilde. Das Volk, wie der Künstler voll Schönheitssinn, blieb staunend stehen, wo sie sich blicken ließ. Für den Italiener war die hohe Gestalt durch ihre blonden Locken, das milde blaue Auge und den Schnitt des Gesichtes doppelt neu; ihr Gang war majestätisch, wie der einer Juno, aber die Sanftheit und Anmuth einer raphaelischen Madonna verklärten ihre Züge beim Sprechen. Sicilien und Italien mußten eingestehen, daß der Norden in dieser Schöpfung an idealer Phantasie den Süden überflügelt habe. Vielleicht war sie damals schöner als je, weil in Palermo ihr Herz endlich gewählt hatte und die erste Liebe aus ihren Zügen sprach. Der Kronprinz von Württemberg hatte sich während des kurzen Aufenthaltes in Palermo mit ihr verlobt, aber zu einer öffentlichen Erklärung erwartete man ebenso die Zustimmung des Kaisers wie des Königs. Beiderseits erfolgte sie

an Einem Tage und für die Großfürstin unter seltsamen Umständen. Der ganze kaiserliche Hof wurde im Februar in eine Kirche eingeladen, um der Einkleidungsfeier einer jungen Fürstin zur Nonne zuzusehen. Die Kaiserin vermied es, sich einer inneren Aufregung auszusetzen, aber die anderen hohen Frauen wohnten mit ihrem ganzen Gefolge diesem erschütternden Schauspiele bei. Da gelangte in dem Augenblicke der symbolischen Grablegung der Nonne ein Brief in die Hände der Großfürstin Olga, die die Schriftzüge ihres Vaters erkannte, welche die junge Braut in einem Augenblicke segneten, wo eine andere der Welt abstarb. In erklärlicher Sehnsucht und Erwartung des Bräutigams verging ihr nun der italienisch-sicilische Frühling, dessen schönste Blüthe sie selbst war, ohne es zu ahnen.

Der hohen fürstlichen Gesellschaft stand aus dem Gefolge der Baron Peter Meyendorf am nächsten. Er war damals russischer Gesandter in Berlin, der kaiserlichen Familie in Italien begegnet und vom Kaiser mit der Begleitung seiner hohen Gemahlin betraut worden. Ein Mann von seltener Bildung des Geistes und Herzens, wie für den Umgang der Kaiserin geschaffen. Er hatte die ursprünglich militärische Laufbahn mit der diplomatischen vertauscht, wozu seine vielseitigen Kenntnisse, die Gewandtheit seiner Rede und Feder ihn berechtigten. Die neueren Sprachen waren ihm fast alle geläufig, die alten keineswegs fremd; Geschichte wie Mathematik, schöne Künste und Literatur nahmen sein Interesse gleichmäßig in Anspruch; in seinem Salon zu Berlin fand man die ehrwürdigen Häupter der Wissenschaft und Hochschule zusammen mit den Künsten des Gesanges, der Malerei und den erfahrenen Staatsmännern Europa's. Seine Familie gehörte zu den ältesten der Ostseeprovinzen und Deutschlands; Papst Clemens II. war derselben entsprossen. Aber sein Aeußeres

war schlicht und bieder, ohne Stolz und Unterthänigkeit, jedem freundlich entgegenkommend, daher in Berlin allgemein verehrt am Hofe wie an der Universität. Seine bisherige Stellung hatte ihn von den vertraulichen Hofkreisen immer ferngehalten, sein Name war der Kaiserin wohl bekannt, aber die seltenen Eigenschaften seines Inneren waren ihr fremd geblieben. Allein die erste Unterhaltung der Kaiserin mit diesem Manne zeigte ihr, daß ein solcher bis jetzt ihr gefehlt; und so blieb er an dem kleinen Hofe der Kaiserin während des Aufenthaltes in Sicilien wie in Italien bis zur Rückkehr nach Petersburg.

Die schwierigste Aufgabe für die Reise wie für den Aufenthalt in Italien und Sicilien war dem Grafen Schuwalof zu Theil geworden. Als Hof- und Reisemarschall hatte er nicht nur für die hohen Herrschaften, sondern auch für das ganze Gefolge zu sorgen, und dies schwere Geschäft befand sich unter seiner Leitung in den besten Händen. Die Familie Schuwalof taucht zuerst unter Peter dem Großen auf, glänzt in verschiedenen Zweigen unter der Kaiserin Elisabeth und gehört seit jener Zeit zu den hervorragendsten in Petersburg. Der genannte Hofmarschall war im Auslande erzogen, hatte bei verschiedenen Gesandtschaften gedient, war eben so russisch als ausländisch gebildet, kannte Italien, Frankreich, Deutschland eben so gut wie die Heimath und schien daher für diesen Posten wie geschaffen. Liebenswürdig, höflich und dienstfertig gegen Jedermann, erwarb er sich den Ruhm, Alle, auch die hohe Frau selbst, zufriedengestellt zu haben. Nach manchem ermüdenden Tage verbrachte er noch die Nächte unter sauren Arbeiten, verzichtete auf alle Gesellschaft und Erholung, ohne sein freundliches Gesicht im Geringsten zu verändern. Seine ewige Geschäftigkeit hielt ihn von dem kleinen Gesellschaftskreise der Kaiserin gänzlich entfernt. Neben dem Grafen

Schuwalof stand noch der Graf Apraxin, Generaladjutant des Kaisers und auf dieser Reise der erste Cavalier der Kaiserin, der ihre Ausfahrten begleitete und auf denselben alle persönlichen Dienste besorgte. Auch diese Familie glänzt seit Peter dem Großen in verschiedenen Zweigen des Staats- und Kriegsdienstes. Der Großadmiral der russischen Flotte zur Zeit Peters des Großen hieß Feodor Apraxin; Stephan errang im siebenjährigen Kriege den Sieg bei Großjägerndorf. Der hier genannte war ein schlichter, anspruchsloser Mann, der kaiserlichen Familie mit Leib und Seele ergeben, aber ohne größere Bedeutung. Die beiden dem Leser schon bekannten Aerzte, Mandt und Markus, wohnten nicht in Olivuzza, sondern in Palermo, mehrere Werst von der Kaiserin Aufenthalte entfernt. Russische wie ausländische Zeitungen schrieen damals laut über das zahlreiche Gefolge der Kaiserin, und doch ist außer den Genannten schwerlich noch Jemand anzuführen. Die Marschallstafel, wo sich das Gefolge der Großherzogin von Mecklenburg und des Großfürsten Konstantin mit dem kaiserlichen täglich zusammenfand, zählte kaum zwanzig Gedecke.

Eine Kaiserin von Rußland konnte nicht ohne eine Staatsdame sein, und diese war vertreten in der Fürstin Soltikof. Auch diese Familie gehörte zu den glorreichsten Rußlands und galt, wie die der Narischkin, für verwandt mit der kaiserlichen; denn Pauline Soltikow war an den Zar Iwan, Bruder Peters des Großen, verheirathet, also Mutter der Kaiserin Anna Iwanowna. Diese Fürstin war eine geborene Dolgorucky, Schwester des in Ungnade gefallenen Oberstallmeisters, Basil Dolgorucky. Die Staatsdame hatte etwas sehr Einfaches in ihrer Erscheinung, ihre Gesellschaft war mehr theilnehmend als anregend; aber sie verstand ihren Platz auszufüllen, ohne die Anderen zu hindern, dasselbe zu thun. Bei allen liebenswürdigen Eigenschaften ihres

Geistes und Herzens stand sie in Palermo der Kaiserin nicht so nahe, als ihr hoher Rang es erwarten ließ; die Kaiserin brauchte ruhig anregende und unterhaltende Gesellschaft. Die jahrelange Freundin der Kaiserin, die Gräfin Katharina Tiesenhausen, war darum das Haupt ihres weiblichen Gefolges, besonders jetzt in Italien wichtiger als je, da sie dieses Land am besten kannte. Die nächste Hofdame war Barbara Nelidof, um jene Zeit noch eine gefeierte Schönheit des Hofes. Sie trat mit Würde und Anstand auf; feine Züge malten ihr etwas blasses Gesicht aus, dem zwei große schwarze Augen und ein wunderbar geschnittener Mund einen besonderen Reiz verliehen. Sie sprach wenig, beobachtete um so mehr, nicht allein die Anderen, vielmehr am meisten sich selbst, und gab sich darum in der Unterhaltung nicht die kleinste Blöße. Ihr Interesse ging leicht in auflodernde Begeisterung über. Bisweilen blickte aus ihren Zügen eine tiefliegende Schwermuth flüchtig heraus und verlieh dem anziehenden Gesichte einen neuen Reiz. Sie lebte in Palermo von der ganzen Gesellschaft am zurückgezogensten. In Begleitung der Großfürstin Olga war noch ein älteres Fräulein Akulof, welche die Gesellschaft durch ihre Naivetät täglich unterhielt.

Im Gefolge des Großfürsten Konstantin ragte der dem Leser hinlänglich bekannte Admiral Lütke über Alle hervor, obgleich das russische Geschwader viel interessante Officiere zählte. Würde man zu den genannten Personen noch die ganze Dienerschaft hinzurechnen, so könnte der ganze kaiserliche Hof gegen vierzig Köpfe gezählt haben, eine sehr mäßige Zahl für eine Kaiserin Rußlands.

Ein großer Theil des Gefolges fühlte sich nicht so glücklich in Sicilien, wie die Kaiserin. Der größte und glänzendste Hof der Welt war mit einem Stillleben vertauscht, das den meisten fremd war; die schöne Natur blieb manchem gleichgültig, ihre

Geschäfte und ihre Stellung waren anders als im Winterpalaste, es fehlte ihnen an Bekanntschaften und Gesellschaft, und sie klagten mitten im Glücke der Kaiserin über Langeweile. Der einzige Graf Schuwalof, der hier gerade so in Anspruch genommen war, wie in Petersburg, machte eine Ausnahme. Man sann auf Unterhaltung, auf Zeitvertreib, und kam auf den Gedanken, kleine Lustspiele aufzuführen. Die Kaiserin gab gern ihre Zustimmung, allein Mandt verbot es mit dictatorischer Strenge, weil er Aufregung für die Kaiserin fürchtete. Er erwartete jedenfalls von der strengen ruhigen Lebensweise eben so viel Erfolg für die hohe Kranke wie von dem milden Himmel; er sah es nicht gern, daß der König von Zeit zu Zeit einen Besuch in Olivuzza abstattete. Die hohe Frau fühlte sich in folgender Tagesordnung glücklich und täglich gesunder und stärker. Sie stand während der Wintermonate um acht Uhr auf, verwandte auf ihre Toilette kaum wenige Minuten und erschien in dem kleinen Garten an der Villa zuerst zu einem Spaziergange und hierauf zum Frühstück in freier Luft. Hier empfing sie nur ihre Verwandten und Kinder. Das Wetter war ihr dabei so günstig, daß sie im Laufe mehrerer Monate nur einigemal des Morgens ihr Zimmer hüten mußte. Sie gönnte mit der größten Freundlichkeit dem übrigen Gefolge seinen Petersburger Morgenschlaf. Nach einer Stunde zog sie sich zur Besorgung ihrer Correspondenz in ihr Cabinet zurück. Dann erschien mit ihrer Familie zusammen der Baron Meyendorf mit den wichtigsten politischen Nachrichten, und ersparte ihr Zeit und Mühe, selbst die Zeitungen zu lesen. Die folgende Zeit bis zum zweiten Frühstück galt ausschließlich einer ernsteren Unterhaltung. Schon vor der Ankunft des Großfürsten Konstantin hatte sie sich eifrig mit der Geschichte Siciliens und Italiens beschäftigt; die lebhaften Darstellungen des Groß-

fürsten von dem Orient erregten in ihr den Wunsch, Italien und besonders Rom in allen Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Sie ließ sich deßhalb jetzt regelmäßig Vorträge über Rom halten, um in der ewigen Stadt nicht das Opfer lästiger Ciceronen zu werden. Diese Morgenunterhaltungen fanden nur im kleinen Kreise der hohen Familie statt. Aber nach denselben versammelte sich das ganze russische Olivuzza im Garten der Kaiserin; das Musikcorps spielte seine besten Sachen, und in Bellini's Vaterlande erschollen deutsche und russische Melodien neben den sicilianischen Volksliedern. Gewöhnlich wurde eine Ausfahrt besprochen, die leider für die Kaiserin nicht über die nächsten Umgebungen hinausgingen. Aber sie war überglücklich, in freier Luft fahren zu können und von glühenden Bergen und dunklem Grün sich umgeben zu sehen in einem Monat, den sie in Petersburg meistens im Zimmer verbringen mußte. Nach solcher Ausfahrt ruhte sie noch eine Stunde vor dem Mittagsmahle, das unter strenger Aufsicht der Aerzte stand, und zu dem sie nur wenig Gäste laden ließ. Des Abends blieb der kleine Kreis von Neuem wieder zwei Stunden beisammen, und gegen Elf hatte sich Alles schon zur Ruhe begeben. Da ganze fünf Monate in dieser Eintönigkeit vergingen, so sollte man glauben, daß die Zeit für die Kaiserin zuletzt doch zu lang geworden wäre; sie dachte jedoch nur mit Unruhe an das Ende derselben. Alles, was an Hofetiquette erinnern konnte, war entfernt. Alle Cavaliere gingen im Civiloberrock aus und ein, ausgenommen war die Marschallstafel, wo Herren und Damen zugleich erschienen. Die Stunden, die im Winterpalaste der öftere Wechsel der Toilette verschlang, galten hier der Ruhe und unterhaltender Beschäftigung; in diesem neuen Lande und Leben verlangte selbst ihr Tagebuch mehr Zeit als in Petersburg, da sie sorgfältig alles

Erlebte, alles Neue eintrug, um sich nach Jahren noch in die einzelnen Tage der Vergangenheit zurückversetzen zu können. Ihr Gefolge benutzte die Freiheit, um das Theater und die Gesellschaft von Palermo fleißig zu besuchen; und diese bot Alles auf, den nordischen Gästen das südliche Leben recht rosig erscheinen zu lassen.

Man eröffnete die Winterzeit mit einem Casinoballe, zu welchem zwanzig Fräulein, die schönsten der Stadt, auserlesen waren. Sie erschienen in sicilianischem Costüme, safrangelben Kleidern, weißen Schürzen, gestreiften Strümpfen, Korallenketten an Hals und Händen, und frischen rothen Rosen um ihr Rabenhaar geflochten, tanzten die Tarantella mit Castagnetten und einer gazellenartigen Leichtigkeit. Gleich darauf erschienen zwanzig Knaben als donsche Kosaken gekleidet, und zeigten nicht weniger Geschicklichkeit für russische Tänze. Aber ganz Europa sollte im Tanze vergegenwärtigt werden, und so folgten Walzer, Polken, Quadrillen, Ecossaisen, von den zwanzig kosakisch-sicilischen Paaren ausgeführt, und zuletzt wurde nach diesen theatralischen Vorstellungen das ganze Publicum in die Reihen gezogen, und die ganze Nacht hindurch getanzt. Bald darauf erboten sich mehrere Familien Palermo's, die russische Gesellschaft in ihre Häuser oder Paläste aufzunehmen. Denn neben viel gesunkenen Größen und verblichenen Namen gab es auch viele fürstlich ausgestattete Häuser. Für das erste galt das der Familie Monteleone, Nachkommen von Fernand Cortez. Ihr Palast liegt in der Mitte Palermo's, und der Saal, den sie der Gesellschaft eröffneten, wird durch eine bronzene Büste von Fernand Cortez geschmückt. Der Palast versetzt die Gäste durch seine eigenthümlichen Einrichtungen in das sechszehnte Jahrhundert; die Familie besitzt noch große Ländereien in Mexiko. Wenn diese Familie durch geschichtliche

Erinnerungen über alle anderen hervorragt, so war die des Herzogs di Colobria durch ihren Reichthum allen anderen überlegen. Der Saal ihres Marmorpalastes konnte über achthundert Personen fassen und setzte den Fremden durch die Pracht der Wände und des Fußbodens, die mit allen Halbedelsteinen Siciliens geschmückt waren, in Erstaunen. Dieser Pracht des Hauses entsprach die Bewirthung, die selbst die verwöhntesten Ansprüche befriedigte. Die junge Herzogin war des Hauses größte Zier, eine reizende Florentinerin, fesselnd durch ihre Erscheinung, lebhaft in ihrer Unterhaltung, die in der Ueberfülle ihres Glückes nur einen Gram kannte, neun Jahr kinderlos verheirathet zu sein.

Da die Kaiserin allen diesen Festen entsagen mußte, und dadurch die Hoffnungen der Palermitaner, die hohe Frau in ihrer Mitte zu sehen, herabstimmte, so erging eine feierliche Einladung der Stadt an dieselbe, wenigstens an einem Sonntage zum Carneval zu erscheinen. Die unerbittlich strengen Aerzte ließen sich diesmal erweichen und der Himmel schickte einen Frühlingstag, wie ihn im Norden sich kaum des Dichters Phantasie schaffen kann. Ein Blumenduft durchwehte Stadt und Gegend und der blaue Himmel weidete sich an der Ruhe des blauen Meeres. Die Ungeduld pochte ebenso in Palermo, die Kaiserin zu sehen, wie in den Herzen der nordischen Gäste, einen südlichen Freudenrausch zu erleben. Die beiden Hauptstraßen Palermo's, Toledo und Maqueda, die sich in rechten Winkeln durchschneiden, waren der Schauplatz des Carnevals, und die vier Ecken derselben, von den schönsten Palästen gebildet, waren nicht allein von Menschen überfüllt, sondern bildeten Magazine, ja ganze Vorrathskammern von Blumen und besonders Veilchen, mit denen man die Kaiserin zu überraschen gedachte. Die Balkons in Palermo sind breit und so lang wie das ganze Stockwerk, und

jedes Haus zählt deren soviel als Etagen. Durch beide Straßen hindurch waren alle Balkons besetzt, als ob man einen Angriff erwartete oder einen Sturm beabsichtigte, aber zu Waffen dienten nur Blumen und besonders Veilchensträuße; denn es war dem Publicum auf das Strengste untersagt, nach der Kaiserin mit Frituren zu werfen. Vom frühen Morgen an waren Balkons und Häuser angefüllt, aber es blieb Alles ruhig, trotz der lebhaften Erwartung. Schlag drei Uhr begann es wie ein aufgeregtes Meer sich zu bewegen; die Kaiserin mit ihrer Schwester, Tochter und Nichte fuhren in großen vierspännigen Galawagen langsam von Olivuzza aus dem Getümmel entgegen, der Großfürst Konstantin mit seinen Freunden in einfacher Kalesche, der einige Munitionswagen von Confecten und Blumen folgten. Sie wurde vom Jubel betäubt, und ihr Wagen hatte die Mitte der Stadt noch nicht erreicht, als sich schon ein Berg von Blumen aus dem Wagen heraus erhob, und die Fülle des Veilchenduftes sie zu überwältigen schien. Vor dem Palaste des Herzogs Serradifalco hielt sie einige Minuten an, um einen Blick in die beiden Straßen zu werfen, und dann begab sie sich auf den Balkon des genannten Palastes, der zur Aufnahme ihres ganzen Gefolges bereit stand. In Kurzem war der ganze Balkon von Blumen überschüttet und der Duft für ihre schwachen Nerven zu mächtig. Gleich jenem indischen Schäfer, der sich eine Quelle wünschte, darauf das Thal überschwemmt sah und mit seiner Heerde sich auf die Berge flüchten mußte, ging sie eine Etage höher auf den Balkon, um weniger erreicht werden zu können und um selbst Blumen und Confecte unter das Volk zu werfen. Jetzt wurde der Andrang vor dem Hause fürchterlich; denn um jede Blume, jedes Confect, das sie geworfen, stritt sich Bauer und Edelmann, Herr und Dame, und es kam bald zu blutigen

Scenen. Da wandten sich plötzlich alle Blicke einem neuen Schauspiele zu. Ein Schiff, mit zwei Masten und Segeln ausgestattet, bewegte sich auf acht Rädern, von sechszehn Pferden gezogen, langsam dem Platze zu. Acht bunt gekleidete Matrosen und ein Capitain befanden sich auf demselben; sie waren aus den ersten und reichsten Familien Palermo's gewählt; unter den Fenstern der Kaiserin hielten sie an. Nachdem das Schiff in Zeit von zehn bis zwölf Minuten seinen Vorrath an Confecten verschossen hatte, öffnete sich auf dem Verdecke ein Kasten, und aus demselben hob sich ein Berg der schönsten Blumen empor, die das ganze Eiland um jene Zeit, Mitte Februar, hervorbringt. Da waren außer Rosen und Veilchen die ersten Mandel- und Orangenblüthen, Myrthen und Lorbeeren. Alle flogen sicher hinauf auf den Balkon, wo die Kaiserin stand, und viele zierten in den nächsten Tagen ihr Cabinet. Aber sie wurde von dem Dufte, wie von dem Getümmel von Neuem betäubt, und mußte sich auf kurze Zeit zurückziehen, um neue Kräfte zu sammeln. Jetzt kam ein zweites Schiff, ebenso ausgerüstet, wie das erste, das jetzt ganz entladen sich langsam entfernte. Das erste hatte die Straße mit dem schönsten Blumendufte erfüllt, das zweite setzte aber noch mehr in Erstaunen; denn mit den Veilchen und Rosen stieg auch die russische Nationalhymne empor, und Niemand konnte errathen, wer die verkleideten Sänger waren, welche die nordischen Worte so rein aussprachen. Die Officiere des russischen Geschwaders hatten der Kaiserin diese Ueberraschung bereitet und sich selbst das Vergnügen gegönnt, den Carneval einmal unter Blumen statt auf Eis und Schnee zu feiern. Es folgte noch eine Ueberraschung über die andere, allein die Kaiserin mußte für diesmal darauf verzichten, denn allmälig begann der Tag zu schwinden und mit demselben ihre Kräfte.

Doch blieb es in ihrem Leben ein unvergeßlicher Tag, der sie auf zwei Stunden nicht allein in die frischeste Jugend und Kindheit zurückversetzt, sondern zugleich ihre kühnsten Träume verwirklicht hatte. Sie hatte die ausgelassenste Lust und Freude einer ganzen Stadt, ja eines ganzen Landes gesehen, einen Frühlingstag erlebt, der die schönsten Blumen, ihre Lieblinge, vor ihren Füßen aufgethürmt hatte; sie war mit Tausenden zusammen froh, ja glücklich gewesen.

Palermo hatte gezeigt, daß seine fürstlichen Paläste weder an innerem Glanze noch an gastfreundlicher Aufnahme hinter den nordischen zurückständen, daß aber sein öffentliches Volksleben von einem ewigen Frühlinge und von dem tiefblauen und doch heiteren Himmel begünstigt sei. Und doch ist das eigentliche sicilianische Volk eben so arm, wie das russische; aber der Reiche wie der Arme vergessen ihre Noth auf Stunden und Tage leichter im Süden, als im Norden, wo selbst das leichte Leben jeden Tag seine Kämpfe zu bestehen hat, und selbst die Freude frostig erscheint. Die Kaiserin hatte die Gewohnheit, nach frohen Festen in Petersburg die Stifte, die Hospitäler und die Armenhäuser zu besuchen, die unter ihrem Schutze standen, durch ihr Erscheinen Trost und Hülfe und Hoffnung dahin zu bringen, wo die Feste des Hofes und der Stadt ihren Reichthum nie verschwendeten. In Palermo war dies nicht möglich; sie schickte daher am folgenden Tage außer den zehntausend Francs, die sie monatlich unter die Armen vertheilen ließ, noch andere zehntausend, damit der frohe Geist des Volkes die ganze Woche hindurch lebendig bleibe.

Dies Fest war auch das Ende ihres ruhigen Aufenthaltes in Olivuzza; vier Monde waren jetzt seit ihrer Ankunft wie ein Traum, wie ein Rausch vergangen, sie selbst glich einer neu auf-

blühenden Pflanze und konnte mit Recht sagen, daß sie vier Monate wirklich gelebt und ihr Dasein genossen habe. Die Aerzte erwogen jetzt lebhaft die Frage, wie lange sie noch bleiben solle. Der ursprüngliche Plan war gewesen, mit dem Großfürsten Konstantin zusammen nach Rom zu gehen, drei Wochen mit dem begeisterten jungen Manne alle Schätze der ewigen Stadt zu besehen, und dann eben so lange in Neapel zu verweilen. Das glückliche Eiland kennt keinen Winter wie Florenz und Rom, keine Stürme wie Neapel, sondern nur einen ewigen Frühling von kurzen Regengüssen begleitet. Neapel erscheint eben so rauh, besonders im März, nach Palermo, wie München, Wien nach Mailand oder Venedig. Rom schien den besten Uebergang von Palermo nach Neapel zu bilden. Allein dieser Plan zerschlug sich, der Großfürst mit seinem Gefolge reiste in den nächsten Tagen allein nach Rom und der kleine Kreis der Kaiserin war nun merklich stiller geworden. Mit diesem Großfürsten war auch der Kaiserin Seelenruhe, ihre Unbefangenheit schon dem Norden entgegengezogen, und eine leise Wehmuth überschlich sie, wenn sie allein im Garten spazierte und die herrliche Magnolie, die Palme, die Zierden ihres Aufenthaltes, ansah.

Ihre Augen ruhten oft auf diesen Bäumen, den stummen Freunden und Zeugen ihres ländlichen Glückes, und es entstand der Wunsch, einige Orangenbäume aus Olivuzza nach Petersburg überzusiedeln, die ein lebendiges Andenken an die dort verlebte Zeit sein sollten; und dieser Wunsch wurde erfüllt. Nach der Abreise des Großfürsten gönnte man ihr noch zwei Wochen in Olivuzza und dann sollte unmittelbar der Besuch in Neapel erfolgen. Das Gefolge freute sich nach dem stillen Aufenthalte zu Olivuzza auf die große geräuschvolle Residenz, auf den glänzenden Hof und die noch glänzenderen Feste, fand schon im Voraus

die Umgebungen malerischer, das Klima besser als die von Palermo, während die Kaiserin sich nach Rom sehnte und das geräuschvolle Leben gern vermieden hätte, das sie doch unfehlbar an der Newa wiederfand. Sie unternahm in den letzten Tagen noch einige Fahrten nach der Stadt, wo sie das alte normännische Schloß, die Wiege des zweiten Friedrich des Hohenstaufen, sowie das Grab desselben in dem großartigen Dome besah, durchschnitt die Stadt in allen Richtungen, sagte allen den einzelnen Plätzen, wo sie gern verweilt, Lebewohl, und fuhr in der ersten Hälfte des März der alten Parthenope entgegen.

Die königliche Familie hatte ihr das erste Stock im Schlosse eingeräumt und begnügte sich mit dem zweiten; denn der Aufenthalt war nur auf eine, höchstens zwei Wochen berechnet, weil man wenigstens drei Wochen in Rom zuzubringen gedachte. Die Kaiserin nahm mit der Großfürstin Olga den Flügel des Schlosses ein, der die Aussicht auf den buntbewegten Meerbusen und den Vesuv bietet; sie konnte auf dem langen, breiten Balkon nicht allein spazieren, sondern sich sogar in einem kleinen Rollwagen hin- und herziehen lassen. Der Lärm der schreienden Lazzaroni war hier geringer, als auf der Seite, die auf den Platz sieht, wo die Großherzogin von Mecklenburg wohnte. Das Serail in Konstantinopel, sowie das russische Gesandtschaftshotel daselbst bieten eine noch mannigfaltigere Aussicht, aber beide sind auch einzig in europäischen Hauptstädten, selbst das so oft genannte Lissabon darf sich nicht mit diesen beiden Nebenbuhlerinnen vergleichen. Der König hatte Alles aufgeboten, um dem hohen Gaste den Aufenthalt so angenehm wie in Palermo zu machen, ja der nachbarliche Vesuv schien höflich geworden zu sein und gab während der Anwesenheit der Kaiserin täglich und nächtlich die glänzendsten Feuerwerke. Kurz nach der Kaiserin

langte auch der Großfürst Konstantin aus Rom an und etwas später der Herzog Wilhelm von Mecklenburg, Sohn der Großherzogin. Der Familienkreis schien nun sogar noch vermehrt, aber Palermo mit seiner Ruhe und seinen herrlichen Freuden blieb für die Kaiserin entfernt, ja auf ewig verschwunden. Sie fühlte sich nicht so wohl, so glücklich, als sie gehofft; bei aller neuen Herrlichkeit, die Hof und Stadt ihr boten, war es für sie nur ein Vorgeschmack von Petersburg. Sie fuhr durch die geräuschvolle Straße Toledo, sie machte einen Spaziergang durch die Chiaja an einem Tage, wo der Frühling mit Macht aus den Bäumen sich herausdrängte, sie sah mit Staunen stundenlang vom Balkon dem für sie neuen Schauspiele des Vesuvs zu; aber Nichts war im Stande, ihr die Stimmung von Olivuzza zurückzugeben.

Nachdem sie die Stadt herzlich begrüßt hatte, war ihr erster Wunsch, Pompeji zu sehen. Der König konnte sich die Ehre und Freude nicht versagen, den hohen Gast selbst dahin zu begleiten und durch die Stätte des Alterthums zu führen; so langte die Gesellschaft beider Höfe, gegen hundert Personen, in der todten Stadt an. Die Kaiserin, jetzt an der Seite ihres Sohnes Konstantin und der Großfürstin Olga, war von den Ruinen gefesselt, durchwanderte zu Fuß mit Lust und Liebe die Straßen, setzte sich in einigen Gebäuden, wie in der Wohnung des Sallust, nieder, ließ sich die Einrichtung der Privathäuser wie der Theater erklären und schien ihre Sehnsucht nach Palermo vergessen zu haben. Sie hatte so viel Kraft, denselben Abend noch zwei Stunden an ihrem Tagebuche zu arbeiten; ja sie versprach, die ganze Gesellschaft am nächsten Tage bis an den Fuß des Vesuvs zu begleiten und einige Tage später einem königlichen Balle beizuwohnen. Aber der nächste Morgen brachte die Nachricht, sie sei unwohl, der zweite Tag die Meldung, sie sei krank, und am dritten

Tage sagte man laut und unverhohlen, ihr Leben hänge an einem Faden.

Der Schreck und die Besorgniß der königlichen Familie wie des Gefolges war gleich groß und wuchs täglich mehr, da selbst die Großherzogin und die Großfürstin Olga die Kaiserin nicht sehen durften und die selten sichtbaren Aerzte geheimnißvoll von Lebensgefahr sprachen. Aber den Aerzten wurde nicht mit Unrecht vorgeworfen, den März zum Aufenthalt in Neapel gewählt zu haben. Stechende Hitze wechselte mit Regenschauern und stürmischem Meere ab, und die Kaiserin konnte nicht von kleinen Unvorsichtigkeiten in ihrer Kleidung, ja in ihrer Diät freigesprochen werden. Man nahm zuletzt die Fahrt nach Pompeji als den Grund alles Uebels an, verzieh es aber dem gebieterischen Dr. Mandt nicht, dieselbe in den ersten Tagen zugelassen zu haben, da er doch in Palermo weit unschuldigere Unternehmen durch sein Machtgebot vereitelt hatte. Der königliche Hof wie die Verwandten der Kaiserin theilten die gleiche Verlegenheit, jetzt auf alle Ausfahrten verzichten zu müssen; ja man wagte sogar nicht mehr, sich aus dem Palaste zu entfernen, obgleich Niemand Zutritt zu der Kranken hatte. So verbrachte man in dem schönen Neapel zehn bis zwölf traurige Tage in gerechter Spannung und Furcht. Der Großfürst Konstantin unternahm es endlich, kurz vor seiner Abreise den Vesuv in größerer Gesellschaft zu besteigen. Auch theilte man endlich der langsam genesenden Kaiserin es mit, daß der Großfürst seine Abreise nicht länger verschieben könne, und so sah sie ihren Sohn nach vierzehntägiger Trennung nur wieder, um ihm Lebewohl zu sagen und ihn vor seiner Abreise nach Frankreich und Algier zu segnen.

Ein Kummer kam so zum anderen; sie konnte es nicht verschmerzen, Rom ohne den Großfürsten sehen zu sollen, und

nun hatte die Krankheit sie noch um seine Gesellschaft in Neapel betrogen. Der Großfürst selbst schied sehr niedergeschlagen von seiner Mutter. Endlich hieß es, die Kaiserin dürfe einzelne Personen ihrer Gesellschaft auf Viertelstunden sehen; Schwester, Tochter und Nichte wurden einzeln zu ihr zugelassen, und diese fanden sie sehr schwach, jedoch nicht hoffnungslos. Die zwölf Tage der Krankheit kamen der Kaiserin selbst wie ein schwerer Traum vor, aus dem ihr nur eine Erinnerung geblieben war. In der ersten Nacht hatte der regelmäßige Schlag einer Wanduhr ihre Ruhe gestört; sie ließ die gellende Glocke abnehmen, aber sie glaubte gespenstisch den Schlag des Hammers auch ohne Glocke durch die ganze Krankheit zu hören. Kaum wollte sie glauben, daß zwei Wochen verflossen seien, die der Gesellschaft drückender gewesen waren, als der bewußtlosen Kranken. Nur der Abschied vom Großfürsten war lebendig, aber kummervoll in ihrem Gedächtnisse geblieben. In den nächsten Tagen erlaubte man ihr für den Abend eine oder zwei Personen zur Gesellschaft, jedoch mit der Weisung an diese, die Kaiserin so wenig als möglich sprechen zu lassen und in der Unterhaltung jede Aufregung zu vermeiden. Der königliche Hof hatte gleich bei der Ankunft der Kaiserin eine Marschallstafel eingerichtet, zu der außer dem kaiserlichen Gefolge täglich die hervorragendsten Persönlichkeiten Neapels eingeladen wurden. Die Tafel zählte sechsunddreißig Stühle, und für jeden waren zwei Galadiener zum Aufwarten bestimmt; außerdem ein Hofbeamter des Königs, der die Gäste empfing und denselben die Plätze anzeigte. Die reiche geschmackvolle Kleidung dieser Lakaien, die Höflichkeit und Feinheit derselben, ihre Gewandtheit während des Dienstes hatten selbst den Kaiser Nikolai überrascht, sie mußten jeden an die bourbonischen Höfe des vorigen Jahrhunderts erinnern.

König Ferdinand II., damals sechsunddreißig Jahr alt, groß und stark von Gestalt, hatte in seinen Gesichtszügen Nichts, was an die bourbonische Abkunft erinnerte. Sein Auftreten, besonders im Frack, war bürgerlich schlicht und Nichts weniger als stattlich und imposant; auf seinem Gesichte stritten Gutmüthigkeit, Sinnlichkeit und Frömmigkeit um den Vorrang; seine Unterhaltung war karg, besonders in Gegenwart der Kaiserin, und er schien es selbst zu fühlen, daß seine Anwesenheit allein für die hochgebildete Frau des Nordens nicht hinreiche. Die Königin Therese, des Erzherzogs Karl Tochter, blieb, obgleich ebenso deutschen Ursprunges wie die Kaiserin, doch derselben noch ferner und fremder, als der König; es schien, als ob ihr ganzes Leben nur der Kirche und dem Hofe angehöre. Beide zogen es daher vor, nur in größerer Gesellschaft der Kaiserin gegenüber zu erscheinen, und selbst dann nahm das königliche Paar nur geringen Antheil an der Unterhaltung. Dagegen war der König auf den nächsten Ausfahrten ohne die Kaiserin gesellig heiter, unterhielt sich mit dem russischen Gefolge gern über den Norden, vertheilte regelmäßig seine Cigarren und schien sich so zu gefallen. Es schmerzte ihn der Gedanke, daß die Kaiserin seine Hauptstadt verlassen würde, ohne das Paradies der Umgegend kennen gelernt zu haben. Seine Freude war grenzenlos, als er erfuhr, daß die Kaiserin in den nächsten Tagen außerhalb des Schlosses sich im Freien bewegen dürfte; denn in den letzten Tagen hatte sie sich auf dem schönen Balkon des Schlosses gesonnt und unter den blühenden Orangenbäumen in einem Handwagen hin- und herziehen lassen. Nach so freudiger Nachricht lebte auch die übrige Gesellschaft wieder auf und es wurden verschiedene Lustfahrten unternommen, die kein Reisender in Neapels reizenden Umgebungen unterlassen kann. Der russische Gesandte am königlichen Hofe,

Graf Potocki, stand meistens an der Spitze solcher Ausfahrten. Der Gesandtschaftsposten in Neapel galt Vielen für die schönste, genußreichste Stellung der Welt; besonders wenn man vom höchsten Norden, aus Petersburg oder Stockholm, dahin berufen wurde. Die Geschäfte pflegten in Neapel nicht von so bedeutender Last zu sein, wie am Hofe einer Welt- oder Großmacht; wer nicht besonders vom Ehrgeize geplagt wurde, seinen diplomatischen Namen wöchentlich in einer europäischen Zeitung zu lesen, der mußte sich in Neapel als Gesandter glücklich fühlen; und das war der Graf Potocki, so lange die Anwesenheit der Kaiserin seine Ruhe nicht störte. Seinen polnischen Ursprung bekundete er in einem stolzen Unabhängigkeitsgefühle, in feinen Manieren, großer Gewandtheit der Unterhaltung, und der im Dienste ehrgeizige Russe trat unter den jetzigen Verhältnissen mehr zurück. Der Staatsdienst konnte ihm höchstens noch ein neues Band bieten, aber sonst keine anderen Vortheile und Annehmlichkeiten. Der Gesandtschaftsposten in Neapel entsprach den meisten seiner Interessen, ebenso seinem katholischen Glaubensbekenntnisse wie seiner Vorliebe für Kunst und Natur; denn die Geschäfte raubten ihm wenig Zeit. Die Anwesenheit der Kaiserin belastete ihn aber mit einer Menge kleiner Dienste, besonderer Rücksichten gegen Personen, die er sonst kaum bemerkt, geschweige ausgezeichnet hätte. Neu und befremdend war es ihm besonders, viele seiner Vorschläge durch den Dr. Mandt bestätigt oder verworfen zu sehen, oder, was ihn bis zur Heftigkeit empörte, außer von diesem Dictator noch von anderen berathenden Behörden abzuhängen. Niemand lernte daher den sonst so angenehmen Hofmann in seinem wahren Lichte kennen. In Neapel hatte sich auch die Gräfin Nesselrode eingefunden, die Gemahlin des Reichskanzlers, eine Dame, die ihr ganzes Leben den Hof mehr gemieden als gesucht

hatte. Ihr Salon stand auch jetzt alle Abende der Gesellschaft offen an der Chiaja, wie an der Newa, und wurde während der Krankheit der Kaiserin ein wahrer Zufluchtsort für die Russen. Der König unternahm jetzt, so lange die Kaiserin die Stadt noch nicht verlassen durfte, selbst einige Ausfahrten mit dem ganzen Gefolge und seinem eigenen Hofe nach der blauen Grotte und von da nach Amalfi. Er wünschte, daß auf dem Dampfboote jeder Zwang und Rang abgelegt würde und ging mit gutem Beispiele voran. Kaum auf dem Dampfboote angelangt, berief er alle Raucher zusammen, setzte sich mit ihnen auf die vordere Hälfte des Schiffes, erklärte während der Fahrt das Merkwürdigste in den Umgebungen, hörte hierauf mit der ganzen Gesellschaft russische und deutsche Lieder mit an und ließ sich zuerst in die blaue Grotte hineinfahren, deren Eingang so schmal ist, daß man sich horizontal im Boote ausstrecken muß. Auf der nächsten Fahrt nach Amalfi speiste man zu Mittag auf dem Verdecke, und der König wurde die Seele der Unterhaltung. Tags darauf führte er die ganze Colonie nach Caserta und einigen anderen Orten, und zwar immer in der heitersten Stimmung.

Ehe die Kaiserin das Schloß verlassen durfte, traf sie ein neuer Kummer, den sie in den nächsten Jahren nicht ganz überwinden konnte. Neapel hatte sie gefährlich krank gesehen; es blieben ihr, wenn sie vollkommen hergestellt sein würde, kaum einige Tage zum Naturgenuß; denn es war schon die sechste Woche der katholischen Fasten, die dies Jahr acht Tage früher fielen als die griechischen. Die genesene Kaiserin mußte am Golfe Neapels auf diese Weise zwei stille Wochen verbringen. Das Geschick hatte sie also um Neapels Herrlichkeiten betrogen, und jetzt stand ihr Sinn, ihre Sehnsucht auf Rom, auf das sie sich vier

Monate ernstlich vorbereitet hatte. Da tauchte die Frage auf, ob sie überhaupt Rom sehen dürfe oder nicht. Daß die Weiterreise ihr große Vorsicht auferlege, unterlag ebensowenig einem Zweifel, als daß die Aerzte ihre Kräfte ernsthaft für dieselbe messen und erwägen mußten. Zuerst hieß es, die Landreise nach Rom sei sehr ermüdend und übersteige ihre Kräfte; sie erwiederte, daß man in kleinen Tagereisen gehen könne, ohne sie zu ermüden, ja daß sie die ermüdendste Landreise jeder Seefahrt vorziehe, vor der sie immer eine Scheu gehabt hatte. Dann hieß es: Rom sei im April eben so ungesund wie Neapel im März. die Kaiserin entgegnete, daß sie erst in der zweiten Hälfte des Aprils dort erscheinen könne und ihren Aufenthalt sehr gern auf einige Tage beschränken wolle. Man ließ sie bei diesem harmlosen Wunsche kurze Zeit beharren, als plötzlich die Nachricht einlief, daß in Rom die Masern epidemisch herrschten. Diese Mittheilung erschreckte die Großfürstin Olga mehr als die Kaiserin, aber sie verlangte eine sichere Bestätigung. Man schickte deßhalb einen Feldjäger nach Rom ohne Mitwissen der hohen Frauen, und dieser kam mit der gewissen Nachricht zurück, daß die Masern dort herrschten. Die Großfürstin wollte ihrer Mutter zu Liebe sich selbst dieser Gefahr aussetzen, aber auch ganz darauf verzichten, wenn nur die Kaiserin ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt sehen könnte. Niemand hatte den Muth, der hohen Frau solche Nachricht zu überbringen, nicht weil man ihren Zorn fürchtete, denn sie war engelsgut und hatte schon in schlimmeren Fällen ihre Ruhe nicht verloren, sondern weil es einen Rückfall ihrer Krankheit bewirken konnte. Die Großfürstin schenkte allen bisherigen Aussagen und dem dienstbeflissenen Benehmen der Aerzte und des Gefolges kein rechtes Vertrauen; sie sah in dem Gerüchte von den Masern in Rom nur einen Vorwand, die Kaiserin deß-

halb nicht nach Rom zu lassen, weil viele Personen des Gefolges sich dort mehr langweilen würden als in Palermo und in Neapel. Sie theilte diese Ansicht der Kaiserin selbst mit, und diese erklärte, wenn in der That Gefahr vorhanden sei, Rom nur von einem Hügel aus betrachten, dann an dem Kolosseum vorüber nach der Petrikirche fahren zu wollen, um, wie Moses das gelobte Land, die Weltstadt wenigstens gesehen zu haben. Es vergingen mehrere Tage in ängstlicher Stille; denn der Doctor Mandt faßte die Frage immer ernstlicher auf und verbot zuletzt dem ganzen russischen Gefolge alle Verbindung mit Rom; selbst Personen, die aus Rom kamen, mußten das Schloß und das Gefolge ernstlich meiden.

Die Kaiserin und die Großfürstin wurden in ihrem Plane nur von Baron Meyendorf und einigen Anderen unterstützt, und als Mandt dies erfuhr, erklärte er rund heraus, daß, wenn diese Herren seine Anordnungen nicht beachteten, er sich als Arzt augenblicklich zurückziehen und alle Verantwortlichkeit auf diese Herren wälzen müsse. So war denn kein weiterer Widerstand möglich; jedoch ließ er diesen letzten Beschluß der Kaiserin durch die Großfürstin Olga überbringen.

Wenn sich jetzt auch Alle seinem Willen unterwerfen mußten, so war doch die Großherzogin von Mecklenburg keineswegs daran gebunden, und sie beschloß mit Einwilligung ihrer Schwester, allein mit ihrer Tochter und ihrem Gefolge nach Rom zu gehen. Mandt war entrüstet, Jemanden zu wissen, der von seinem Machtgebote unabhängig handeln könne; er begab sich augenblicklich zur Großherzogin, und da er ihr eine Reise nach Rom unter keinerlei Vorwande untersagen konnte, so verbot er ihr jedenfalls, von dort nach Neapel zurückzukommen. Da die Großherzogin aber ruhig vierzehn Tage in Rom verweilen wollte, so war das Wieder-

sehen der Kaiserin in Neapel für sie ohnehin unmöglich. Von einer Wiedervereinigung in Florenz hatte Mandt nicht gesprochen und dadurch eine Blöße, ja mehr Eigensinn als wahre Vorsicht an den Tag gelegt. Die Großherzogin reiste mit Sohn, Tochter und Gefolge ab, und die Kaiserin fühlte sich nun in dem schönen Neapel einsam und verlassen. Der Gedanke, Rom nicht sehen zu können, verdarb ihr selbst die letzten Tage vor der Charwoche, die einzigen, die ihr zum Naturgenuß übrig blieben; denn sie wollte die katholische Charwoche ruhig im Schlosse bleiben, und die darauf folgende russische verbot ihr ohnehin jedes weltliche Unternehmen. Eines Tages sagte sie mit einem Seufzer: „Ich glaube, an mir soll das Wort in Erfüllung gehen: Neapel sehen und dann sterben.“ Jemand erwiederte schnell darauf: „Ein anderes Wort sagt: Neapel nur sehen, aber in Petersburg leben.“ — „Sie erinnern mich daran,“ fiel die Kaiserin lebhaft ein, „daß ich Neapel in seiner malerischen Pracht noch nicht einmal gesehen habe; was unternimmt die Gesellschaft an dem heutigen schönen Frühlingstage?“ — „Eine Ausfahrt nach Castellamare,“ war die Antwort. „Wird man mir zuletzt noch die Frühlingsluft in Neapel verbieten?“ fiel sie gutmüthig ein; „ich wünsche dies Vergnügen mit der Gesellschaft zu theilen.“ Niemand wagte ohne Mandt's Zustimmung sie dazu aufzufordern, aber binnen Kurzem war dieselbe eingeholt, und so sollte sie zum ersten Mal nach ihrer Krankheit außerhalb der Stadt frische Luft schöpfen. Der ganze Kreis beschränkte sich auf zehn Personen, und der König ließ durch einen Polizeibeamten den Einwohnern Castellamare's anzeigen, daß er der Stadt auf ein Jahr die Steuern erlassen würde, wenn man die kaiserliche Majestät nicht mit dem frechen Bettlergeschrei belästige. Auf der Eisenbahn schlief die Kaiserin ein, und Erquickung sprach aus den ruhigen

Zügen ihres Gesichts. Sie fühlte sich gestärkt, und fuhr heiteren Sinnes den Berg hinan zur Villa Lieven. Von hier sieht man am besten, wie die Königin der europäischen Hauptstädte amphitheatralisch emporsteigt. Die Luft und das blaue Meer waren still, der Tag wetteiferte mit jenem des Carnevals in Palermo; doch überraschte sie auch hier bald ein wohlthätiger Schlummer. Als die Großfürstin dies sah, bestieg sie ein weißes Maulthier und lud die Hälfte der Gesellschaft zu einem Spazierritte in den Wald ein. Es war auch für die Tochter des mächtigsten Kaisers ein glücklicher Frühlingstag, sich in einem südlichen Walde von froher Gesellschaft umgeben zu sehen, statt von kalten Hofleuten; es war für sie ein Glück, mit eigener Hand Maiblumen pflücken und in der Pracht und Majestät der Natur die kaiserliche Hoheit vergessen und das Glück des Daseins mit vollen Zügen in der blüthentrunkenen Luft des Südens athmen zu können. Es war aber auch ein schönes Bild, die hehre Gestalt von einem schneeweißen Maulthier dahin getragen zu sehen. Aus allen ihren Zügen sprach ein fröhlicher Geist, entfesselt von all der Bürde, die von hoher Stellung unzertrennlich ist. Aber auch die Kaiserin hatte nach kurzem Schlummer die Wonne des Lebens am Golfe Neapels genossen, und sie saß, getrennt von ihrer Gesellschaft, lange allein, in Betrachtungen und Gedanken versunken. Während sie als Kaiserin von Millionen beneidet wird, mußte sie im Stillen die Hunderttausende glücklich preisen, denen das günstige Geschick eine solche Heimath geschenkt hat. Sie erinnerte sich jetzt, nach schwerer Krankheit, des Frühlingsmorgens im „Titan,“ und dankbar für jeden frohen Augenblick hob sie auch jetzt die Augen zum Himmel, der ihr noch einen solchen Tag schenkte. Sie kam frischer und gestärkter am Abend in das Schloß zurück.

Jetzt begann die katholische Charwoche, die Marschallstafel wurde eingestellt, im Schlosse jede Gesellschaft vermieden, so daß der Aufenthalt der Kaiserin in keiner Hinsicht störend wirkte; kaum daß sie Abends eine oder zwei Personen sah. Am grünen Donnerstage wohnte sie mit ihrem kleinen Hofe dem Gottesdienste in der Schloßkirche bei, wo der König eine Tribüne hatte errichten lassen. Die Kirche war schwarz ausgeschlagen, mit Fackeln erleuchtet, und die ganze königliche Familie mit der hohen Geistlichkeit zusammen bewegte sich auf den Knien zum Altar. Alles war ergreifend, ja rührend, aber weder die Griechen, noch die Protestanten konnten begreifen, daß diese erschütternde Ceremonie von einer ganz weltlichen Musik begleitet wurde, aus einer der neueren italienischen Opern entnommen. Man konnte sich kaum des Gedankens erwehren, daß diese Musik die Ceremonie nur verspotten solle. Nach derselben erfolgte im Saale des Schlosses die Fußwaschung der Armen durch den König selbst. Aus den zwölf Stadtvierteln Neapels werden zwölf namhafte arme Familien dazu erwählt, in neue blaue leinene Gewänder gekleidet, ihre Häupter werden mit Perrücken bedeckt und sie dann von Geistlichen niederen Grades ins Schloß geführt. Nachdem sie sich dort aufgestellt, erscheint der König mit einigen Kammerherren, welche die Fußbedeckung der Armen abnehmen und die Füße halten, so lange der König eigenhändig sie wäscht. Von da führt sie der König in ein anderes Zimmer an eine reichbedeckte Tafel, wo die Speisenden von den königlichen Prinzen bedient werden. Es werden da zwar viele Speisen aufgetragen, aber nur wenige aufgezehrt, die anderen in die Wohnungen der Armen gebracht und zu einem Familienfeste bestimmt, zu welchem der König noch für jedes Haus dreißig neapolitanische Ducaten schickt. Nach dieser ernsten Ceremonie dürfen bis zum ersten

Osterfeste in dieser sonst so geräuschvollen Stadt keine Wagen mehr fahren, und es herrscht plötzlich in dem lebensfrohen Neapel eine Todtenstille; statt der Wagen sieht man, wie in Dresden, schwache Personen in Sänften getragen. Nachmittags vier Uhr erfolgt der Ausgang der königlichen Familie. Diese besucht zu Fuß sechs bis acht Kirchen, die an diesem Tage alle dunkel sind und im Hintergrunde auf einer transparenten Leinwand das Leiden Christi zeigen. Trotz aller Stille sind doch auf dem Schloßplatze und der Straße Toledo über hunderttausend Menschen versammelt, die hin- und herziehen und die Kirchen besuchen. Alle Regimenter, in kleinen Abtheilungen zu dreißig Mann, thun dasselbe, aber ohne jede Waffe, und die Schildwachen tragen die Gewehre umgekehrt. So ist dieser Donnerstag ein kirchlich stiller Spaziergang, in der Mitte des Lenzes jedenfalls mehr berechtigt, der Gründonnerstag zu heißen, als im Norden, wo die Natur noch farblos, wenn nicht gar weiß von Schnee erscheint.

Als nun am nächsten Sonntag die stille Woche für die Kaiserin eintrat, begann in Neapel das alte rege Straßenleben, das der König bei aller Rücksicht auf seinen hohen Gast nicht verhindern konnte; aber die Feste im Schlosse, die in dieser Woche folgen, verlegte er in eine andere Zeit. Am Schmerzlichsten berührte es ihn, daß die Geistlichkeit der schwachen Kaiserin nicht erlaubte, eine griechische Kapelle im königlichen Schlosse einzurichten; sie mußte sich daher vom Schlosse täglich in das Gesandtschaftshotel begeben, wo die Kapelle sich im dritten Stockwerk befand. Während ihrer Fahrten dahin war sie von der ausgelassensten Freude der Lazaroni umtobt; vom frühen Morgen erscholl der Dudelsack, die Flöte, und Sänger, die kaum ihre Blöße bedeckt hatten, belustigten das Volk mit Opernarien, Tanzen und Springen, und waren glücklicher, als die Kaiserin, wenn

der Fremde ihnen ein Silberstück zuwarf; vorüberziehende Soldaten bleiben stehen und klatschen Beifall, und selbst die Polizei sieht mit heiterer Miene ruhig zu. Diese Woche, obgleich für die Kaiserin ebenso angreifend wie in Petersburg, ging glücklich ohne Folgen für ihre Gesundheit vorüber. Sie erschien in der Osternacht in reicher Festtoilette und freute sich, nach fünf trübseligen Wochen wieder als Kaiserin auftreten zu können. Und doch war sie während der Ceremonie vor erstickender Hitze mehrmals der Ohnmacht nahe.

Der russische Ostertag war vom Himmel nicht so begünstigt, wie der italienische acht Tage früher; der Regen floß in Strömen herab und es schien, als sollte die hohe Frau einen ungünstigen Eindruck von Neapel mitnehmen. Im Schlosse war aber große Cour; die russischen Landsleute kamen zu Hunderten dahin zum Handkusse, ja der alte siebenzigjährige Fürst Wolkonsky ließ sich in großer Uniform dahintragen. Die Kaiserin verbrachte den Rest des Tages nach solchen Anstrengungen in größter Ruhe; denn es blieb ihr für Neapel nur noch ein Tag übrig, da die Abreise unwiderruflich beschlossen war und Rom unter keiner Bedingung berührt werden sollte. Aber der Himmel schien am zweiten russischen Ostertag in seiner ganzen Pracht herab und der kaiserliche wie der königliche Hof mit großem Gefolge begaben sich nach Sorrent. Es war der zweite schöne Frühlingstag, leider auch der letzte, den die Kaiserin am Golfe von Neapel verbrachte; sie gestand, als sie bei Sorrent anlangte, daß diesmal selbst ihre Erwartungen übertroffen worden seien. In einem Gasthofe am Meere hatte der König ein Mahl bereiten lassen, und heute schenkte er der Kaiserin eine ritterliche Aufmerksamkeit. Ihre Bewunderung des schönen Landes war sein Stolz und seine Freude; er glaubte in den Worten der Kaiserin eine Anerkennung seiner

Hauptstadt zu lesen, welche sie, wie er es wünschte, noch über Palermo setzte. Dienstag, den 20. April neuen Styles, erfolgte die Abreise. Neun Uhr Morgens erschien die Kaiserin reisefertig in der überraschten königlichen Familie, um Abschied zu nehmen. Sie erbat scheidend vom Könige noch einen Urlaub für den Herzog Serradifalco, der große Lust hatte, Petersburg zu sehen. Die ganze Familie und der Hof in Gala begleiteten den hohen Gast auf das Dampfboot „Kamtschatka;" dreißigtausend Mann Truppen waren aufgestellt, das ganze Ufer schien mit Köpfen gepflastert zu sein; unter lautem Kanonendonner und der russischen Nationalhymne langte man an. Der ganze Golf war von kleinen Booten bedeckt, aus denen neugierige Augen die Kaiserin noch sehen wollten. Der Abschied dauerte nicht lange; nach zehn Minuten schon setzte sich die „Kamtschatka" in Bewegung und ein tausendstimmiges Hurrah tönte derselben nach.

So hatte die Kaiserin sechs Monate im Königreich beider Sicilien verbracht, für ihre Gesundheit war mehr Bürgschaft gewonnen und einer der sehnlichsten Wünsche ihres Lebens erfüllt; sie hatte Sicilien und den größten Theil Italiens gesehen. Was den Verhältnissen nach unmöglich schien, selbst für den mächtigsten Kaiser, das hatte ein böses Geschick, die Krankheit, verwirklicht; ein Aufenthalt zum Vergnügen allein, wie ihn sich jeder Engländer erlaubt, war der Kaiserin von Rußland untersagt, und doch war er möglich geworden. Und wiederum wurde sie um die Krone des italienischen Aufenthaltes, um Rom, getäuscht, so daß sie auch jetzt mehr schmerzliches Gefühl, als frohe Hoffnung, begleitete. Ein großer Theil ihres Gefolges hatte sich trotz des Veto des Dictators Mandt doch nach Rom begeben, so u. a. Baron Meyendorf, ja der Kaiserin eigener Secretär, Herr von Chambeau. Die ganze Gesellschaft sollte gleichzeitig mit der

Kaiserin in Florenz wieder zusammentreffen, und der Großherzogin von Mecklenburg konnte Niemand eine Quarantaine vorschreiben, bevor sie sich mit ihrer Schwester wieder vereinigte. Das ungeheuere Dampfboot sah jetzt nur wenig Menschen auf seinem Verdecke, und trotz des heiteren Wetters diese wenigen nicht einmal froh gestimmt. Der weit größere Theil des kaiserlichen Gefolges nebst der Dienerschaft war auf dem zweiten Dampfboote „Bessarabia" untergebracht, und Mandt hatte es vorgezogen, die hohe Reisende seinem Collegen Markus zu überlassen und sich auf dem zweiten Dampfboote auszuruhen. In diesem Umstande lag eine Weisheit; die Kaiserin wäre zu sehr an ihr verlorenes Paradies erinnert worden; eine Trennung der Kranken von dem Arzte war jetzt sehr wohlthätig.

Ihre Blicke blieben lange auf Neapel geheftet, und als der rauchende Vesuv schon verschwunden war, sprach sie ihre innersten Betrachtungen laut aus: „Man verbietet mir die Landreise über Rom, weil sie ermüdender sei als die Seereise, ohne zu bedenken, daß die See mir von Jugend auf verhaßt war, und ich an große Landreisen in Rußland gewöhnt bin. Einen Aufenthalt von zwei Tagen in Rom findet man anstrengend, erlaubt mir aber zwei volle Wochen in Florenz, ohne Ermüdung oder Anstrengung vorauszusetzen; der Verdruß, Rom nicht gesehen zu haben, wird lange an mir nagen, ja er ist im Stande, die besten Folgen meiner Reise zu vernichten." Als man in die Gegend von Gaëta gelangte, fühlte sie sich nicht allein ermüdet, sondern geradezu unwohl, da eine kleine Bewegung des Schiffes hinreichte, bei ihr die Seekrankheit hervorzurufen. Sie bat, bevor sie sich niederlegte, sie zu wecken, wenn vom Schiffe aus das Kreuz auf der Petrikirche sichtbar sein sollte. Ehe man bis dahin kam, lag sie ernstlich seekrank darnieder, fast alle ihre Damen

mit ihr zu gleicher Zeit, und der Tag verging ohne das Wohlbehagen, das eine Seereise dem Gesunden gewährt. Erst als gegen Abend völlige Windstille eintrat, war sie wieder im Stande, ihre Cajüte zu verlassen und bei milder Luft den schönen Sternenhimmel zu genießen und das versäumte Rom zu vergessen. In der That gehörte auch jene stille Betrachtung des Sternenhimmels mit allem süßen Träumen und Hoffen zu ihren stillen Genüssen, und sie rief laut aus, daß diese höhere Welt doch noch eine größere und wahrhaft religiöse Wirkung auf das Gemüth ausübe. Aber auch mitten aus dieser Schwärmerei rief sie der noch weit ängstlichere Markus zum Rückzuge in die Cajüte und zum Schlafe. Am nächsten Tage kam man dicht bei der Insel Elba vorüber, und von Neuem wurde ihr ein Besuch auf derselben vom Capitän des Dampfbootes verweigert; es schien, als ob sie auf dieser Reise nur mit kleinen Erbärmlichkeiten des Lebens zu kämpfen haben sollte.

Es war ein schlechter Ersatz, die nächste Nacht in Livorno statt in Rom zu verbringen. Wenn Rom die erste Stadt Italiens, ja Europa's ist, so nimmt Livorno nur den letzten Platz in Italien ein. Hier erwartete sie von Neuem Freude und Leid. Der General Rauch, ein wahrer Freund des kaiserlichen und königlichen Hauses, brachte die Nachricht, daß die Prinzessin Wilhelm, die Tante der Kaiserin, gestorben sei. Diese ausgezeichnete Fürstin, Tochter des Landgrafen Ludwig Wilhelm von Hessen-Homburg, hatte der Kindheit der Kaiserin besonders nahe gestanden, die nach Louisens Tode eine zweite Mutter in ihr verehrt hatte. Es war bedenklich, der hohen Frau in der jetzigen mißmuthigen Stimmung diese Nachricht am Abend beizubringen, und man wollte es mit Recht bis einen der nächsten Tage verschieben, als der Kronprinz von Württemberg, der glückliche Bräutigam, noch

anlangte und seine Gegenwart den bitteren Kelch erleichterte. Die Kaiserin wünschte aber nicht durch Pisa zu gehen, ohne dem campo santo einen Besuch gemacht zu haben. Dort waren auf Befehl des Großherzogs hohe Würdenträger und Ciceronen aufgestellt, welche die hohe Frau durch die Todten-Denkmäler führen sollten. Sie begnügte sich damit, nur einige Grabmäler zu sehen, das des Kaisers Heinrich VII., des Grafen Algarotti, Friedrichs des Großen Kammerherrn. Hierauf nahm sie ohne Verzug den Weg nach Florenz. Empfangsfestlichkeiten waren ihr eben so zuwider, wie ihrem Vater, und um diese besonders jetzt ihrer schwachen Gesundheit zu ersparen, beschloß sie selbst, in unscheinbarer Kalesche und Toilette mit ihrer Hofdame, der Gräfin Tiesenhausen, vorauszufahren, ohne Aufsehen zu erregen, ihren sechsspännigen Staatswagen dagegen ihrer Kammerfrau zu überlassen. So war sie schon längst im Hotel abgestiegen, als der Prachtwagen von Kanonen am Stadtthore und einem stürmischen Hurrah des Volkes begrüßt wurde.

Die ersten Tage waren ermüdender, als sie in Rom gewesen wären, denn sie vergingen in Gesellschaftspflichten, Besuchen und dem Empfange der großherzoglichen Familie, der beiden Brüder des Kaisers Napoleon, des Grafen St. Leu, ehemaligen Königs von Holland, und des Herzogs von Montfort, ehemaligen Königs von Westphalen. Eine gewisse Verwandtschaft Beider mit dem russischen Kaiserhause war nicht abzuleugnen. Der Herzog von Leuchtenberg, der kaiserliche Schwiegersohn, war ja der Neffe des alten Königs von Holland und der anmuthigen Hortensie, die von der Kaiserin selbst unbekannter Weise sehr geschätzt worden war. Der Herzog von Montfort war mit der Prinzessin von Württemberg Friederike Katharine verheirathet gewesen, Tochter des ersten Königs Friedrich, also der Tante des künftigen kaiser-

lichen Eidams. Die Besuche dieser beiden Exkönige konnten nur die Erinnerung an eine trübe Vergangenheit in der Kaiserin erwecken; die Gegenwart der Tochter der unglücklichen Louise von Preußen, jetzt Kaiserin von Rußland, mußte den verschwundenen Größen wie eine arge Ironie des Geschickes erscheinen. Allein die Kaiserin erschien unter so seltsamen Umständen, wie immer, nur in der Würde der Frau, ohne allen kaiserlichen Glanz, und ihre Unterhaltung war vorsichtig und doch fesselnd. Allmälig traf ihr ganzes Gefolge von Rom wieder ein, und die Gesellschaft von Palermo und Neapel sollte kurz vor dem Ende der Reise noch einmal auf eine Woche vereinigt werden. Das fröhliche Wiedersehen mit ihrer Schwester, der Großherzogin von Mecklenburg, erinnerte sie aber auch lebhaft an den Verlust Roms; denn Alle, die von dort zurückkamen, waren hoch erbaut von den gesehenen Herrlichkeiten, Niemand war krank oder nur unwohl geworden, Viele fingen an, die allzugroße Vorsicht des Arztes als Eigensinn auszulegen.

Nach den ersten Tagen der Ruhe unternahm die hohe Frau zuerst eine Fahrt durch die Haupttheile der Stadt und von da nach den Cascinen, dem heitersten Versammlungsplatze Italiens. Da die Krankheit in Neapel sie um jeden Kunstgenuß gebracht hatte und selbst die schöne Natur ihr nur zwei Besuche gestattete, so war die Stunde auf dieser Spazierfahrt eine stärkende Arznei für Körper und Seele; sie dankte dem Himmel aufrichtig, daß die Aerzte ihr hier nicht den Pitti und die Ufficii verboten. Der Andrang des Volkes, um die nordischen Gäste zu sehen, war hier weit größer, als in Neapel, wo sie, den ersten und letzten Tag ausgenommen, unbemerkt geblieben waren. Bald entdeckte man auch, daß es weniger die Neugier war, die Kaiserin zu sehen, als eine offene Bewunderung der einzigen Schönheit der

Großfürstin-Braut, die das Volk zusammenrief. Der Großherzog gab aber den freundschaftlichen Rath, das Publicum von den Ausfahrten nicht in Kenntniß zu setzen, weil mehrere hundert Polen in der Stadt lebten, deren Thun und Treiben seine Polizei nicht überwachen, nicht errathen könne. Am anderen Morgen besah man ohne die Kaiserin den majestätischen Dom, zu welchem der Erbauer Arnolfo di Lapo die Worte gesagt hatte: „Vor Erdbeben habe ich dich geschützt, Gott bewahre dich vor'm Blitze.“ Obgleich man diesen Dom schon des Morgens zehn Uhr ganz unbemerkt betreten hatte, versammelte sich doch binnen Kurzem eine solche Volksmenge vor demselben, daß die dort aufgestellte Wache genöthigt war, einen Cordon am Hauptausgange zu ziehen, damit die hohen Frauen ungehindert in ihren Wagen steigen könnten. Aber diese hatten nach ihrem Austritte die Absicht, das großartige Gebäude von einem Standpunkte aus zu sehen, den die Ueberlieferung den Stein des Dante nennt. Man schritt deßhalb ruhig über den eingezäunten Platz nach dem Steine hin, ohne den entsetzlichen Andrang bemerken zu wollen. Da sprang nach heftigem Kampfe mit Volk und Polizei ein junger Italiener doch über den Cordon und näherte sich der Großfürstin Olga. Schrecken ergriff das Gefolge, man hielt ihn an und frug, was er wolle: „Die erste Schönheit der Welt sehen, aber in der Nähe sehen.“ Eben war die Großfürstin auf dem genannten Steine angelangt und wandte ihr Gesicht dem Dome zu, ohne zu wissen, was sich hinter ihrem Rücken zugetragen hatte. Da sagte der junge Künstler herzlich bittend: „Eine Minute vergönnt mir, und ich schenke die Hälfte meines Lebens.“ Die Großfürstin erfuhr erst später den ganzen Vorfall, und konnte ohne die geringste Störung ihre Blicke an dem herrlichen Dome weiden. Italien war damals, zur Zeit Gregors XVI., nach allen

Richtungen hin ausgestorben, Rossini und die Catalani waren fast die einzigen berühmten Persönlichkeiten neben den großen Sängern jener Zeit, der Reisende besuchte seine Kunstschätze in den todten Tempeln und Galerien und der Italiener war stolz darauf, in seinen Kunstschöpfungen Ideale aufzubewahren, die dem Norden zu allen Zeiten fremd geblieben waren. Es schien jetzt, als hätte der hohe lebende Norden dem schönen Lande auch noch den letzten todten Kranz abgerungen, wie einst Cicero den letzten Glanz Griechenlands verdunkelte. An demselben Tage besuchte die Kaiserin auch die große Galerie, die Uffícii genannt. Sie war hinlänglich unterrichtet von dem, was sie hier vorfand, und begnügte sich damit, die Meisterwerke der Niobegruppe und die Tribüne näher kennen zu lernen. Ihr Auge war weniger an Marmor als an Farbe und Zeichnung gewöhnt, und doch war sie von der Schönheit der mediceischen Venus höchlich überrascht, und äußerte, jede Frau müsse die Ueberlegenheit dieser Formen anerkennen, in dieser Entblößung liege eine größere Reinheit der jungfräulichen Gesinnung als hinter den schönsten Gewandungen der neueren Welt. Sie verglich das griechische Werk ernstlich und lange mit den beiden Gemälden Tizians, und fand die letzteren plump neben dem griechischen Werke. Ihr Beifall galt vor Allem dem Bilde Corregio's, wo die Madonna vor dem Christkinde betet, und dann den beiden heiligen Familien Raphaels.

Die Gruppe der Niobe betrachtete sie lange, ohne ein Wort zu sprechen. Es schien, als ob dies Kunstwerk ihr Gefühle erwecke, die man besser in sich verschließt, weil sie von Anderen selten verstanden werden. Von den Bildnissen der großen italienischen Maler gab sie dem des Leonardo da Vinci unbedingt den Vorzug und fand dasjenige Raphaels unter ihrer Erwartung.

Nach einem Gange durch die ganze Galerie schied sie und pries sich selbst glücklich, eine Stunde reinen Kunstgenusses erlebt zu haben. Der Tag war schön, und sie unternahm noch eine Fahrt ins Freie auf eine der Anhöhen von Florenz, die den Reichthum der Umgebungen zeigte. Der nächste Tag galt der kaiserlichen Familie allein. Es war des Thronfolgers Geburtstag, der 17./29. April, und treu den russischen Gebräuchen feierte man denselben durch eine Messe in der Villa Demidof. Es fanden sich daselbst so viel russische Familien ein, daß man sich in Peterhof wähnen konnte. Anatol Demidof, Besitzer der unermeßlichen Bergwerke im Ural, Verfasser einer Reisebeschreibung im südlichen Rußland, war mit der Prinzessin Mathilde von Montfort, Tochter des Exkönigs von Westphalen, verheirathet, lebte mehr in Italien und Frankreich, als in Rußland, und hatte sich eine der schönsten Villen in der Gegend von Florenz erbaut, der eine griechische Kapelle nicht fehlte. Die Russen haben auf das Eifrigste dafür gesorgt, daß sie fast überall im Auslande ihren Gottesdienst feiern können, während die Erbauung protestantischer Kirchen in anderen Ländern auf vielfache Hindernisse stößt und durch sparsame Beiträge in eine unendliche, echt deutsche Länge gezogen wird. Viele der russischen Gäste wurden heute an die kaiserliche und an die Marschallstafel geladen, und die Kaiserin erschien selbst an der letzteren, um auf das Wohl ihres Sohnes zu trinken. Am Abend war der ganze Hof von Toscana zur Kaiserin geladen, und zwei Sängerinnen aus der Gesellschaft, eine Gräfin Orsini und eine Fürstin Labanof, setzten die Gäste in Zweifel, welcher von Beiden die Siegespalme gehöre. Die Sitte der Kaiserin, Talente aus der Gesellschaft in ihre Nähe zu ziehen, kann den Höfen nicht genug empfohlen werden. Der große Künstler wird dadurch vom Hofe nicht ausgeschlossen, aber man wird von der

Anmaßung und den Launen der Mittelmäßigkeit befreit. Der Großherzog von Toscana, Leopold II., von deutscher Abstammung, fand in seiner Unterhaltung mehr Anklang bei der Kaiserin als der in Förmlichkeiten eingeengte König von Neapel. Er hob es öfters hervor, daß sein Land nur geringen Umfanges sei, daß aber der Reichthum seiner Kunstschätze, die großen Erinnerungen seines Mittelalters demselben einen ausgezeichneten Platz in der Weltgeschichte einräumen. Er machte ferner geltend, daß Italien und Toscana besonders das Land sei, das einen wahren Lebensgenuß darbiete. Er lud die Kaiserin ein, am nächsten Tage die Galerie Pitti zu besehen und ihm die Ehre ihres Cicerone's zu gönnen. Die hohe Frau willigte ein, bemerkte aber, daß sie höchstens zehn bis zwölf Gemälde besehen könne. „Die Galerie Pitti enthält aber nur Meisterwerke", entgegnete der Großherzog. „Also die zehn hervorragendsten", war der Kaiserin Antwort. Die so viel gerühmte Venus von Canova sprach aber die hohe Frau nicht so an, wie sie selbst erwartet hatte, und in ihrer Unbefangenheit konnte sie selbst dem Großherzog gegenüber ihre Meinung nicht zurückhalten. „Ich hätte sie vor der mediceischen sehen müssen, ich begreife durch diese erst die unerreichbare Kunst der Griechen." Um so mehr war sie von Raphaels Madonna della Sedia anzezogen, von Allori's Judith, die trotz der Kälte ihrer Schönheit Alle fesselt. Kurz, sie fand hier einen Ersatz für Rom, welches vielleicht beschwerlicher für ihre Kräfte gewesen wäre.

Als sie die Galerie verlassen hatte, sagte sie: „Es ist wahr, es sind nur Meisterwerke in diesem Palaste, und doch möchte ich die beiden Bilder meines Cabinets, ‚die heilige Familie' Murillo's und den ‚Johannes' Dominichino's, selbst nicht für den Raphael vertauschen." Der Großherzog führte die hohen Gäste mit dem

ganzen Gefolge denselben Tag nach Poggio di Cajano, dem prachtvollen Landschlosse der Mediceer. Die Kaiserin wußte sehr gut, daß diese Villa der Schauplatz des tragischen Todes der berüchtigten Bianca Capello gewesen war und vermied es, die Rede darauf zu bringen, obgleich das in Dunkel gehüllte Ende dieser schönen Venetianerin sie besonders interessirt hätte. Sie bemerkte mehr den Segen der Cultur und die belebende Macht des Frühlings und pries den Großherzog glücklich, Herrscher eines so schönen und gesegneten Landes zu sein. Es war ein herrlicher Tag in ihrem Leben, den Kunst und Natur im Bunde ihr geschenkt hatten; aber sie fühlte sich auch gesunder und stärker als seit langer Zeit.

Es blieben nur noch wenige Tage für das schöne Florenz, und man benutzte das günstige Wetter, die anderen Merkwürdigkeiten der Stadt noch in aller Schnelle zu besehen. Am längsten verweilte die Kaiserin in der Kirche Santa Croce, die sie den merkwürdigsten Fleck der europäischen Welt nannte, und mit Recht, denn keine Stadt Europa's kann sich rühmen, die größten Geister in solcher Anzahl hervorgebracht zu haben, wie Florenz den Dante, Macchiavelli, Michel-Angelo, Galilei, Alfieri, Aretino u. s. w. Nur Athen konnte sich einst rühmen, wie Florenz, ein Heerd der ganzen Culturgeschichte gewesen zu sein. Am dritten Mai n. St., den 21. April russischen Kalenders, war der Kaiserin Namenstag, der diesmal unter einem anderen Himmel, aber auch fern von der ihr theueren Heimath, gefeiert werden sollte. Es war auch der Namenstag der hochseligen Großfürstin Alexandra Nikolaewna, die nun schon seit zwanzig Monaten im Grabe lag. Die Kaiserin hielt deßhalb Tags zuvor in größter Stille und ohne allen Prunk eine Todtenmesse für die Entschlafene in der Villa Demidof, und lud nur die wenigen Personen ihres Gefolges

dazu ein, die der Verstorbenen nahegestanden hatten. Aber der neuerwachte Schmerz war größer, als ihre neugeweckten Kräfte, sie sank fast bewußtlos während der Messe um und bedurfte mehrerer Stunden der Ruhe und der frischen Luft, um sich zu erholen. Sie verbrachte den Abend still in ihrem Cabinet mit wenigen Personen ihres Gefolges. Den anderen Morgen war die Stadt in ungewöhnlicher Bewegung; der ganze florentinische Hof erschien in großer Uniform bei der Kaiserin noch vor der Messe. Trotz der gestrigen Ohnmacht war die Kaiserin ungewöhnlich frisch und heiter, und sie freute sich, daß die Messe nicht allein von allen Russen, sondern auch von vielen Florentinern und Fremden überhaupt besucht worden war. Sie lud an ihre Tafel nur Damen ein, befahl aber eine glänzende Marschallstafel für die Ihrigen wie für die Cavaliere des florentinischen Hofes. Die Rückseite des Hotels Italien, das sie bewohnte, blickt auf den Arno, und auf demselben erhob sich für diesen Abend ein Brettergerüste, zur Illumination bestimmt. Groß war die allgemeine Ueberraschung, als man am Abend jenseit des Arno die Börse von Petersburg mit ihren hundert Säulen und den beiden Rostralcolonnen erkannte, welche die Aussicht von der Kaiserin Cabinet in Petersburg bilden. Auf dem Flusse selbst zogen erleuchtete Gondeln auf und ab, und aus denselben erschollen die schönsten Lieder Mendelsohns und Webers in italienischer Sprache, sowie die russische Nationalhymne. Es war ein warmer italienischer Maiabend, voller Genugthuung für die Kaiserin, die ihn mit dankbarem Herzen genoß. Schlag elf Uhr war Alles vorüber, die Aerzte, die in ihrer Nähe geblieben waren, gingen beruhigt nach Hause, aber die Kaiserin fühlte auch, daß mit diesem Abend das schöne Italien wie ein Traum verschwunden sei. Als sie vom Balkon in ihr Cabinet trat, nahmen zwei

der ihr theuersten Personen Abschied von ihr, der Baron Meyendorf und der General Rauch. Am anderen Morgen reiste die Großherzogin von Mecklenburg mit der Prinzessin Louise ab, und nahm getrennt von der Kaiserin ihren Weg nach der Heimath zurück.

Beide Schwestern fühlten, daß eine selten schöne Episode ihres Lebens vorüber sei; sie hatten gleichsam sieben Monate jugendlich geschwisterlichen Glückes erlebt. Da die Kaiserin sich sehr wohl fühlte und das Wetter sie außerordentlich begünstigte, so fuhr sie in der einfachsten Toilette und der bescheidensten Kalesche noch einmal schnell durch Florenz, hielt bei der Galerie an und sagte den Meisterwerken ein herzliches Lebewohl. Am Nachmittage war Alles schon zur morgenden Abreise vorbereitet, ein Theil der Dienerschaft nach Livorno auf die beiden Dampfschiffe entlassen; sie selbst war am Abend beschäftigt, Briefe zu schreiben. Am anderen Morgen neun Uhr war sie reisefertig, aber es blieben ihr noch drei Stunden bis zur Abfahrt. Sie benützte dieselben noch, um das Schloß Poggio Imperiale außerhalb der Stadt zu sehen. Der Weg durch einen schattigen Baumgang ist düster, und hätte die schon wehmüthige Stimmung der Kaiserin fast in Trauer umgewandelt, allein die Aussicht vom Palaste ist mannigfaltig, am schönsten aber von einem Hügel über demselben, Arcetri genannt, wo noch jetzt das Bauernhaus steht, das zehn Jahre von Galilei bewohnt war. Er nannte die Städte des Geistes Kerker, wurde aber selbst auf dieser Anhöhe ängstlich überwacht. „Zum zweiten Mal", rief sie aus, „erlebe ich flüchtig den schönen Frühlingsmorgen aus Jean Pauls ‚Titan' und bin glücklich und dem Himmel dankbar, daß ich unter diesem schönen, mächtigen Eindrucke Florenz verlassen kann." Als sie im Hotel angelangt war, fand sie über zweihundert Personen vor,

die sich ihr noch vor der Abreise vorstellen wollten. Sie ließ die ganze Gesellschaft um eine halbe Stunde Ruhe bitten, sagte dann Allen mit freundlichen oder nassen Augen Lebewohl und bestieg den offenen Galawagen.

Die Reise über Bologna, Venedig und Wien war in der Zeit so berechnet, daß sie in Petersburg Anfangs Juni anlangte, wo das späte nordische Frühjahr ihr so viel Wärme und Grün schenkte, als sie seit sechs Monden ununterbrochen genossen hatte. Seit dem October des vorigen Jahres hatte sie nur Frühling in Palermo, Neapel und Florenz erlebt; und vom Juni an folgten dann im Norden noch zwei warme Monate, so daß fast ein ganzes Jahr warmer Witterung für sie herauskam. Sie ließ dem florentinischen Hofe mehrere kostbare Andenken zurück, darunter eine eigenhändige Arbeit, ebenso wurden Alle bedacht, die von Sicilien an zu ihrer Unterhaltung und Pflege beigetragen hatten. In Bologna sah sie die heilige Cäcilie Raphaels und die beiden lebenden Denkmäler italienischer Kunst, den Meister Rossini und die Catalani; in Venedig die Himmelfahrt Mariä. Diese Stadt hinterließ ihr einen trüben Eindruck durch den Mangel alles Grüns, das für sie zum Leben gehörte. Trotz der langen und beschwerlichen Landreise blieb sie in heiterer Stimmung, und ihre neuen Kräfte reichten hin, die dreihundert Meilen Weges gesund zurückzulegen. Es schien, als ob das herrliche Klima Italiens mit aufrichtiger Anhänglichkeit ihr nachgefolgt sei; denn es blieb zwei Monate nach einander ein reiner Himmel über der nordischen Hauptstadt und ihren Umgebungen. Der Kaiser, in der Freude, seine Gemahlin jünger und frischer wiederzusehen, belohnte besonders die Aerzte, die sich seinem Willen widersetzt und ihre Ansichten so streng durchgeführt hatten. Vierzehn Tage später langte auch der

Großfürst Konstantin an, der, seit er die kranke Kaiserin in Neapel verlassen hatte, Algier, Lissabon und Portsmouth besucht hatte. Der Kaiser hatte den jungen Wanderer ein ganzes Jahr lang nicht gesehen; denn der Großfürst war erst nach des Kaisers Abreise in Palermo angekommen. Zu dem schönen, jetzt so heiter gestimmten Familienkreise war auch der Prinz von Preußen in Peterhof angekommen.

## Achtes Kapitel.

# In Petersburg (1847—52).

Oeffentliche Stimmen über die Reise der Kaiserin. — Charakter der Großfürstin Olga Nikolaewna. — Vermählung und Reise nach Stuttgart. — Die Prinzessin Alexandrine von Sachsen-Altenburg. — Tod der Großfürstin Maria Michaelowna. — Kaiser und Kaiserin zu gleicher Zeit krank. — Ende der Erziehung des Großfürsten Konstantin. — Vorläufer der Februar- und Märzrevolution. — Eindruck derselben in Petersburg, am Hofe, in der Stadt. — Vermählung des Großfürsten Konstantin. — Stilles Leben in Zarskoe-Selò. — Die Fürstin Alexandra Iwanowna O. im Cabinete der Kaiserin. — Die ältesten Diener der Kaiserin sterben. — Tod des Großfürsten Michael Pawlowitsch. — Sein Charakter. — Die Großfürstin Helene Pawlowna. — Die fünfundzwanzigjährige Regierung des Kaisers. — Einzelne Züge aus seinem Leben. — Sein Gerechtigkeitsgefühl.

---

Die Reise der Kaiserin hatte nicht allein einen wohlthätigen Einfluß auf ihre Gesundheit ausgeübt, sondern Geist und Gemüth waren gleichzeitig erfrischt und gestärkt; es waren in ihrem Inneren neue Saiten erklungen, andere eingeschlafene neuerwacht, und ihre ganze Lebensanschauung war aus dem bisherigen begrenzten Gebiete herausgetreten. Dieselbe Veränderung bemerkte man am Kaiser. Zwanzig Jahre lang seit seiner Thronbesteigung war er nur mit ermüdenden Regierungssorgen belastet gewesen; er hatte seiner Gesundheit kaum die nöthigste Ruhe gegönnt, die seine Minister und Staatsdiener von Zeit zu Zeit genossen;

während eine Menge russischer Familien durch ihren Reichthum die Schwierigkeiten leicht überwanden, im Auslande zu leben, in Paris, Neapel, Rom, Florenz ganze Colonien sich aufhielten, in den deutschen Bädern, besonders in Baden-Baden, mehr russisches Gold rollte als in Petersburg und dem übrigen Rußland, war der Kaiser kaum einmal aus seinem Geschäftsgange, aus dem Umkreise seiner Pflichten herausgekommen; er hatte seine Gemahlin höchstens nach einem Bade begleitet oder von dort abgeholt. Frankreich hatte er seit seiner ersten Reise nicht wiedergesehen, in England war er im Jahre 1844 kaum angekommen, als die Krankheit der Großfürstin Alexandra ihn zurückrief; Italien war ihm unbekannt geblieben, aber selbst der flüchtige Aufenthalt hatte mächtig auf ihn gewirkt. „Ich habe die Meisterwerke römischer Baukunst bewundert," sprach er zu einem Vertrauten, „vor Allem die Peterskirche, habe mich aber gefreut, als ich hieher zurückkam, daß Petersburg auch nach Rom seine große Wirkung nicht verliert. Wir haben in kurzer Zeit nach unseren Kräften das Unsrige geleistet." Den Vatikan mit seinen Schätzen erkannte er als unvergleichlich an, und er hatte schon von Rom aus in einem Briefe an die Kaiserin in Palermo mitgetheilt, wie mächtig er ergriffen sei. In den verschiedenen Galerien sah er Vieles, was er gern der Eremitage einverleibt hätte. Aber er ging aus keinem Atelier eines Künstlers ohne große Bestellungen heraus, verließ keine Stadt, ohne aus derselben ein Kunstwerk, eine neue Zierde der Eremitage, mitzunehmen. „Das zukünftige Petersburg wird Vieles mit Rom gemein haben, nur das Klima werden wir ewig mit den Bären theilen müssen." Seinem Adlerblicke waren aber viele andere Dinge nicht entgangen, und freudig sprach er über manche Einrichtungen sein Lob aus. Die neue Eremitage, unter Klenze's Leitung gebaut, betrachtete er jetzt mit anderen Augen während

seiner Morgenspaziergänge; er freute sich, diesen Musentempel bald selbst eröffnen zu können. Künstler hatten ihm nie fern gestanden; wir wissen, daß Gudin und Horace Vernet wie seine Adjutanten den Aufenthalt in Peterhof mit ihm theilten, aber er widmete von jetzt an dem ganzen Kunstgebiete eine größere Aufmerksamkeit und sah Vieles mit ausländischen Augen an.

Der Aufenthalt des Prinzen von Preußen um jene Zeit in Peterhof unterhielt diese Stimmung im Kaiser; denn der Prinz lenkte in seinen Unterhaltungen das Gespräch, wenn auch nicht auf Italien, so doch auf England und die großen nationalen Bauwerke jenes Volkes. Eines Morgens in Peterhof sagte der Kaiser: „Ich habe heute einen schweren Tag, ich bitte zu Tisch keine Minister, keine Geschäftsmänner, sondern Leute unbefangenen Sinnes.“ Aber auch die Geschäftsmänner konnten es sich nicht verhehlen, daß der Kaiser von einem anderen Geiste beseelt sei. Und doch wollten die Klagen in den ausländischen Blättern über die Reise der Kaiserin nicht endigen, ebenso die geheimen in gewissen Gesellschaften Rußlands. Man sprach von übertriebener Verschwendung der Kaiserin, und je ärger man in fremden Zeitungen erfand, um so mehr glaubte man es in Petersburg, statt es zu widerlegen. Christian VII., König von Dänemark, war im Jahre 1768 auf seiner Reise nach England und Frankreich von fünfzig Kammerherren begleitet gewesen, hatte in London zu seinem Vergnügen Goldstücke unter das Volk geworfen, und Dänemark mußte für des Königs Kindereien mit neuen Kopfsteuern jahrelang bezahlen. Alle europäischen Zeitungen rühmten des Königs Geist, die Pariser Akademie bewunderte denselben Mann, der in der Geschichte den Beinamen des schwachsinnigen erhalten hat. Die Kaiserin des unendlichen russischen Reiches, dessen Hof größere Summen zur Verfügung hat, als

die gesammten Einkünfte jenes Königreichs betragen, muß ein halbes Jahr für ihre zerrüttete Gesundheit im Süden Europa's verbringen und giebt dadurch den Zeitungsschreibern Stoff zu den unglaublichsten Entstellungen des Thatbestandes. Es würde leicht sein, der Welt zu beweisen, daß die Kosten dieser Reise das jährliche Budget der Kaiserin kaum überstiegen haben, da dieses damals in mehr als einer Million Rubel bestand. Es war dies aber leider kein vorübergehendes Geschrei, sondern es blieb wie ein Glaubensartikel stehen, daß die Kaiserin verschwende. Von Tausenden sprechen neunhundertneunundneunzig kopflos nach, was sie von Jemand hören, und Zeitungsschreiber sind immer begierig nach Neuigkeiten, um dem gelangweilten Publicum Unterhaltung zu gewähren.

Die Kaiserin erfuhr jedoch kaum Etwas von diesen widerwärtigen Gerüchten, und ihre frohe Stimmung und Gesundheit hatten nicht darunter zu leiden. Sie besuchte die Stadt und wurde überall mit Jubel empfangen, besonders in den Stiften, wo die Jugend ihr mit Blumen, Gesang und Handarbeiten entgegenkam. Die Gesellschaft wünschte sich Glück, sie wieder an der Newa zu wissen; denn der letzte Winter war ohne sie kalt und leblos hingegangen. Sie besuchte ferner mehrere Kirchen, um für ihre Herstellung zu danken, und beschenkte Armenhäuser und Spitäler. Sie vergaß auch nicht, sich bei ihren Freundinnen, der Gräfin Bobrinsky und der Baronin Frederiks, zu zeigen und ihnen das Glück ihrer Wiederherstellung zu preisen. Man liest die Stimmung der kaiserlichen Familie auf den Gesichtern der Gesellschaft, und das neue Leben am Hofe wogte durch alle anderen Classen.

Es standen der Kaiserin aber schwere Stunden bevor: die Trennung von ihrer Tochter, der Großfürstin Olga Nikolaewna,

die bisjetzt noch nie von ihrer Seite gewichen war und, wie wir wissen, sie auf der ganzen Reise begleitet hatte. Im Publicum erhoben sich Besorgnisse, ob diese Fürstin, am größten und glänzendsten Hofe der Welt geboren und erzogen, sich auch wol in den kleinen, engen Verhältnissen Württembergs glücklich fühlen würde. Die Großfürstin hatte nicht versäumt, sich seit ihrer Verlobung mit den Verhältnissen jenes Landes bekannt zu machen. Der damalige russische Gesandte an jenem Hofe, Fürst Alexander Gortschakof, hatte ihr schon die wichtigsten Schriften über diesen Gegenstand nach Palermo zugeschickt; sie war also, ohne das Land je gesehen zu haben, mit der Geschichte desselben und den Verhältnissen des Hofes vollkommen vertraut, und ihr ruhiger aber klarer Verstand schützte sie überhaupt vor Täuschungen. Sie kannte und begriff die Worte, die einst König Wilhelm I. zu einem Reisenden gesagt hatte: „Suchen Sie in meinem Lande nicht die Kunstschätze Münchens; ich sagte mir, als ich die Regierung antrat: Zuerst das Nothwendige, dann das Nützliche, und zuletzt die schönen Künste; und so sind wir noch weit hinter München zurück, in allem Wesentlichen diesem aber auch weit voraus." Sie hatte sich ferner den Unterschied zwischen einer unbeschränkten und einer verfassungsmäßigen Regierung sehr klar gemacht, und wußte, welche Stellung sie zuerst als Kronprinzessin und später als Königin einnehmen würde; sie wußte ferner, welch hohe Verehrung ihre Tante, die Königin Katharina, in jenem Lande genossen hatte. Außer sehr genauer Bekanntschaft mit allen Verhältnissen des Landes brachte sie als schönstes Erbtheil aus dem älterlichen Hause einen warmen Sinn für Familienleben mit, den Willen, in Württemberg so zu wirken, wie ihre Großmutter, die Kaiserin Maria Feodorowna, in Rußland gewirkt hatte, und so konnte sie ruhigen Herzens ihrem künftigen Geschicke entgegenziehen.

Die Trauung nach griechischem und protestantischem Ritus erfolgte in den ersten Tagen des Juli im Winterpalaste, und die ganze kaiserliche Familie war genöthigt, das schöne, schattige Peterhof auf eine Woche mit der staubigen Stadt zu vertauschen. Das größere Publicum hatte somit Gelegenheit, die Kaiserin nach langer Zeit wieder im adeligen Gesellschaftssaale zu sehen und zugleich der Großfürstin einen Scheideblick zuzuwerfen. Sie verbrachte nach allen Feierlichkeiten in der Stadt wie in Peterhof und Zarskoe-Selò noch einen Monat, und eilte dann der neuen Heimath entgegen, von tausend Segenswünschen begleitet und dort mit offenem Herzen empfangen. Der Hofstaat wird für jede Prinzessin erst in dem Lande gebildet, wohin sie verheirathet ist, und so folgte der Großfürstin nur ein Secretär, Herr von Adelung, und ihre bisherige Gouvernante, Fräulein von Akoulof.

So ging der schöne Familienkreis des Kaisers allmälig auseinander, und die Kaiserin fühlte sich jetzt sehr einsam; keine ihrer drei schönen Töchter gehörte mehr zu ihrem Hause. Sie fühlte sich nach der Reihe unvermeidlicher Feste und Besuche von Neuem angegriffen, und die Aerzte verlangten wie sie selbst eine größere Zurückgezogenheit von der Welt, etwa wie sie in Palermo gelebt hatte. Es ist in diesen Zeilen öfters angedeutet worden, daß es für eine Kaiserin kein Privatleben giebt im Sinne anderer Familien, und daß die gewünschte Zurückgezogenheit schwer mit der Stellung einer so hochgestellten Frau zu vereinigen ist. Wenn sie an die Welt nicht die geringsten Ansprüche mehr stellte, so war die Petersburger Welt damit keineswegs einverstanden. Seit mehr als zehn Jahren hatte sie ihrem Lieblingsvergnügen, dem Tanze, entsagt, aber man erwartete, daß sie trotzdem auf den Hofbällen, wie in der Stadt, wenigstens sich blicken lasse. Die Zahl der Hoffeste ist nicht gering, und alle sind, wie wir es bereits wissen,

ermüdend; die Stadt und die Gesellschaft blieben aber nicht hinter dem Hofe zurück. Das öffentliche Erscheinen, selbst ohne alle innere Aufregung, würde schon allein viel Kräfte verlangen; die Kaiserin ist aber zugleich genöthigt, eine Menge anderer Leute zu empfangen, und für nervenschwache Personen ist eben Nichts aufreibender, als officielle Besuche, erzwungene Unterhaltungen unter beständigen Rücksichten. Sie sah klar ein, daß das Stillleben Palermo's im Winterpalaste ebenso unmöglich sei, wie in Peterhof oder Zarskoe-Selò; doch gewährten ihr die beiden letzteren Orte durch ihre Entfernung von der Stadt eher noch eine gewisse Zurückgezogenheit und die Gelegenheit, nach ihrer Neigung zu leben. Das Dasein dieser Kaiserin war unerschöpflich reich an Allem, was die Welt darbieten kann, und doch beneidete sie oft eine Bürgerfamilie um die Ruhe, in der jene ihr bescheidenes Glück genießt. Als Ende August die letzten Sommertage des Nordens verschwunden waren, begab sich der Hof in das stille Zarskoe-Selò, und hier gedachte die hohe Frau zwei Monate in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen.

Zu dem Schmerze der Trennung von ihrer Tochter kam aber jetzt eine neue Aufregung. Der Großfürst Konstantin hatte seine Schwester nach Stuttgart begleitet und den Weg von Berlin aus über Altenburg genommen, in der bestimmten Absicht, die Bekanntschaft der Prinzessin Alexandrine, der jüngsten Tochter des Herzogs Joseph, zu machen. Diese junge Fürstin hatte im Jahre 1844 in Kissingen, wo sich der Altenburger Hof aufhielt, durch Schönheit, Anmuth und Lebendigkeit des Geistes die Aufmerksamkeit vieler Russen gefesselt, und ihr Name war später oft in der kaiserlichen Familie genannt worden. Der Kaiser war auf der Rückreise von Palermo mit dieser Familie in Bologna zusammengetroffen und die junge Fürstin war seinem scharfen Blicke trotz der flüch-

tigen Bekanntschaft nicht entgangen. Aber es war ihm nicht eingefallen, daß sie einst Gemahlin seines zweiten Sohnes werden könne. Jetzt langte ein Brief des Großfürsten an, in welchem er kurz erklärte: „Diese oder Keine.“ Kaiser und Kaiserin waren überrascht von einer solchen Aeußerung; denn der Großfürst zählte kaum neunzehn Jahre und hatte noch nicht einmal seine Erziehung vollendet. Beide berathschlagten lange und ernstlich, und endlich sagte der Kaiser: „Als ich Dich kennen lernte, war es auch mein fester Entschluß, Dich oder Keine zu heirathen, und ich war erst achtzehn Jahre; schreibe ihm also, daß ich meinen Segen dazu gebe.“ Der Kaiser fügte hinzu: „Es ist sonderbar, vier an und für sich verschiedene Personen, welche die Prinzessin gesehen haben, spenden ihr das gleiche Lob, und ich kann ihr das meinige nicht entziehen. Es sei also; aber er soll noch zwei Jahre warten.“ Die Prinzessin war damals erst sechszehn Jahre alt; es wurde ihr zur Vollendung ihrer Erziehung in Altenburg noch ein Jahr gelassen und ein zweites, für ihre Vorbereitung, in Rußland; auch dem Großfürsten blieb noch ein ganzes Jahr in den alten Verhältnissen.

Die Kaiserin entwarf jetzt einen Plan, wie sie die zwei trüben Herbstmonate in Zarskoe-Selò am angenehmsten und für ihre Gesundheit zweckmäßigsten verleben könne; sie theilte darum den Tag sehr streng nach ihren Geschäften ein, und hoffte einen längst gehegten Wunsch endlich einmal erfüllen zu können, nämlich die Meisterwerke der deutschen Literatur in einer gewissen Folge sich vorlesen zu lassen. Es war ihr, mit der „Messiade“ angefangen, kein einziges fremd, sie war mit den meisten sogar in hohem Grade vertraut; aber sie gestand es auch sich selbst ein, daß sie nicht den Totaleindruck der einzelnen in sich aufgenommen habe, weil sie ewig unterbrochen wurde. Der Großfürstin im Anitschkow-

Palaste stand mehr Zeit zu Gebote, und Schiller, besonders aber Jean Paul, waren ihr am allermeisten vertraut; sie hatte besonders die ideale Seite der Frauennatur in diesen beiden Dichtern erfaßt, obgleich ihrer verständigen Besonnenheit Goethe's klare Lebensdarstellung mehr entsprach. Jetzt begann sie mit dem „Faust", und ließ sich selbst durch die Schwierigkeiten nicht abschrecken, die dem Leser im zweiten Theile begegnen; sie lud zu diesen Unterhaltungen ihre Schwiegertochter, die Thronfolgerin, und die Großfürstin Maria Nikolaewna nebst noch einigen hochgebildeten Frauen ein. Die Theilnahme Aller war außerordentlich und veranlaßte die geistreichsten Bemerkungen und Besprechungen mit dem Vorleser. Allein dieser harmlose Genuß blieb nicht so ungetrübt, als man hätte erwarten sollen. Oft inmitten der lebhaftesten Discussionen wurde ein Staatssecretär angemeldet, und da die Kaiserin Niemanden ohne besonderen Grund warten ließ, so wurde die Lectüre plötzlich abgeschnitten. Es waren aber nicht allein Geschäfte, sondern noch öfter bloße Förmlichkeitsbesuche, Abschiede, Bewillkommnungen, die ihr die Freude verdarben.

Der „Faust" war noch nicht beendet, als sich in einem gewissen Hofkreise Stimmen vernehmen ließen, die über solche Zurückgezogenheit der Kaiserin unzufrieden waren; freilich kamen Manche dadurch um eine Spazierfahrt, um einen Ritt neben dem kaiserlichen Wagen, und noch Andere meinten, eine russische Kaiserin dürfe sich nicht mit Literatur beschäftigen. Es schien nach einigen Wochen, daß man es geflissentlich darauf abgesehen habe, die hohe Frau so oft als möglich zu unterbrechen, bis endlich der Kaiser den strengsten Befehl gab, seine Gemahlin nicht zu stören. Auch die Aerzte drangen darauf, die Kaiserin aus Gesundheitsrücksichten in diesen ruhigen Unterhaltungen zu lassen. Und es erfolgte nun nur noch eine Unterbrechung in den zwei Herbst-

monaten, am 10. October, wo der Kaiser Alle, die mit seiner Gemahlin in Palermo gewesen waren, in dem Anitschkow-Palaste zu einem glänzenden Gastmahl einlud, und für die Theilnahme, die man ihr erwiesen, feierlich und herzlich dankte. Und doch mischte sich in die Stimmung der Kaiserin ein trüber Ton anderer Art. Es kam die Nachricht aus Wien, daß die älteste Tochter der Großfürstin Helene gestorben sei. Nicht allein die aufrichtige Theilnahme, die sie derselben schenkte, sondern auch die lebhafte Erinnerung an den Tod der unvergeßlichen Alexandra brachten sie dem Zustande nahe, in welchem sie vor Palermo gewesen war. Dazu kam eine Erfahrung der traurigsten Natur. Die Großfürstin Helene befand sich fast hülflos in Wien mit ihrer gestorbenen Tochter, sie verlangte so schnell als möglich ein Hoffräulein; die Genannten aber fanden die Reise dahin und den Dienst daselbst sehr beschwerlich, und äußerten wenig guten Willen, hinzugehen. In gerechter Entrüstung sagte der Kaiser: „Man spricht immer von Dienstaufopferung für uns, so lange man uns auf Bälle, zu Festlichkeiten begleitet; jetzt, wo meiner Schwägerin ein wahrer Dienst in der Noth geleistet werden soll, sträuben sich Alle, hinzugehen." In der That leisten Hofleute nur dann sicher und willig Dienste, wenn sie noch größere für sich selbst damit verbinden können.

Da der Landaufenthalt der Kaiserin zusagte, so blieb man dies Jahr gegen alle Gewohnheit bis zum 19. November, d. h. bis zum 1. December n. St., in Zarskoe-Selò; der Schnee lag schon ellenhoch, und die Abende waren bei der spärlichen Erleuchtung des Landstädtchens schauerlich. Aber das gemüthliche Beisammensein der ganzen Familie im einsamen Schlosse bot nicht allein durch passende Lectüre Reiz, sondern war auch für die von Neuem angegriffene Kaiserin ein wahrer Balsam. In Petersburg

war durch den Tod der Großfürstin Marie Michaelowna auch alle Freude verstummt, denn der edle Großfürst Michael war in Schmerz darüber verloren, in kaum zwei Jahren seiner beiden ältesten Töchter beraubt worden zu sein. Der Hof besuchte nicht ein einziges Mal die italienische Oper, die ohnehin mit den Fasten endigt, vermied selbst, im Schlosse Künstler zu empfangen, und verbrachte mit der Stadt zusammen einen stillen Winter. Für die Kaiserin jedoch wurde er einer der genußreichsten, denn sie setzte ihre Lectüre der deutschen Literatur fort, freilich mit mehr Unterbrechungen, als auf dem Lande; zu Anfang der Fasten, wo die biblischen Lectüren erfolgten, hatte sie Goethe's sämmtliche poetische Werke beendigt, und war nach ihrer eigenen Aeußerung ebenso in ihrem Inneren aufgefrischt, wie von dem schönen Himmel Palermo's.

Seit ihrer Rückkehr von Italien war der kleine Abendgesellschaftskreis um ein Mitglied vermehrt. Der neue preußische Gesandte, General v. Rochow, sprach in seiner Unterhaltung die Kaiserin sehr an und wurde selbst vom Kaiser oft zu Tische geladen. Die Steifheit, die der russische Hof den Landsleuten der Kaiserin oft vorwarf, war diesem Manne weniger eigen, und seine Interessen gingen über die Grenze seines Berufes weit hinaus. Er hatte das Verdienst, beide Majestäten mit dem veränderten Geiste bekannt zu machen, der sich seit einiger Zeit merklich zu regen begann. Der Kaiserin selbst entging es nicht, welch ein Unterschied zwischen Goethe und Heine und den Dichtern des letzten Jahrzehntes herrschte. Die Meisterwerke der früheren Literatur ließ sie sich vorlesen, aber sie selbst war außerdem noch beschäftigt, die gegenwärtige kennen zu lernen, und schwerlich ist ihr ein hervorragendes Werk der vierziger Jahre unbekannt geblieben. Gegen ihren Vertrauten sprach sie oft eine böse Ahnung aus, von der sie bei der ganzen jetzigen Literatur ergriffen sei. Aber man

beruhigte sie. Als ihr die Scene zwischen Philipp und Marquis Posa im „Don Carlos" vorgelesen wurde, sprach sie: „Diese Zeit brauchen wir nicht erst zu erwarten, wir sind mitten darin; man spricht nicht allein seine Gedanken frei aus, sondern man veröffentlicht die frechsten." Ihre Besorgnisse, daß eine stürmische Zeit kommen würde, stiegen mit ihrer lebhaft fortgesetzten Lectüre. „Ich habe Sicilien und Italien gerade vor Thoresschluß gesehen," sprach sie ein anderes Mal, „und bezweifle, daß ich das diesmal versäumte Rom je sehen werde. Der neue Papst hilft selbst die Fackel anzünden."

Ehe aber der Hof sich im Frühjahr nach Zarskoe-Selò begab, lagerte sich über die Stadt ein unheimlicher Geist. Der Kaiser wurde ernstlich krank, und im Publicum trug man die seltsamsten Vermuthungen umher. Mandt als Katholik war Gegenstand des schwärzesten Argwohns. Der Kaiser hatte auf seiner vorjährigen Herbstreise im Inneren unerfreuliche Entdeckungen gemacht, war damals sehr verstimmt zurückgekommen, und im Laufe des Winters erfuhr er eine unverzeihliche Unordnung nach der anderen, so daß sein Gemüthszustand ein verzweifelter wurde. Er lag im April krank zu Bette und konnte von einer gefährlichen Krankheit nur durch starke Gallenentleerungen befreit werden. Diese erfolgten glücklicherweise, gaben aber der Stadt Anlaß zu den schlimmsten Vermuthungen. In derselben Woche war zugleich die Kaiserin einige Tage so schwach, daß sie nur ihrem gewöhnlichen Dienstpersonale zugänglich blieb. In der ganzen Regierung des Kaisers war es das erste Mal, daß beide Majestäten zugleich krank lagen, was die Stadt in eine unerhörte Bekümmerniß versetzte.

Trotz der Krankheit der beiden Majestäten reiste der Großfürst Konstantin zum Schluß seiner Erziehung nach England und hielt sich dort mehrere Monate auf, schrieb den Seinigen fleißig

und gewann die Hochachtung der meisten englischen Staatsmänner. Er hatte seinen Weg über Deutschland genommen und seine Verlobte in Altenburg besucht, die im Herbste des Jahres 1847 ihren Einzug in Petersburg halten sollte. Die Kaiserin verbrachte den Sommer in bester Gesundheit und in Spannung, die Braut kennen zu lernen. Diese langte am 12. October zur Freude des Kaisers und der Kaiserin an und brachte neues Leben in die Familie. Obgleich an einem kleinen Hofe erzogen, fand sie sich mit so großer Leichtigkeit in den Familienton, daß man hätte glauben können, sie sei im Winterpalaste geboren.

Es folgten für die kränkelnde Kaiserin und die Prinzessin drei schwere Tage; an dem einen erfolgte die Mündigkeitserklärung des Großfürsten Konstantin, der am 9. September zwanzig Jahr alt geworden war; am zweiten die kirchliche Verlobung mit der Prinzessin Alexandrine, die nach dem Uebertritt zur griechischen Kirche Großfürstin Alexandra Josephowna wurde, und am dritten die Vorstellung aller hoffähigen Personen, gegen achttausend an der Zahl. Die ganze kaiserliche Familie blieb nach diesen Festen in der Stadt und es begann ein reges Gesellschaftsleben; ein Ball folgte dem anderen, es schien, als sollte das seit Jahren Versäumte nachgeholt werden. Doch sah man öfters während des größten Jubels und der festlichen Lust ernste Männer in einer Ecke sitzen und ihr Gesicht von düsteren Gedanken überzogen. Die Zeitungen brachten täglich bedenklichere Nachrichten; die Kaiserin, welche die ausländischen Blätter sehr eifrig und ununterbrochen las, wurde mehr und mehr von bangen Ahnungen ergriffen, und sprach sich darüber sehr deutlich aus. Als ein namhafter Diplomat um jene Zeit Petersburg verließ, fragte er: „Werden wir Ihre Majestät nächsten Sommer im Auslande sehen?“ — „Glauben Sie noch an ein ruhiges Jahr?“ ant-

wortete sie entschieden; „mir scheint, den Zeitungen und anderen Schriften nach zu urtheilen, ein allgemeiner Sturm zu drohen.“ „Den Zeitungen nach jedenfalls,“ war des Diplomaten Antwort; „in meinen Kreisen ist man aber besser unterrichtet.“ — „Gott gebe, daß Sie Recht haben,“ setzte die Kaiserin hinzu; „ich ahne schon seit langer Zeit nichts Gutes.“ Der Kaiser theilte mit seiner hohen Gemahlin dieselben Besorgnisse, und erschien ernster als je. Die Fürstin Lieven schrieb um jene Zeit täglich Briefe aus Paris an die Kaiserin, aber keiner war im Stande, sie zu beruhigen. Sie erkundigte sich bei Einem, der den vorigen Sommer in Paris zugebracht hatte, über Guizot, da sie die Mittheilungen der Fürstin für einseitig hielt, und erfuhr, daß Guizot trotz aller Vorzüge in Frankreich bei der Mehrzahl verhaßt sei. Die Stadt theilte sich jetzt in einige sehr ernste Kreise und in viele andere, wo keine Nachricht im Stande war, den sorglosen Tanz zu unterbrechen. Die Butterwoche kam und verschloß durch Theater und Ball auch die letzten Ohren, die den bösen Klängen aus Europa noch offen gestanden hatten. Es war aber nicht die Sorglosigkeit allein, welche glänzende Feste feierte, es war auch die Gewißheit, daß bei dem etwaigen Umsturz von ganz Europa Rußland allein in seiner granitnen Ruhe verharren würde. Schon durchlief am Sonnabend dieser Woche ein dunkles Gerücht die Stadt, daß Guizot geflüchtet sei, und langte in einem Hause während des Gastmahls an, wo zwei Diplomaten sehr lebhaft über diese Frage stritten. Viele meinten, damit sei nun der ganze Sturm gründlich beschworen und man beeilte sich, morgen dem letzten Balle im Winterpalaste beizuwohnen, der schon um zwölf Uhr Mittags begann.

Die Säle waren ebenso vom Glanze der Lichter wie der Toiletten erfüllt; ein Blick auf die fröhlich tanzende Menge konnte

den Glauben erwecken, man befinde sich in dem ewigen Reiche des Friedens und des Glückes. Da öffnen sich plötzlich die Flügelthüren des lärmenden Saales; alle Augen richten sich dahin, und der Kaiser erscheint durch die Thür mitten im Saal, mit finsterer Stirn, ein Papier in der Hand, giebt ein Zeichen, die Musik schweigt mitten im Takte und die tanzende Gesellschaft steht auf seinen Wink regungslos still. Nach einigen Secunden ängstlicher Erwartung ruft er mit donnernder Stimme in den Saal hinein: „Meine Herren, satteln Sie Ihre Pferde, Frankreich ist eine Republik." Dann verließ er den Saal, und der Ball war geschlossen. Diese Nachricht drang noch denselben Tag bis in die fernsten Winkel der Stadt, selbst in solche Häuser, in denen sonst kaum eine europäische Angelegenheit vernommen wird. Kaufleute dritter Gilde fragten, ob es derselbe König sei, der erst zur Zeit von Nikolai's Regierung auf den Thron gekommen, und fühlten sich glücklich, in einem Lande zu leben, wo der Regent ihnen Schutz gewähre. In den höheren Kreisen meinte man, Louis Philipp habe kein besseres Loos verdient, zweifelte aber an der Fortdauer der französischen Republik. Deutschland hielt man für ruhig und fest eingeschlafen und für einer großen gefährlichen Bewegung unfähig. Um so mehr staunte man, als am nächsten Sonntage die Nachricht einlief, daß im südwestlichen Deutschland ernsthafte Unruhen ausgebrochen seien. Der Kaiser sagte zu seinen jüngsten Söhnen, den Großfürsten Nikolai und Michael, die noch mitten in ihrer Erziehung begriffen waren: „Möglich, daß Ihr Eure Studien nächsten Sommer auf dem Kriegstheater fortsetzen werdet." Von Preußen und Oesterreich glaubte man aber sicher, daß sie in den Stürmen feststehen würden. Und wieder am nächsten Sonntag traf die Nachricht ein, daß der Fürst Metternich geflohen sei. Diese Kunde langte unter Anderm in einem Saale an, wo ein

Franzose Vorlesungen über Gastronomie hielt und Metternichs Verdienste in dieser Wissenschaft besonders pries. Jetzt überließ man sich keiner Täuschung mehr über das, was kommen könne. Der Fürst Metternich war in den höheren Kreisen Petersburgs keineswegs beliebt, seine Stellung war immer russenfeindlich gewesen bei der lächelndsten Miene, aber er war die Stütze aller Conservativen in Europa gewesen, und die Wiener hatten für die liebenswürdigsten Epikuräer, aber für die blindesten Politiker gegolten. Und wieder den nächsten Sonntag kam ein Courier von der russischen Gesandtschaft in Berlin, ein junger Mann, dessen Familie dem Kaiserhause sehr nahe stand. Er brachte seine Depeschen geradenweges in das Cabinet der Kaiserin und hatte den Auftrag, mündlich hinzuzufügen, was man in der Eile nicht hatte niederschreiben können. Im Winterpalaste erfuhr man kaum Etwas von dem Inhalte der Depesche, umsomehr von der Wirkung, die sie auf die Kaiserin ausgeübt. Diese war inmitten der Erzählung in Ohnmacht gefallen und man hatte nur noch die Worte vernommen: „Und mein Bruder Wilhelm?“ Die nächsten Zeitungen theilten aber Alles, was sich in Berlin zugetragen, der erschreckten Stadt mit, und jetzt, wo man den Sturm so nahe vor Rußlands Grenzmauern sah, überließ man sich in der Hauptstadt der vollkommensten Ruhe und pries die bis dahin im Geheimen oft geschmähte Regierung des Kaisers laut als die richtigste und festeste.

Der Kaiser selbst erschien öfter als je in den Straßen zu Fuß und wurde von seinem Volke staunend angesehen. Die Ehrfurcht des sogenannten schwarzen Volkes war größer als je. Jedenfalls eines der seltsamsten Schauspiele! Während der Bürgerkönig Louis Philipp jahrelang in einem sein Leben sichernden Wagen mit eisernen Wänden an dem Publicum flüchtig vor-

beigefahren und seinem Schicksale dennoch nicht entkommen war, zeigte sich der Held des vierzehnten Decembers seinem Volke mit ruhiger Miene und sah mit Freuden das Vertrauen in seine Person auf allen Gesichtern ausgedrückt. Als er am Ostertage nach der Messe mit seiner hohen Gemahlin im offenen Wagen ausfuhr, sah er den unendlichen Raum um den Winterpalast mit Menschen erfüllt, die Beiden ein donnerndes Hurrah entgegenriefen. Bald ließ sich sogar eine öffentliche Stimme des Witzes charakteristisch für die einzelnen Länder vernehmen. Man sah drei Flaschen aufgezeichnet; die eine voll Champagner hatte schäumend den Kork, mit einer Krone versehen, von sich geworfen, eine zweite mit Bier angefüllt zeigte dasselbe Schauspiel, eine dritte mit Branntwein stand gut gepfropft ruhig neben den beiden, und auf der Höhe des Deckels las man in russischer Sprache das Wort: „Kronssiegel". Aus Polen lauteten die Nachrichten gut; das Auge des Feldmarschalls wachte über Alles, und im größeren Theile des inneren Rußlands erfuhr man kaum Etwas von den Begebenheiten Europa's.

Der Hof bezog jetzt nach den Festen das Land wie gewöhnlich, und hier hatte die Kaiserin mehr Muße, aus den Zeitschriften die ganze Bewegung kennen zu lernen. Auffallend war es vielen Staatsmännern, daß in einem humoristischen Volkskalender Berlins der vierundzwanzigste Februar schon im vergangenen Jahre als bedenklich für Frankreich bezeichnet war; aber der andere Umstand, daß in demselben witzigen Buche Deutschland als im tiefsten Schlafe versunken dargestellt wurde, ließ es zuletzt doch mehr für einen glücklichen Zufall gelten. Als kurz vor der Eröffnung des Frankfurter Parlamentes Freudenfeuer auf allen Bergen loderten, sagte Nesselrode sehr bedeutsam: „Keine Gefahr mehr! Es ist deutscher kindischer Enthusiasmus,

der gleichzeitig mit dem Feuer wieder verlodern wird; in einem Jahre ist Alles vorüber.“ Aber Petersburg blieb in den nächsten zwei Jahren nicht ganz das alte, vormärzliche. Die erste auffallende Erscheinung war, daß in Kurzem alle vierspännigen Wagen verschwanden und die reichsten Familien sich selbst gewisse Einschränkungen auferlegten. Uebrigens war der Kaiser schon lange seinem Volke mit diesem Beispiele vorangegangen. Aber Petersburg sah auch bald eine Menge russischer Familien wieder, die seit Jahren im Auslande angesiedelt, ja eingewurzelt gewesen waren, und die jetzt, von der Revolution vertrieben, sich ihres Vaterlandes erinnerten und daselbst eine ruhige Zuflucht fanden. Unter den Zurückgekommenen befanden sich viele im Auslande geborene Fräulein, deren erstes und schweres Geschäft es wurde, ihre Landessprache zu erlernen. Während sonst die Dampfschiffe von Petersburg nach Stettin und Lübeck mit Abreisenden überfüllt waren, zogen sie jetzt fast leer dahin und kamen überladen zurück. Petersburg war also um viele Tausende Einwohner reicher als sonst, und da im Sommer Alles auf das Land zieht, so entstand Mangel an Landwohnungen.

Im politisch ruhigen Rußland zeigten sich aber bald Spuren der asiatischen Cholera, die in kurzer Zeit eben so ernstlich auftrat als vor siebzehn Jahren. Natürlich wüthete sie am meisten in der Stadt, aber auch Peterhof blieb nicht ganz verschont, was die ungewöhnliche Menge Einwohner veranlaßte. Die Kaiserin verbrachte den ganzen Sommer in größter Zurückgezogenheit auf dem Lande, nur mit aufklärender Lectüre beschäftigt; ihre Ansichten theilten sich bald und sicher dem aufgeregten Kaiser mit, der jedenfalls von der großen Bewegung der Zeit plötzlicher überrascht worden war, als seine Gemahlin, die schon im vorigen Jahre die Sturmvögel eines Ungewitters in den Zeitschriften

erkannt hatte. Die Abneigung des Kaisers gegen sogenannte freie Staatsverfassungen war bekannt; er sah in denselben nicht allein das monarchische Princip geschwächt, sondern auch die freie Volksbewegung gehemmt, ja er erklärte eines Tages in jener Zeit sich gegen einen auswärtigen Gesandten deßhalb gegen alle Verfassungen, weil dieselben die Geburtsrechte der Einen und die Steuerfreiheit der Anderen begünstigten, des eigentlichen Volkes dabei aber gar nicht gedacht würde. Man weiß ferner, daß er die Republik als gleichberechtigt neben die unumschränkte Monarchie setzte. „Republiken sind aber in unserer Zeit deßhalb unmöglich,“ sagte er eines Tages zu einem seiner Minister, „weil es keine Republikaner giebt. Ein Franzose der heutigen Republik schreibt an mich und bittet mich um einen Orden, die in der Republik abgeschafft sind. Ist das ein Republikaner, der sich an einen fremden Monarchen wendet? Meine Russen thun dasselbe, aber sie sprechen nicht von Republik.“

Das häusliche Glück des Kaisers blieb inmitten dieser veränderten Zeit ganz dasselbe, das es immer gewesen. Er schmückte jetzt das liebliche Peterhof mit einer Menge kleiner sicilianischer Andenken, fuhr mit allen den Seinigen bald hier-, bald dorthin, und sah der ausländischen Bewegung mit größter Ruhe zu. Die junge Prinzessin blieb in der Nähe ihrer zukünftigen Schwiegermutter und theilte deren Abgeschiedenheit, lernte die russische Sprache, studirte die Geschichte des Landes und wurde der Kaiserin ein Ersatz für die heimgegangene Tochter. Am dreißigsten August a. St. erfolgte die Vermählung des jungen Paares im Winterpalaste, und der Hof begab sich auf eine Woche in die Stadt. Man war seit Jahr und Tag beschäftigt, den Marmorpalast für diesen Großfürsten neu einzurichten, den der Großfürst gleiches Namens vor ihm nur wenig bewohnt hatte. Außerdem

fielen dem jungen Paare Pawlowsk und Strelna als Landsitze zu, und auch im letzteren wurden viele Veränderungen getroffen. Die Kaiserin verlor unmittelbar nach der Hochzeit auch diese Großfürstin aus ihrer Nähe, und fühlte sich nun mit jedem nächsten Jahre einsamer.

Die politischen Ereignisse hatten eine Gestalt angenommen, daß sie mit den Familienangelegenheiten der Kaiserin in Deutschland auf das Engste verschmolzen waren. Selbst der polnische Krieg vom Jahre 1831 hatte sie nicht so schmerzlich und lebhaft berührt, als dieses Jahr, wo fast jede Zeitung eine Nachricht über ihre so ausgebreitete Verwandtschaft brachte. Staatsdamen, Hoffräulein und was sonst das Gefolge einer Kaiserin ausmacht, standen ihr jetzt ferner für die Unterhaltung, als ihre Töchter und Söhne, die aber eben von dem häuslichen Heerde sich schon losgetrennt hatten. Sie vermißte daher die junge Großfürstin nach ihrer Verheirathung recht fühlbar, und obgleich die einzelnen Glieder sich zehn Uhr Morgens alle bei ihr zu versammeln pflegten, so war dies doch auf dem Lande durch die Entfernungen nicht immer möglich. Der Vorrath an Gesundheit, den sie aus Palermo mitgebracht, verschwand allmälig, und unter den jetzigen Verhältnissen war auch eine Reise in ein Bad unmöglich. Oft entschlüpfte ihr ein leiser Seufzer über die Veränderungen, die die Welt seit zehn Jahren mit ihrer Familie zusammen erlebt hatte; denn sie waren größer, als man sie hatte voraussehen und ahnen können. Nur des Kaisers Liebe und Verehrung war unwandelbar geblieben und dieser Gedanke hielt die allmälig Hinwelkende aufrecht und muthig. Oft blieb sie in jenen Jahren ganze Tage allein auf dem Sopha ausgestreckt und ließ sich vorlesen, und wenn sie der Tagesneuigkeiten genug angehört hatte, so eilte sie mit Sehnsucht in ein anderes Gebiet der Welt, sie theilte die

ländlichen Freuden mit Vossens „Luise", den hohen Ernst und die Leiden eines Tasso. Der Kaiser trat mit der alten Zärtlichkeit zu ihr ins Zimmer, sobald zwischen den Berichten zweier Minister ihm einige Minuten frei blieben. Fiel diese Lectüre nach seinen Ausfahrten zwischen drei und vier Uhr, so hörte er selbst bisweilen zu und beklagte sich, von jeder Unterhaltung dieser Art abgeschnitten zu sein. Den leisesten Wunsch der hohen Frau suchte er zu errathen und zu erfüllen und widerrief in solchen Fällen seine eigenen früher ertheilten Befehle. „Schade, daß wir auf dem Lande sind," sagte einst die Kaiserin, „heute wäre ich gern ins Theater gegangen." Der Kaiser schwieg, als ob er den Wunsch überhört hätte, aber Abends acht Uhr führte er seine Gemahlin in das auf das Land befohlene Theater.

Im Garten von Zarskoe-Selò waren die Wachen so vertheilt, daß der Kaiser auf seinen Morgenspaziergängen nicht durch Bittschriften angegangen werden konnte. Und doch bemerkte er eines Tages, daß eine Wache zwei Damen in seine Nähe am Garteneingange zum Schlosse kommen ließ. Auf des Kaisers Frage antwortete die Wache, daß diese Damen der Kaiserin eine Bittschrift übergeben wollten. Augenblicklich ging er freundlich auf sie zu. „Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?" redete er sie an. „Die Fürstin Alexandra Iwanowna O. wagt es, Ihrer Majestät der Kaiserin eine Bitte vorzutragen!" — „Aber konnten Ihre Durchlaucht keinen anderen Weg einschlagen?" — „Majestät", sprach die verwirrte ängstliche Dame, „ich komme aus dem Gouvernement Simbirsk an die Newa, habe drei Wochen lang alle mir gerathenen Wege eingeschlagen, um zur Majestät zu gelangen und es ist mir nicht gelungen. Dies ist der letzte verzweifelte Versuch." — „Und worin besteht Ihre Bitte?" — „Diese meine Tochter in ein kaiserliches Erziehungsinstitut ab-

zugeben." — „Erlauben Sie, daß ich Sie selbst zur Kaiserin führe und Ihr Gesuch persönlich unterstütze." Der Kaiser führte nun beide Damen durch das Schloß nach dem Cabinet der Kaiserin und ließ sich unterwegs die näheren Umstände der Familie auseinandersetzen. Im Vorzimmer des Cabinets angekommen, ließ er sich anmelden und wurde gebeten, einige Minuten zu warten. „Wir sind zur unrechten Zeit gekommen," sprach er, „aber ich hoffe doch, daß die Majestät uns das verzeihen wird." Jetzt trat die Kaiserin selbst heraus in das Vorzimmer, einen langen geräumigen Saal. „Verzeihen Ew. Majestät meine Dreistigkeit," sprach er, „ich führe Ihnen eine Dame zu, die ohne meine Vermittlung leicht hätte arretirt werden können, und wende mich an Ihre Huld, das Gesuch dieser Fürstin zu gewähren." — „Treten Sie doch zu mir ins Cabinet," entgegnete die Kaiserin lächelnd. „Leider muß ich auf diese hohe Ehre verzichten, mich erwarten Dienstgeschäfte; Ew. Majestät werden deßhalb erlauben, daß ich mich entferne und diese Damen Ihnen nochmals empfehle. Sollte dieselbe auch eine Bitte an mich zu richten haben, so ersuche ich Ew. Majestät, sie in meinem Namen anzuhören." Damit entfernte er sich.

Kaiser und Kaiserin hatten selten Gelegenheit, einen Blick in das Leben von Familien zu werfen, die in einer entfernten Provinz auf dem Lande wohnten. In der Bittschriften-Commission waren nicht weniger Beamte beschäftigt, als in einem Departement der Ministerien; die Anzahl der Gesuche ging jede Woche in die Tausende, und was den Majestäten davon zur Bestätigung vorgelegt wurde, konnte nicht erst noch einmal in seinen Einzelnheiten untersucht werden. Des Kaisers Geschäftsstunden waren durch das ganze Jahr hindurch auf die Minute vertheilt, die Kaiserin war hinsichtlich der Zeit etwas besser

bestellt, und sie drang öfter in die Lage einzelner Familien der Stadt und des Landes ein und theilte dem Kaiser mit, was sie erfahren. Leider sieht man vom Throne herab die Dinge zu sehr durch fremde Augen an und geräth zuletzt in Zweifel, welchen von allen man trauen soll. Bei der Vermählung des Großfürsten Konstantin sollte die kaiserliche Gnade sich besonders auf eine Anzahl Gefangener erstrecken, die im Schuldthurme saßen. Die Kaiserin zog die genauesten Erkundigungen ein, welche die der kaiserlichen Gnade würdigsten seien, hörte aber über die genannten Personen so entgegengesetzte Urtheile, daß sie zuletzt selbst nicht wußte, wen sie empfehlen sollte und wen nicht. Sie konnte mißtrauisch werden gegen Personen, die ihr Vertrauen seit Jahren besaßen, und zuletzt wurde einer der Genannten übergangen, gegen den sich laute Stimmen ihrer Umgebungen erhoben hatten. Wie fühlte sie sich gekränkt, als sie nach sechs Wochen erfuhr, daß der Genannte von den Gerichten selbst freigegeben wurde. Jetzt vernahm sie aus dem Munde einer Fürstin nicht allein die ärmliche Lage, in der sich diese Familie ohne besonderes Verschulden befand, sondern mit derselben den Zustand der ganzen Provinz.

Doch kehren wir zu unserer oben eingeführten Bittstellerin zurück. Es war schon eine Stunde vergangen, als der Kaiser wiederkam und mit Erstaunen dieselbe noch im Gespräch mit der Kaiserin fand. Die Fürstin wurde jetzt entlassen, aber ihre Gesuche wurden gewährt. Beide Majestäten freuten sich herzlich, wenn sie Jemandem gründlich geholfen hatten, denn die meisten Wohlthaten gingen doch durch andere Augen und Hände und selten war die Gewißheit da, daß sie an den Würdigen gelangt seien. Ein Generaladjutant trug dem Kaiser einst eine Bitte für eine Familie vor und das Verlangte setzte den Monarchen in

Erstaunen. „Und womit hat diese Familie solche Aufmerksamkeit, ja solche Auszeichnung verdient?" frug er ernstlich; „denn ich lasse nicht den geringsten Dienst unbeachtet." — „Ich wende mich an die Gnade und Großmuth Ew. Majestät," fuhr der Bittende fort. „Gnade," rief der Kaiser mit finsterer Stirn, „erwarten wir Alle von Gott, von mir aber, dem Selbstherrscher des Landes, erwarten die Unterthanen Gerechtigkeit." Nach diesen Worten ließ jener die Bitte fallen.

In diesen Jahren, wo vier Zweige des kaiserlichen Hauses schon ihren eigenen Heerd gegründet hatten und nur die beiden jüngsten Söhne, die Großfürsten Nikolai und Michael, noch zum Stamm gehörten, sah die Kaiserin allmälig eine neue Welt um sich entstehen. Die letzten Diener, die aus Berlin ihr gefolgt waren, starben, und zwei ihrer wichtigsten Beamten wurden ihr binnen Kurzem durch den Tod entrissen. Einer derselben hatte die Privatgelder der kaiserlichen Familie mit der größten Rechtlichkeit verwaltet und sein Tod preßte der hohen Frau aufrichtige Thränen ab. „Dreißig Jahr hat er uns redlich gedient," rief sie bekümmert aus, „und wird schwer zu ersetzen sein. Gehen Sie augenblicklich zu der hinterlassenen Familie," sagte sie zu einem zuverlässigen Mann, „ziehen Sie die genauesten Erkundigungen ein, und schicken Sie die älteste Tochter zu mir." Sie machte sich mit den kleinsten Umständen dieser Familie vertraut und sorgte auf das Beste für sie. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie einen Vorfall aus den letzten Jahren ihres Lebens, der in Rußland unerhört, ja unmöglich schien. Derselbe Beamte hatte eine Mühle, die zu dem Tafelgute der Kaiserin, zu Roptscha, gehörte, an einen Bauer verpachtet, ohne im Contracte alle Fragen des Nießbrauches berührt zu haben. Es entstand nach einiger Zeit ein Zweifel über die Rechte des Pächters, und, da dieselben nicht

gelöst werden konnten, ein Prozeß, und das Stadtgericht von Oranienbaum entschied zu Gunsten des Bauers gegen die Kaiserin. Der genannte Beamte hielt einen Ausspruch gegen die Kaiserin für unmöglich, ja für unsinnig, und wandte sich an das Gericht von Zarskoe-Selò, dem höchsteigenen Landsitze des Kaisers. Auch dies Gericht entschied gegen die Kaiserin, und der Beamte fürchtete sich, seiner Gebieterin solch eine Nachricht zu überbringen. „Wie ärgerlich für eine Kaiserin," sagte sie, „einen Proceß gegen einen Bauer zu verlieren, wie einst Friedrich der Große gegen den Müller von Sanssouci, und doch andererseits wie erfreulich, daß die Gerichte unpartheiisch sind."

Nicht lange darauf starb auch ihr Secretär, Herr von Chambeau, dessen Tod sie noch mehr ergriff, denn er war seit dem Beginn dieses Jahrhunderts der königlichen Familie als Lehrer der französischen Sprache nach Königsberg, und später der Prinzessin Charlotte als Secretär nach Petersburg gefolgt. Dieser Mann war von einer peinlichen Gewissenhaftigkeit in seinem schwierigen Amte und besaß daher das Vertrauen der Kaiserin in vollstem Umfange. Ein Blick in seine Canzlei reichte hin, um sich einen Begriff von der Wohlthätigkeit der Kaiserin zu machen. Am Ersten jedes Monates erschienen dort die Armen, denen eine jährliche Summe aus der Schatulle der Kaiserin bestimmt war, und zwar erschienen sie zu Hunderten. Chambeau berechnete, daß Zweidrittel des ganzen Budgets der Kaiserin den Armen angehöre, und war oft ärgerlich, daß die hohe Frau zu wenig an sich selbst denke. Einst sprach er diesen Vorwurf gegen seine Gebieterin aus, und sie antwortete: „Möglich, daß ich zu wenig an mich denke, aber der Kaiser sorgt für mich mehr, als ich nur denken kann." Chambeau unterhielt in seiner Canzlei mehrere Beamten, deren einziges Geschäft es war, Arme zu besuchen und

ihre Lage gründlich kennen zu lernen. In der That reichten die Mittel der Kaiserin sehr oft nicht aus, sie wandte sich dann an den Kaiser selbst und bat um Beiträge aus den Cassen ihrer Kinder. Waren es die Armen allein, denen ihre wohlthätige Hand sich öffnete? Es gab viele Beamte, denen die kaiserliche Gnade in außerordentlichen Fällen zufloß, mehrere hochgestellte Familien, die nur durch die Wohlthätigkeit und Unterstützung der kaiserlichen Familie ihrem hohen Range gemäß leben konnten. Wie im alten Rußland war das Kaiserhaus noch immer die Gnadenquelle für Hohe wie für Geringe. Man schrie damals in Rußland wie im Auslande über die Schwierigkeiten, die den Badereisenden im Wege standen, aber Niemand sprach davon, daß die meisten, die doch auf ärztlichen Befehl dahin geschickt wurden, auch mit kaiserlichen Mitteln gingen, ja daß man den Beamten außer der Unterstützung noch ihren Gehalt während der Abwesenheit ließ. Chambeau unterlag plötzlich der Cholera, die sich trotz aller Vorsicht des Dr. Mandt zum ersten Mal unter das Hofpersonal verirrt hatte. Die Kaiserin war wie betäubt von diesem Schlage, der unerwartet plötzlich kam. In Berufsgeschäften war der alte Mann von Peterhof zur Stadt gereist, er kam denselben Abend krank zurück und starb nach wenigen Stunden. Der Kaiser hatte ihm in Peterhof ein Stück Land geschenkt und dort war eine stattliche Villa erbaut, in der er am Abend seines Lebens ruhig seinen Pflichten leben konnte. Er wurde in Peterhof begraben, nicht weit von seiner Besitzung, und die Kaiserin besuchte sein Grab regelmäßig, sobald sie jenen Landsitz bezog.

Das Jahr 1849 brachte für die Kaiserin noch mehr Kummer als das verflossene. Im Februar rückten die russischen Truppen, von Oesterreich gerufen, in Siebenbürgen ein, zuerst gegen

die Truppen des General Bem, als eine locale Maßregel; allein aus diesem ersten Schritte konnte leicht eine bewaffnete Intervention erfolgen und diese einen ernsten Feldzug nach sich ziehen. Aber schon in den nächsten Monaten schien der österreichische Kaiserstaat seiner Auflösung nahe, und die Wiener Zeitung versprach russische Hülfe. Die ungarische Revolution errang glänzende Erfolge, und der Kaiser fürchtete mit Recht, daß die Flammen des brennenden Nachbarhauses, wenn sie nicht gelöscht würden, bald auch das seinige erreichen könnten.

Die Kaiserin bezog im Mai das stille Zarskoe-Selò allein; der Kaiser war nach Warschau gegangen, um mit Franz Joseph sich über die zu leistende Hülfe zu besprechen; der Großfürst Michael folgte seinem Bruder nach, und der Großfürst Konstantin, eben erst von den Masern hergestellt, rückte mit dem russischen Hauptquartiere zusammen in Ungarn ein. Vier Jahre zuvor hatte der Thronfolger sich am Kaukasus das Georgenritterkreuz erworben, zur großen Freude des hohen Hauses, aber auch unter tausend Aengsten der Mutter. Jetzt waren die Augen der Kaiserin beständig auf den fernen Krieg gerichtet, und obgleich fast täglich gute Nachrichten einliefen, so war doch Nichts im Stande, ihren stillen, unbemerkten Kummer zu entfernen. Als endlich die Nachricht einlief, daß auch dieser zweite Sohn Georgenritter geworden sei, versammelte sie alle zurückgebliebenen Freunde desselben in Peterhof zu einem Gastmahle und trank mit denselben auf das Wohlergehen des jungen Helden. Eine feindliche Kanonenkugel war zwischen ihm und seinen Adjutanten niedergefallen, die in späteren Jahren seinen Schreibtisch als Papierpresser schmückte. Alle Nachrichten jedoch, die jetzt kamen, erregten neue Furcht und Schrecken, und unterhielten den tiefen inneren Kummer; sie war diesen Sommer von Unruhe verfolgt, und suchte umsonst in dem

heiteren Peterhof sich zu zerstreuen. Wohin ihre Augen sich richteten, ob nach Ungarn auf den Krieg, ob nach Preußen oder Deutschland auf die Revolution, oder nach Petersburg, nirgends fand sie Befriedigung. Sie schloß sich in Znaminsky, dicht bei Peterhof, mit ihrer Freundin Katharina Tiesenhausen ein, ließ sich Hoffmann, Tieck, Zschokke's Novellen vorlesen und glaubte sich dadurch in eine andere Stimmung versetzen zu können; umsonst. Ein Brief des Kaisers aus Warschau sprach sogar die Befürchtung aus, daß seine Intervention in Ungarn erfolglos bleiben möchte, er deßhalb länger in Warschau verweilen müßte, und dieser Umstand lastete am drückendsten auf ihr. Als nach einigen Tagen eine Depesche des Kaisers von der Unterwerfung Ungarns und von Frieden sprach, begann sie wieder aufzuleben und hielt ein Dankgebet in der kleinen Kapelle in Peterhof mit ihrem ganzen Hofe. Sie beschloß jetzt heiterer gestimmt noch eine Woche am Meere zu bleiben, da das Wetter den Monat August ungewöhnlich begünstigte. Da bildete sich plötzlich eine neue Wolke der Furcht über ihrem Hause. Es lief die Nachricht ein, der Großfürst Michael, des Kaisers Bruder, sei bedenklich krank, und bald folgte die Schreckensnachricht nach, daß er gestorben. Sie verließ Peterhof, um den gramgebeugten Kaiser in dem stillen Zarskoe-Selò zu erwarten. Ein härterer Schlag konnte den Kaiser nicht treffen, als der Verlust dieses Bruders, und das in einem Augenblicke, wo er Herr der Revolution geworden war.

Der Großfürst Michael, der jüngste Sohn des Kaisers Paul, war kaum zwei Jahr jünger als der Kaiser, hatte mit diesem die Kinderjahre, die Schulstube von Gatschina, die ersten Lebenserfahrungen getheilt, wie Konstantin mit dem Kaiser Alexander; aber die Charaktere waren einander mehr verwandt als die der beiden ältesten Brüder. Michael Pawlowitsch erkannte von

Jugend auf in dem älteren Bruder Nikolai eine Ueberlegenheit des Geistes an und verehrte denselben nicht geringer als den Kaiser Alexander, dem beide Brüder gleich fern standen. Diese freiwillige Unterordnung störte aber keineswegs das wahre Freundschaftsgefühl, das Beide an einander fesselte.

Der Großfürst Nikolai war, wie wir wissen, ernst und steif, Michael Pawlowitsch im Gegentheil immer guter Laune, heiter, und wußte oft den schwierigsten Verhältnissen einen Witz entgegenzustellen. Er erfüllte seine Dienstpflichten mit der Treue und Gewissenhaftigkeit eines Unterthans, und that sich in seinem öffentlichen Erscheinen, den Officieren, den Soldaten gegenüber, Zwang an. Derselbe Mann, den der sorglose Officier auf der Straße vermied, oder mit Aengstlichkeit und in vorgeschriebener Form grüßte, sorgte mit dem Herzen eines Vaters für seine Regimenter, und war in seinem Hause, Freunden und Vertrauten gegenüber, nur Herz und Gemüth, nur Heiterkeit und Wohlwollen. Mehr als Jemand im ganzen Reiche hatte er die Umstände, die glückliche oder unglückliche Lage der einzelnen Officiere, kennen gelernt, er unterstützte deren Gesuche beim Kaiser, belohnte, bestrafte mit gleicher Gerechtigkeit, und seine wohlthätige Hand war, wie die der Kaiserin, über sein Vermögen hinaus geöffnet. Der türkische wie der polnische Feldzug hatten ihn ebenso unerschrocken in Gefahren gesehen, wie einst der vierzehnte December. Gleich dem Kaiser spazierte er oft in den Straßen Petersburgs im Soldatenmantel, langsam, beobachtend, umher und wurde von Allen mit derselben Ehrfurcht gegrüßt wie der Kaiser. Sein Witz war treffend, aber nicht so persönlich verletzend, wie der des Fürsten Menschikof. Seine Dienstanstrengungen waren nicht geringer als die des Kriegsministers, und die Ergebenheit gegen den Kaiser ließ ihn auf allen Lebensgenuß verzichten. Das Glück, einen

Sohn unter seinen Nachkommen zu sehen, war ihm ohnehin versagt, und von den drei Töchtern waren ihm zwei in kurzer Zeit durch den Tod entrissen. Die Stimmung des so biederen Mannes wurde seit diesen Verlusten ernster, düsterer, und Vater und Mutter wachten mit ängstlichen Blicken über ihr drittes Kind. Selten gönnte sich der unermüdliche Mann eine Erholung im Auslande. Im Jahre 1847 dachte er ernstlich daran, ein Jahr zur Wiederherstellung seiner Gesundheit im Auslande zuzubringen und zwar ohne den Frack oder den schwarzen Oberrock abzulegen. „Ich kam mir anfangs fast lächerlich in Civilkleidern vor," sagte er, „aber nachdem ich sie einen Monat getragen, gefalle ich mir doch darin. Wenn ich reisen kann, so bin ich Privatmann in allen Beziehungen; ich möchte mit einem Freunde und mit einem Diener von einer Stadt zur anderen ziehen, ohne meine dreißig Vettern in Deutschland zu sehen; am liebsten bliebe ich einen Monat in Paris, das ich als junger Mann nur zu flüchtig gesehen habe. Ich gäbe Etwas darum, wenn ich einer Parade in Paris unbekannt als Civilist zuschauen könnte." Diese Pläne belebten den vortrefflichen Mann im Herbste des Jahres 1847, als die Gewitterwolken schon am Horizonte Europa's sich thürmten. Niemand verstand die hohe weibliche Würde der Kaiserin und den wohlthätigen Einfluß derselben auf den Kaiser so aufrichtig zu schätzen, als dieser Großfürst, der sie offen als das Palladium Rußlands bezeichnete. Wenn der Kaiser jetzt durch die Unterwerfung Ungarns den höchsten Triumph seiner Regierung feiern konnte, so traf ihn gleichzeitig der herbste Schlag. Er kam als ein anderer Mann im Herbste zurück und man sah ihn zum ersten Mal gebeugt. Niemand hatte ihm im Frühjahre die dreiundfünfzig Lebensjahre angesehen, er schien seit fünfzehn Jahren derselbe Mann geblieben zu sein, majestätisch im Gange,

offen und klar in seinen Gesichtszügen; nach dem Tode dieses Bruders aber war sein Haar plötzlich grau geworden und das Gesicht zeigte tiefe Falten. Er blieb, nachdem er das stille Landschloß zuerst betreten hatte, lange sprachlos in den Armen der Kaiserin, und sein Auge wurde feucht, sobald in den Geschäften Etwas an den Verstorbenen erinnerte.

Aber auch die Großfürstin Helene, bis dahin jugendlich schön und männlichen Geistes, widerstand dem Schmerze so vieler Verluste nicht und erschien niedergeschlagen. Einsam, in Gesellschaft ihrer jüngsten Tochter, verbrachte sie den Winter in dem großen, jetzt ausgestorbenen Palaste, den sonst Hunderte von Generalen und Officieren täglich betraten. Sie war nicht an so viel drückende Rücksichten gebunden, als der Winterpalast der Kaiserin auflegte, und sie hatte zu jeder Zeit es verstanden, ihre Mußezeit auszuschmücken. Ihr Haus und ihr Salon waren von dem des Großfürsten verschieden; denn dieser Bruder des Kaisers gehörte ausschließlich dem Dienste. Die Großfürstin sah an ihrem Tische wie an ihren Abenden nicht allein die Vertreter aller Zweige des russischen Lebens, sondern auch was von ausgezeichneten Ausländern, Reisenden, Künstlern, Gelehrten in Petersburg erschien, wurde in ihre Nähe gezogen. Der Akademiker von Baer, Vater der neueren Physiologie, der Graf Kaiserling, berühmt als Geologe, fanden einen bestimmten Platz an ihrem Tische und an ihren Abenden; der Graf Bloudof war stehender Hausfreund, ebenso stand sie in Verbindung mit den hervorragendsten ausländischen Männern der Wissenschaft und des Staatslebens. Der Ton der Unterhaltung war frei, ja freisinniger, als es der Winterpalast erlaubte. Jetzt blieb die hohe Frau in ihrer gerechten Trauer dem Publicum lange unsichtbar, und nur die nächsten Hausfreunde konnten sich ihr nähern.

Die Kaiserin hatte seit ihrer Rückkehr aus Palermo mehr Kummer erlebt, als ein Menschenleben ertragen kann; ganz Europa und besonders Deutschland, ihre Heimath, das königliche Haus und Berlin waren anders gestaltet, und in ihr nagte eine tiefe Trauer. Die politischen Ansichten Rußlands wurden täglich mehr verschieden von denen des Auslandes, und was sie bis dahin in bester Harmonie gesehen hatte, war heillos zerspalten, ja zerrissen. Eines Tages sagte sie: „Napoleon hat für die Mitte dieses Jahrhunderts ein republikanisches Europa oder ein kosakisches prophezeit; zwar ist Alles umgestaltet, aber keines von beiden eingetroffen, und ich sehe bei allen Veränderungen weder mehr Weisheit noch mehr Glück. Auch die gute Rossi hat das Unglück nicht verschont, sie hat ihr Vermögen verloren, ihr Mann seinen Gesandtschaftsposten, und nun muß sie von Neuem auf der Bühne ihr saures Brod erwerben.“ Sie war nicht allein von den Veränderungen, die so vielen ihrer fürstlichen Verwandten widerfahren, ergriffen, sie schenkte allen ihre herzliche Theilnahme, die sie gekannt hatte.

Dem Kaiser hatte man allmälig die Idee beigebracht, daß der einzige Grund aller Revolution nur in den Universitäten liege, und die neue Ansicht wurde in ihm besonders von einem Mecklenburger, der sich in Petersburg aufhielt, genährt. Er ließ ernstlich die Idee blicken, diese Heerde der Revolution ganz aufzuheben. Zwei Personen traten ihm entschieden mit anderen Ansichten entgegen: die Kaiserin und der Graf Nesselrode. Der berüchtigte Bakunin hatte damals vor den Gerichten in Rußland laut erklärt, auf deutschen Universitäten sei der Königsmord offen gepredigt worden; er hatte sein Leben damit gerettet. So sehr der Kaiser von dieser Aussage erstaunt und entrüstet war, hörte er doch noch zwei andere Männer an, die ihre Studien

auf der Berliner Hochschule gemacht hatten, und er kam zu der Ueberzeugung, daß Bakunin mit dieser Lüge sein Leben erkauft habe.

Seit fünfundzwanzig Jahren hatte der Kaiser in der Ueberzeugung gelebt, daß sein Regierungssystem für Rußland das einzig richtige sei, und die Ereignisse, die blitzschnellen Veränderungen und Umwälzungen im ganzen übrigen Europa halfen ihm dies jetzt nur bestätigen. Zwar fanden sich um jene Zeit auch in Petersburg eine Handvoll junger Leute, die ähnlich den Verschworenen des vierzehnten Decembers gewisse Hirngespinnste mit sich herumtrugen, aber von der wachsamen Regierung festgenommen und unschädlich gemacht wurden. Die innere Ruhe Rußlands, die Festigkeit des Kaisers erregten aber selbst im Auslande das Staunen der verschiedensten Partheien. Da die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums damals die Hauptfrage des Tages bildete, so hörte man nicht selten den Wunsch in gewissen Gesellschaftskreisen aussprechen: „Wenn doch einmal, dann diesen Cäsar," und ein feiner Patriot antwortete: „Jedenfalls müßte er aber zuvor ins Deutsche übersetzt werden." In der Zeit, wo in Deutschland so Vieles verändert und so Wenig geschaffen wurde, setzte der Kaiser sein Volk in Erstaunen durch die Eröffnung der neuen Eisenbahn von Petersburg nach Moskau, durch die neue stehende Brücke über die Newa, die mit Recht die erste Europa's zu heißen verdient, durch den Prachtbau des neuen Schlosses auf dem Kreml, durch den Musentempel der Eremitage, durch die Isaakskirche, deren Bau mit dem Anfange seiner Regierung begonnen hatte, am meisten aber durch die stille Bescheidenheit, mit der er sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte; nicht Prunk und Glanz, nur Dank gegen Gott, und das Gefühl seines Familienglückes waren dabei überwiegend. Viele seiner Minister

und Generaladjutanten waren heimgegangen, mehrere schwach und hinfällig, der alte Fürst Wolkonsky lebte zurückgezogen, der Fürst Tschernischef war krank und außer Thätigkeit, eine lebende Leiche; nur drei Männer seiner Regierung standen unverändert und lebensfrisch neben ihm: der Kanzler Nesselrode, der Graf Orlof und der älteste seiner Hausfreunde, Graf Adlerberg. Aber seine Familie war am meisten umgestaltet, eine Tochter, einen Bruder, zwei Nichten und Enkel hatte ihm der Tod geraubt, und zwei neuen Mitgliedern schien ein Verhängniß zu drohen. Sein Schwiegersohn, der Herzog von Leuchtenberg, suchte Gesundheit in Aegypten und Madeira, und die jüngste Schwiegertochter, die Großfürstin Alexandra Josephowna, war Gegenstand ernstlicher Berathung der Aerzte. Obgleich die letzten Jahre ihn gebeugt hatten, so stand er doch unter seinen Altersgenossen noch wunderbar kräftig da, so daß er in jenen Jahren den kranken Doctor Mandt öfters besuchte. Dieser lag wochenlang zu Bette wegen einer Knieverletzung. Der Kaiser stürzte während eines Manoeuvres mit dem Pferde, setzte sich aber ruhig wieder auf und blieb während des dicksten Regens noch drei Stunden bei seiner Pflicht, wohnte hierauf durchnäßt noch einer Messe bei und machte von da seinem kranken Arzte noch einen Besuch. „Ein Lahmer kommt zum anderen,“ sprach er, „auch ich bin gefallen, hatte aber nicht die Zeit, mich zu pflegen.“ Der Arzt erschrak, als er die Sache näher untersucht, und verordnete dem hohen Patienten, sich acht Tage der Heilung im Zimmer zu gönnen. „Danke schönstens,“ entgegnete der Kaiser, „für diesen Rath, habe leider nicht die Zeit, ihn auszuführen.“ Er ging in den nächsten Tagen hinkend im Palaste von Zarskoe herum, und begegnete Einem, der an Zahnweh litt. „Bedaure sehr,“ sprach er, „machen Sie's wie ich, denken Sie nicht daran.“

So groß sein Ernst im Cabinet bei Geschäften, um so heiterer war seine Stimmung im Hause und außerhalb desselben. Er wußte genau zu unterscheiden, wo er das ernste, majestätische Kaisergesicht zeigen mußte und wo ein milder, ja treuherziger Blick am rechten Orte war. Im Ganzen war der Kaiser in seinem Verfahren gegen Andere nicht strenger als gegen sich selbst, und mehr als einmal hat er Personen, die er, falsch unterrichtet, statt Anderer laut getadelt hatte, auch laut um Verzeihung gebeten. Es war auch nicht die Eintönigkeit und Weitläufigkeit, nicht der Druck der unendlichen Geschäfte, was seine Stirn in Falten zog, sondern die Unordnung, das Umgehen seines besten Willens, das heimliche Entgegenhandeln, das seinen gerechten Zorn erregte und bisweilen Tage lang erhielt. Sein Vertrauen wurde oft auf das Schreiendste gemißbraucht. Für eine Reise der drei Großfürstinnen von Moskau nach Petersburg reichte man ihm eine Rechnung ein, die groß genug war, mehrere Regimenter ein Jahr lang zu unterhalten. Im gerechten Zorne wollte er eine strenge Untersuchung anstellen, besänftigte sich aber und sagte: „Die Schuldigen finden wir doch nicht und bestrafen vielleicht die ehrlichen Leute. Die Rechnung soll der Nachwelt als Beweis dienen, daß meine Töchter in einer Woche so viel aufgegessen haben, als zwei Regimenter in einem Jahre." Geschäfte solcher Art verdüsterten ihn nur zu oft, ja er mußte sein Vertrauen oft Personen entziehen, die es lange Jahre hindurch besessen hatten. Man mußte eher seine Langmuth bewundern, die oft Gnade für Recht ergehen ließ, die Schnelle, womit er seine größte Aufregung zu bemeistern wußte, das Wohlwollen, das jeden Augenblick bereit war, zu helfen und Dienstleistungen zu belohnen. Er sah einen Officier in vollem Galopp, gegen die russischen Militärgesetze, über die Straße laufen, hielt ihn an und fragte: „Warum

solche Eile?" — „Meine Frau liegt in Kindesnöthen", antwortete der erschrockene Mann, „ich suche einen Arzt." — „Dann mit meinem Segen", sprach der Kaiser, und entließ ihn, nachdem er noch seinen Namen erfahren hatte. Im Laufe des Tages zog der Kaiser eine genaue Erkundigung nach den Umständen dieses Officiers ein und schickte am anderen Morgen einen Feldjäger mit einem Pathengeschenke. Er sah einen Generaladjutanten zu Fuß in den Anitschkow-Palast kommen und drückte seine Verwunderung darüber aus. Als jener einfach sein geringes Vermögen als die Ursache angab, schenkte ihm der Kaiser zuerst einen Wagen, hierauf die Pferde, und als er dennoch fortfuhr, zu Fuß zu erscheinen, da er mit denselben Einnahmen die Equipage nicht unterhalten konnte, so verdoppelte er den Gehalt desselben. Acht Uhr des Morgens machte er seinen Spaziergang in der Stadt und wählte zum Ausgange aus dem Schlosse die Treppe, welche zum Thronfolger führte. Er traf auf derselben oft einen Hofbeamten, der um dieselbe Zeit ins Schloß an seinen Beruf ging, auf derselben Stufe. Der Letztere bemühte sich nun besonders, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf seine Pünktlichkeit zu fesseln, verfehlte den hohen Herrn aber doch sehr oft um eine Minute. Doch trafen sie wieder auf derselben Stufe zusammen und der Kaiser fragte: „Wer von uns Beiden war schuld, daß wir uns verfehlt haben?" — „Die Uhren gehen verschieden, Ihro Majestät," sprach der Beamte. „Damit wollen Sie mich entschuldigen, daß ich zu spät gekommen; ich werde mich bessern." Ueber gewisse Vorfälle blieb er Tage lang so verstimmt, daß selbst aus seiner Familie Niemand es unternahm, ihm Vorstellungen zu machen; doch augenblicklich kehrte er zu dem alten, heiteren Ton zurück, sobald er über die Ursache seines Grolles anders belehrt worden war. Auf einer Kunstausstellung sah er das Bild eines

jungen russischen Malers, der von ihm besonders unterstützt worden war, und kaufte es für einen hohen Preis. Der Lehrer dieses Künstlers war ein Franzose, der in der Eremitage für den Kaiser beschäftigt war, und der Kaiser verfehlte nicht, dem Meister anzuzeigen, daß er ein Werk seines Schülers angekauft habe. Dieser, von Neid und Mißgunst angetrieben, brachte dem Kaiser den Gedanken bei, daß der größte Theil jenes Bildes ihm angehöre und von dem Schüler nur copirt worden sei. Ueber einen solchen Betrug empört, ließ der Kaiser den jungen Maler seine Ungnade auf das Bitterste empfinden, und Niemand wagte zu untersuchen, ob mit Recht oder Unrecht. Da trat ein schlichter Mann dem zornigen Kaiser gegenüber und sprach in einem so freien Tone, wie kein Souverain ihn sich erlaubt hätte, über den Vorfall, und klärte den Kaiser über die Wahrheit der Sache auf. Das war der Cabinetsmaler Sauerweid, den der Kaiser freilich seit seiner Jugend als einen wahrheitliebenden Mann kannte. Der weltgebietende Mann dankte für diese Berichtigung, schenkte dem Unschuldigen seine Gnade von Neuem und schickte den Verläumder über die Grenze. Seine große öffentliche Thätigkeit, seine hohen Regententugenden überschatteten gleichsam eine Menge Züge, die dem innersten Gemüthe des Menschen angehören und die sein Herz ebenso kaiserlich erscheinen lassen wie seinen Geist. Sie fanden selten oder nie einen Weg zu den Ohren des Publicums, und man konnte sie bei der Beurtheilung seines Charakters nie zu Rathe ziehen. Die Zeitungen verkündigten zwar allgemeine Regierungsacte, Ukase, Ordensverleihungen und Rangerhöhungen; sie lehrten also den allmächtigen Selbstherrscher kennen, aber nie den Mann in seinem inneren häuslichen Leben.

Man kannte seinen Ausspruch, daß die Stärke eines Staates in der Einheit seiner Gesetze, seiner Sprache und Religion bestehe,

aber es ist für ihn nie zum Grundsatze seiner Regierung geworden; blinder Eifer solcher dienstbeflissenen höheren Beamten, die dem Selbstherrscher überall in die Hände arbeiten wollten, hat diese Ansicht des Kaisers für die Grundregel seiner Regierung ausgegeben, in dem Inneren des Kaisers ist es aber nie zur Ueberzeugung und Richtschnur geworden. In derselben Zeit, wo der Kaiser jenen Ausspruch gethan hatte, wurden viele Ausländer unaufgefordert russische Unterthanen ohne des Kaisers Willen und Wissen, und als einer von Rußland als seinem neuen Vaterlande sprach, verbot er es demselben geradezu mit den Worten: „Sie sind und bleiben Ausländer, aber darum doch in meinen Diensten." Ebenso traten manche Protestanten zur griechischen Kirche über; wir wissen nicht, ob es der Kaiser erfuhr. Auf das Bestimmteste aber wissen wir folgenden Vorfall. Mit dem Großfürsten Konstantin wurde ein junger Mann erzogen, dessen Mutter den Kaiser benachrichtigte, daß ihr Sohn, fünfzehn Jahr alt, aus eigener Ueberzeugung zum griechischen Glauben übertreten würde. „Ein Knabe von fünfzehn Jahren hat keine Ueberzeugung, Madame," war des Kaisers Antwort, „ich kann Sie nicht hindern, mit Ihrem Sohne zusammen zu einer anderen Kirche überzutreten, aber es geschieht gegen meinen Wunsch." Die Mutter glaubte den Kaiser zur ungelegenen Zeit gesprochen zu haben und setzte ihr Vorhaben im Stillen fort. Endlich erschienen Tag und Stunde, wo die Aufnahme des jungen Mannes in die griechische Kirche im Schlosse selbst vor sich gehen sollte; als der Kaiser es erfuhr, schlug er es aus, die Pathenstelle zu übernehmen, und verließ das Schloß während der heiligen Handlung für den ganzen Tag.

Ebenso wenig wie des Kaisers politische Ansichten und Regierungsgrundsätze sich mit der Zeit änderten, ebenso warm blieb sein Herz und sein Sinn für das Familienleben und das häus-

liche Glück. Er zählte jetzt ebensoviel Enkel, als vor zwanzig Jahren Kinder, und obgleich seine Zeit eben so beschränkt war, wie damals, so sah er sie doch einmal im Laufe des Tages im Winterpalaste oder im Schlosse der Großfürstin Maria Nikolaewna. Die Zärtlichkeit gegen die immer mehr kränkelnde Kaiserin blieb sich vollkommen gleich, und die einzigen Augenblicke seiner kargen Erholung waren in ihrer Nähe. Die Schwäche derselben wuchs allmälig so, daß man sie selten öffentlich sah, und wenn sie ausfahren konnte, so geschah es im verschlossenen Wagen. Die letzten Jahre hatten ihre Nerven vollends zerrüttet, sie mußte selbst den Besuch der Anstalten ihrer Tochter und Schwiegertochter überlassen. In der Fastenzeit hatte sie sonst den Prüfungen und Entlassungen in Smolna regelmäßig beigewohnt, jetzt, wo auch dies ihr unmöglich wurde, ließ der Kaiser die Zöglinge in den Winterpalast kommen, und die weibliche Jugend nahm von dort den kaiserlichen Segen in die Welt, in die sie treten wollten. Das Familienleben des Kaisers und der Kaiserin hauchte aber vom Throne herab einen neuen Geist in alle Familien der Stadt und des Landes, und der Anfang dieses Jahrhunderts war in dieser Hinsicht anders gestaltet als die Mitte. Ein Großwürdenträger sagte um jene Zeit, 1850: „Der Kaiser hat mir Alles verliehen, was einem treuen Staatsdiener geboten werden kann; außer der Fürstenwürde hat er mich mit allen Orden und Bändern seines Reiches beehrt und ich bin ihm dankbar; aber am dankbarsten dafür, von ihm gelernt zu haben, daß Familienglück das höchste, wenn nicht das einzige dieser Erde sei.“ Der Kaiser bemerkte und rügte Abweichungen von den guten Sitten, die in seinem Hause herrschten, aber er unterstützte auch Diejenigen, die sich einen eigenen Heerd gründen wollten, ja er begünstigte deren Beförderung im Dienste. Der Weihnachtsabend sah selbst in den

letzten Jahren die ganze kaiserliche Familie um den Christbaum versammelt, ja im Schlosse dachte man wochenlang zuvor daran, ihn zu verherrlichen, und viele Familien, die jenen Abend zu Hause feierten, sahen sich plötzlich von einem kaiserlichen Geschenke überrascht. Die kaiserliche Familie war überhaupt trotz der unermeßlichen Höhe und Macht, die sie von Stadt und Land zu trennen scheint, doch weit inniger mit denselben verflochten, als der kleinste deutsche Fürst mit seinen Unterthanen.

## Neuntes Kapitel.

# Des Kaisers Ende.

Des Kaisers geschwächte Gesundheit. — Was er für Petersburg gethan. — Die Kaiserin in Schlangenbad. — Der orientalische Krieg. — Des Kaisers Krankheit und Tod. — Sein Testament.

Mit dem Jahre 1851 hatten des Kaisers politischer Einfluß und Macht einen Höhepunkt erreicht, wie ihn, den ersten Napoleon ausgenommen, kein Monarch in diesem Jahrhundert gekannt hat. Durch ganz Europa schien die Ruhe so wiederhergestellt zu sein, wie sie in den Jahren 1834 bis 40 gewesen war. Man las auf dem Gesichte der höheren Petersburger Gesellschaft einen stillen Triumph, den sie mit ihrem Kaiser gemeinsam feierte. In der Unterhaltung herrschte ein anderer Ton; man fing an, alles Das laut zu preisen, was man früher im Stillen getadelt hatte. Des Kaisers schöner, ruhiger Gesichtsausdruck war wiedergekommen, seine Gestalt bewegte sich von Neuem mit Majestät wie vor dem Jahre der Revolution. Auch die immer kränkelnde Kaiserin schien frischer zu sein und bewegte sich viel auf dem Lande in offener Kalesche. In Peterhof schien mit dem besten Wetter auch der alte Glanz, die alte Familienfreude zurückgekehrt zu sein; die Großfürstin Olga war dahin

gekommen, sowie der Erbgroßherzog von Weimar mit seiner Gemahlin. Am 25. Juni, des Kaisers Geburtstage, war sogar, gegen die Regel der früheren Jahre, ein großes Galagastmahl im Schlosse, zu welchem die kaiserliche Familie erschien, und zum 11. Juli, dem Namenstage der Großfürstin Olga, war eine prachtvolle Illumination des Gartens, und das Ballet „Undine" wurde bei Tageslicht auf dem Wasser aufgeführt. Dies Landstädtchen mit dem Schlosse Peters des Großen war im Laufe von fünfundzwanzig Jahren so verschönert, mit so reichen Erinnerungen ausgeschmückt, daß die Einwohner Petersburgs, die es seit einer Reihe von Jahren nicht gesehen hatten, es nicht wiedererkannten, und die Fremden nichts Aehnliches im übrigen Europa danebenzuhalten vermochten. Der Kaiser hatte bei diesen unübersetzbaren Bauten an Alle gleichmäßig gedacht, zuerst allerdings an seine Gemahlin und seine Familie, aber auch für die Aufnahme fremder Fürsten, wie für die Minister, General- und Flügeladjutanten, selbst für die Besuche der Stadtbewohner war gesorgt, nur sich selbst hatte der Selbstherrscher vergessen. Das kleine Privathaus Alexandria im Parke war so geblieben, wie er es vor einem Menschenalter hatte aufbauen lassen; es war noch immer das Heiligthum seiner Familie, in das kein zum Kaiser gehender Geschäftsmann seinen Fuß setzte. Gleich allen anderen Beamten fuhr er jeden Morgen in das Schloß und empfing dort seine Minister, ohne sich die Ruhe und Bequemlichkeit zu gönnen, die jeder andere Fürst, ja jeder Minister beanspruchte. Peterhof war ihm jetzt besonders theuer durch die Erinnerungen der dreißiger Jahre, wo die ganze Familie noch ungetheilt beisammen gewesen war. Hier führte er, der schönste Mann Europa's und der mächtigste Herr der Welt, das Regiment der Chevaliergarde, dessen Chef die Kaiserin selber war, an der hohen Frau

vorüber, die auf dem Balkon mit ihren Staatsdamen dem kriegerischen Schauspiele freundlich zusah. Hier fuhr er in einem Landauer Wagen die Kaiserin und die ganze Familie langsam durch den Park, dessen Gänge er selbst angeordnet hatte; hier hielt er des Abends im buntesten Publicum bei der Musik und verbot jede Ehrenbezeichnung gegenüber seiner Person. Hier hielt er oft des Abends im englischen Parke und hörte den Nachtigallen zu. Der Palast Anitschkow in der Stadt war Zeuge seiner glücklichen großfürstlichen Zeit, Peterhof war es der kaiserlichen Periode. Beide Majestäten sehnten sich das ganze Jahr hindurch nach diesem Lustschlosse wie Sclaven nach ihrer Freiheit.

Im Jahre 1851 werkte man äußerlich kaum, daß zwei Jahre zuvor ein Sturm durch Europa und durch das Gemüth des Kaisers geweht hatte; es schien Alles, gleich dem neuen Winterpalaste, auf das Beste wiederhergestellt. Nur der Doctor Mandt schien sich über die Gesundheit des Kaisers keiner Täuschung zu überlassen. Eines Tages kam dieser sehr ernsten Gesichtes in eine Gesellschaft, und als er nach den Ursachen dieser Verstimmung gefragt wurde, äußerte er sich auf folgende Weise: „Die Wissenschaft ist im Stande, eine so angegriffene Natur, wie die der Kaiserin, noch lange hinzuhalten, die seltene Gemüthsruhe der hohen Frau ist ohnehin ihre beste Arznei; sie bedarf von Zeit zu Zeit einer Auffrischung, eines Bades, einer anderen Luft auf mehrere Monate und dann ist sie wieder für einige Jahre hergestellt. Aber der Gesundheitszustand des Kaisers fängt an, mir mehr Kopfbrechen zu machen; ein kleines Versehen von meiner Seite würde schlimmere Folgen nach sich ziehen, als der Verlust einer großen Schlacht.“ Man drang in ihn, sich darüber deutlicher auszusprechen, aber der vorsichtige Mann ließ sich auf keine weiteren Erörterungen ein. Viele andere Männer und

Frauen hatten außer Mandt Gelegenheit, den Kaiser in kleiner Gesellschaft der Seinigen zu sehen und sein Wesen zu beobachten; auch diese bemerkten manche Aenderung an ihm. Er redete gewisse Personen seiner Umgebung bei guter Laune nie anders als lateinisch an, sprach dann so lange mit ihnen, bis Beiden der classische Vorrath ausging, und er sich herzlich lachend entfernte. Diese Gewohnheit bemerkte man neuerdings seltener, ja sie schien ganz aufgehört zu haben. In seiner gesellschaftlichen Unterhaltung vermißte man die Ruhe, mit der er sonst auf das Gutmüthigste einen Berg von Widersprüchen aufbauen ließ, um denselben dann mit einem Worte, wie ein Kartenhaus, umzublasen; auf seinen einsamen Spaziergängen in Peterhof und Zarskoe-Selò sprach er bisweilen mit sich selbst, eine neue Gewohnheit, die aus einer ganz anderen Stimmung im Inneren hervorging. Der Ton seiner Rede wurde leicht gereizter und heftiger, als sonst; kurz, es waren für einen scharfsichtigen Arzt Kennzeichen genug da, daß die felsenfeste Natur, besonders seit dem Tode des Großfürsten, nicht mehr dieselbe sei. Aeußerlich fanden ihn Alle seit jener Zeit gealtert, aber nicht mehr, als es die Jahre mit sich bringen. Ein hoch- und der kaiserlichen Familie nahegestellter Staatsdiener bat um jene Zeit persönlich um seine Entlassung bei dem hohen Herrn. „Ruhen Sie sich aus, so lange und wo immer Sie wollen; aber den Abschied aus dem Dienste nehmen wir nur zusammen.“ Das Publicum Europa's hat um jene Zeit keiner Persönlichkeit eines Regenten eine solche Theilnahme geschenkt, als dem Kaiser Nikolai; als er im Jahre 1852 Deutschland nur flüchtig berührte, waren die Neugierigen zu Hunderttausenden versammelt, und jeder Gruß von seinem majestätischen Gesichte blieb ein Andenken für das ganze Leben. Die Bewunderung seiner schönen Gestalt blieb aber diesmal hinter

der Verehrung zurück, die man seinen Herrschereigenschaften zollte. In Deutschland hatte man ihn oft gesehen, aber wenig von ihm gehört; kaum gab sich eine Zeitung die Mühe, in ihren Zeilen Rußland zu berühren, und wenn des Kaisers Person einmal besonders genannt wurde, so war es eine Lüge, eine Verläumdung oder eine Entstellung, die man aussprach. Jetzt war man mit Recht begierig, den Mann zu sehen, der einzig in dem Umsturz der europäischen Welt fest gleich einer Granitsäule dagestanden; das war für alle Partheien eine sonnenklare Thatsache. Dunkle Gerüchte waren jetzt der Wahrheit gewichen, Neid und Haß verstummten, und die allgemeine Verehrung in allen Partheien sprach sich offen und unumwunden aus. In Dresden, wo flüchtige Polen seit zwanzig Jahren einen offenen Haß gegen ihn angezündet und unterhalten hatten, wurde er jetzt wie eine Gottheit betrachtet. Er besah die neue Eisenbahnbrücke mit den Augen eines Kenners, und jede seiner Fragen setzte die Begleitung in Erstaunen. Niemand wurde durch seine Gegenwart gedrückt. Er hätte die sixtinische Madonna gern seiner Eremitage einverleibt, denn er erkannte in ihr Raphaels schönstes Werk. In jenem Jahre wurde nämlich die neue Eremitage eröffnet, der prachtvollste Kunsttempel des heutigen Europa's, und der Kaiser fühlte, daß jenen Schätzen ein Meisterwerk Raphaels und Corregio's fehle. Er konnte in seiner Regierung seine Vorliebe für die plastischen Künste nicht so zur Geltung bringen, wie König Ludwig I. von Bayern, und doch hatte er nicht weniger für Petersburg gethan, als jener für München; es blieb aber dem europäischen Publicum unbekannt, und doch kosteten sämmtliche Bauten und Kunstwerke Münchens nicht soviel, als der Wiederaufbau des Winterpalastes allein. König Ludwig war nicht allein durch den Frieden gesegnet, der ganz Deutschland gegen ein halbes Jahrhundert lang

beglückt hat, sondern auch durch viele andere Umstände begünstigt, die dem Kaiser fehlten. Wir gedenken keineswegs, des kunstliebenden Königs Verdienste zu beeinträchtigen, wenn wir behaupten, daß Nikolai für Petersburg noch mehr gethan hat, als Ludwig für München. Vom Kaiser Augustus sagten die Römer, er habe die Stadt in Holz vorgefunden und sie in Marmor und Gold zurückgelassen. In der That zählte Petersburg bei des Kaisers Thronbesteigung mehr hölzerne als steinerne Häuser, und eines seiner ersten Gesetze war, hinfort nur in Stein zu bauen und alle Baupläne durch den Minister ihm selbst zu unterbreiten. Der ursprüngliche Plan der Stadt ist dadurch nicht verändert worden, aber sie wurde allmälig verändert und ausgeschmückt. Das erste große Monument, das nach des Kaisers eigener Angabe entstand, war die Alexandersäule, dem Bruder gewidmet, der größte Monolith des heutigen Europa's. Kein Denkmal der älteren oder neueren Zeit läßt sich mit diesem Werke vergleichen. Kurz nach demselben folgte die Einweihung der neuen Kirche zum Smolnastifte in einer erhabenen Einfachheit, sowie der Dreifaltigkeitskirche mit blauer sternbesetzter Kuppel, die vor der Isaakskirche den von Kronstadt Kommenden als Wahrzeichen der Hauptstadt erschien. Der Kaiser schmückte ferner die Stadt mit vier Theatern, von denen eines nach der Kaiserin das Alexandrinen-Theater, ein anderes nach seinem Bruder das Michailowsche genannt wurde. Schauspieler und Künstler sind in keiner Residenz mit solcher Freigebigkeit bedacht worden, wie von ihm; denn er zahlte ihnen nach zehn- oder zwölfjährigem Dienste einen lebenslänglichen Gnadengehalt aus seinem Cabinet. Die italienische Oper war dieselbe, die abwechselnd in Paris und London spielte. Die Sänger und Sängerinnen erklärten laut, daß sie trotz des rauhen Klima's doch mit größerem Vergnügen nach Petersburg

zögen, weil sie dort von Hof und Stadt persönlich mehr ausgezeichnet würden, als an der Themse. Für Bereicherung der Eremitage hatte der Kaiser schon früher gesorgt, ehe der neue Prachtbau vollendet war. Die italienische Reise hatte große Meisterwerke besonders der italienischen Schulen, geliefert, aber der Kaiser schenkte der Eremitage auch den Raphael, genannt Madonna des Herzogs von Alba, und eine Jugendarbeit dieses Meisters brachte die Kaiserin aus Florenz mit. Eine besondere Fürsorge widmete der Kaiser der Malerakademie, und diese Kunst hat sich unter seiner Regierung am meisten in die Höhe geschwungen. Wir wüßten keine Galerie Deutschlands zu nennen, die von nationalen Werken der Gegenwart einen so reich ausgeschmückten Saal aufzeigen könnte, wie die neue Eremitage. Aber auch die Erzbildnerei nahm einen bedeutenden Anfang. Ein junger Artillerieofficier Baron Klodt wurde vom Kaiser aufgefordert, sein Fach aufzugeben und das in ihm schlummernde Talent auszubilden. So wurden der Generalstab und die Triumphpforte von diesem Künstler mit Viergespannen geschmückt. Petersburg sah den Leuchtenbergischen, den Nikolai-Palast entstehen, sowie mehrere Kasernen in antikem Style; vergessen wir auch nicht die neue Sternwarte auf Pulkowa mit dem gegenwärtig größten Refractor. Aber die drei bedeutendsten, unvergleichlichen Denkmäler seiner Regierung sind die Isaakskirche, die Brücke über die Newa und der neue Palast auf dem Kreml in Moskau. München hält mit allen vorhergenannten Werken noch den Vergleich aus; in der neuen Eremitage sind Glyptothek und Pinakothek vereinigt; die kolossale Bavaria ist nicht so einzig in ihrer Art wie die Alexandersäule, die Theater entsprechen an beiden Orten ihren Zwecken, aber die drei zuletzt genannten Werke finden ihres Gleichen höchstens in dem alten kaiserlichen Rom. Es sind Werke, wie sie einst deutsche Reichsstädte im Laufe

mehrerer Jahrhunderte schufen, die aber der Herrscher eines Weltstaates durch sein Machtgebot in Jahrzehnten hervorrief. Die Isaakskirche, mit Hunderten von Granitsäulen umgürtet, der Newa eben so nahe, wie die Sophienkirche dem goldenen Horn, ist hier an der Stelle der dort untergegangenen neu erstanden und vertritt den griechisch-orthodoxen Glauben mit gleicher Pracht, wie St. Peter in Rom den römischen. Sie ist nicht von gleichem Umfange, nicht von gleicher Höhe wie das römische Werk, aber die Wirkung auf den Beschauer ist nicht geringer. Ihre goldene Kuppel überragt die ganze Stadt und leuchtet über das Meer hinweg bis nach Kronstadt. Der Kaiser hat die Einweihung nicht erlebt, die erst drei Jahre nach seinem Tode erfolgte, aber er hat mit Freuden gesehen, wie die endlosen Gerüste allmälig verschwanden und der ganze Bau majestätisch hervortrat; über die neue stehende Brücke jedoch ist er gegangen und gefahren und hat für diese Wohlthat den Dank der Stadt eingeerntet. Auch dieser Bau war in einem Jahrzehnt vollendet; Petersburg ist dadurch zu einer zusammenhängenden Stadt geworden, während es zuvor aus einzelnen, von einander getrennten Theilen bestand. Was Europa zuvor an Brücken aufgewiesen hatte, verschwand vor dieser einen mit Ausnahme der Manney bridge in England, und der Kaiser hätte mit Recht, wie einst Justinian, ausrufen können: „Endlich habe ich Euch Alle übertroffen.“ Auch die Einweihung des Kremlpalastes erlebte er noch und nannte denselben bescheiden den zweiten Europa's, indem er das englische Parlamentsgebäude darüber setzte. Das letztere Gebäude ist von noch größerem Umfange, aber es steht dem russischen an Pracht der inneren Säle nach. Der Winterpalast ist Jahr aus Jahr ein die gewöhnliche Wohnung der kaiserlichen Familie, das Moskauer Gebäude ist der Festpalast des Reiches und zählt so

viel reichgeschmückte Säle, als das Reich Orden hat. Die kaiserliche Familie wohnt trotz der ungeheuren Räume doch sehr bescheiden, weil auch hier das Familienleben nicht in den Festlichkeiten untergehen sollte.

Der Bau der Eisenbahn zwischen den beiden Hauptstädten stieß auf Schwierigkeiten, vor denen man in jedem anderen Lande zurückgeschreckt wäre, aber sie wurden überwunden, und der Kaiser eröffnete sie selbst. Die genannten Denkmäler werden der Nachwelt am besten die Bedeutung von Nikolai's Regierung erklären. Fünfundzwanzig Jahre enthalten hier mehr als ein Jahrhundert Geschichte. Die Bauten des Kaisers sind nicht Erzeugnisse der Eitelkeit, wie die des Kaisers Hadrian, sondern sie sind der Ausdruck des Staats- und Volkslebens, das sich unter ihm entwickelte. Als in diesem Jahre ein Vierteljahrhundert seit seiner Krönung abgelaufen war, erwartete man ein großes Fest; als nun ein Minister sich darüber eine Frage erlaubte, antwortete der Kaiser: „Ich werde Euch Alle überraschen." Man erwartete deßhalb eine allgemeine Rangeserhöhung und Ordens- und Gnadenvertheilungen, in der That aber setzte der Kaiser das Publicum dadurch in Erstaunen, daß er diesen Tag still, aber voll Dank gegen Gott, bescheiden wie jeden anderen verbrachte. In der Zahl der Kaiser des alten Roms findet sich keiner, dem sich der russische vergleichen ließe. Der ritterliche, offene Charakter Nikolai's und sein glückliches Familienleben stehen namentlich im schärfsten Gegensatze zu Augustus Octavianus, und doch kann man ihm dieselben Worte zurufen, die Horaz jenem Weltherrscher widmete: „Du allein trägst solche Lasten, schützest Italien durch Waffenmacht, veredelst die Sitten des Landes und reinigest dasselbe durch Gesetze." Vielmehr finden diese Worte eine noch richtigere Anwendung auf Nikolai's Regierung als auf die des

heuchlerischen Römers. Bei allen großen und seltenen Herrschergaben Nikolai's behält das von ihm begründete Familienleben doch den höchsten Glanz, mehr als durch Gesetze hat er dadurch die Sitten der Hauptstadt und des Landes veredelt. Vor seiner Regierung sprach man von einzelnen kaiserlichen Personen, aber nicht von einer Familie; was man dagegen jetzt von derselben sah und hörte, fand in allen anderen Familien Anklang und Nachahmung. Er wußte, was seinem Volke noththat, und seine Regierung umschlang das Land, wie der Kelch die Blumenknospe fest verschlossen hält, damit sie nicht zu früh an die freie Luft heraustrete.

Die Kaiserin besuchte im Jahre 1852 Deutschland zum ersten Mal wieder seit ihrer italienischen Reise, und hielt sich, nachdem sie alle die Ihrigen in Potsdam wieder begrüßt hatte, in dem lieblichen Schlangenbad auf. Der stille Aufenthalt in dem klösterlich abgeschiedenen Bade und der anmuthigen Gegend war für sie sehr wohlthätig. Hier ist keine rauschende zudringliche Gesellschaft, sondern stiller Naturgenuß, wie sie ihn liebte. Man erbaute in aller Schnelle ein bescheidenes Schweizerhäuschen auf einer sanften Anhöhe, die in das Thal friedlich hinabblickt; hier saß sie oft des Morgens mit ihren Verwandten und schaute mit Behagen auf die Wälder und Wiesen. Nach langer Zeit sah sie hier in ihrem Kreise die Fürstin Lieven wieder, die seit der Februarrevolution Paris mit Brüssel vertauscht hatte. Man hat in Deutschland von dieser seltenen Frau die wunderlichsten Begriffe und Vorstellungen, was freilich dadurch erklärt werden kann, daß dieselbe seit vierzig Jahren selten und nur flüchtig ein deutsches Bad besuchte und dann ausschließlich nur mit dem diplomatischen Corps zu verkehren pflegte; das reichte hin, um ihr in den Augen der Zeitungen eine geheime politische Mission zuzuschreiben. Wo sie erschien, da glaubte man an geheime

Conferenzen, an das Schmieden politischer Pläne im Namen des Kaisers. Man suchte allgemein ihre Bekanntschaft, mit der sie sehr vorsichtig war. Unter den Diplomaten war es Ton und Sitte, ihren Salon zu besuchen, und sie hieß die Königin der Politik. Nach den Zeitungen wurde auch jetzt Schlangenbad der Sitz einer geheimen Zusammenkunft zwischen der Kaiserin und der Fürstin, und wer auf der Promenade an den beiden Frauen vorübergegangen war und ein Wörtchen von ihrer Unterhaltung aufgefangen hatte, der glaubte den Schlüssel zu den Geheimnissen gefunden zu haben. Die politische Mission der Fürstin, das Testament Peters des Großen und die Seeschlange stehen auf gleicher Linie der Glaubwürdigkeit. Die Fürstin hatte in den siebzehn Jahren ihrer Abwesenheit von Petersburg der Kaiserin zwar regelmäßig geschrieben, aber die Erlebnisse von soviel Jahren lassen doch der mündlichen Mittheilung viel Raum, und die Kaiserin konnte kaum geistreicher unterhalten werden. Die Fürstin hatte ebensoviel aus dem Munde der Kaiserin über Petersburg zu erfahren, als diese von jener über Paris. Einen herzlichen Antheil nahm die Kaiserin an dem Schicksale der Herzogin von Orleans, und über diese konnte schwerlich Jemand mehr erzählen als die Fürstin. In der Kenntniß und Darstellung französischer Zustände und der Pariser höheren Gesellschaft war die Fürstin Meister, und da die Kaiserin Paris nie betreten hatte, so konnte das Gemälde, das jene entwarf, nur vom höchsten Interesse für sie sein. Die Fürstin sprach ausschließlich französisch, und ihre Rede erinnerte durch die Kürze des schlagenden Ausdruckes an Frau von Staël. Alle diese Vorzüge der seltenen Frau waren dem Kaiser bekannt, aber das hätte ihn nicht bewegen können, ihr eine politische Sendung anzuvertrauen. Außer der Fürstin erschienen aber auch noch andere eben so geistreiche Frauen,

die Prinzessin Wilhelm von Preußen, die Prinzeß Carl, so daß die Kaiserin außer ihren Blutsverwandten auch die des Geistes und Herzens um sich hatte. Trotz ihrer Schwäche verbrachte sie die wenigen Wochen doch in großer Seelenruhe und mit Behagen; es war, ohne daß sie es ahnen konnte, der stille, friedliche Abend ihres Lebens, an dem sich viele ihrer harmlosen Freuden noch einmal wiederholten. In demselben Jahre erfolgte auch die Mündigkeitserklärung ihres jüngsten Sohnes, des Großfürsten Michael Nikolaewitsch; sie hatte gleich der Kaiserin Maria Feodorowna dem Reiche vier Söhne geschenkt, welche die Namen derselben in gleicher Folge trugen, und sie erkannte mit Dank an, daß alle vier wohlerhalten waren. Es war ein schöner milder Abend ihres reichen Lebens, wo die Sonne ihrem Ziele schon nahe noch einmal ihre Strahlen über die Erde wärmend breitet. Wir berechnen mit Genauigkeit, in welcher Minute sie sich unter dem Horizonte verbergen wird, aber wir denken nicht daran und genießen in tiefster Ruhe ihren Segen, bemerken erst dann, daß sie geschieden ist, wenn Dunkelheit und kühle Abendluft uns umfangen. Wir scheiden dann von der Natur mit dem sicheren Troste, daß wir sie morgen wiedersehen. Aber Niemand weiß, wann die Sonne unseres beschränkten Daseins verschwinden wird; die Tage des Kaisers waren von da an gezählt, und der Glanz seines Lebens, seiner Macht sollte schneller vergehen, als er, als die Kaiserin sich es dachten. Als der Stern seines Ruhmes im Zenith stand, hatten sich die fernen Wolken, die ihn verdunkeln sollten, schon über den Horizont erhoben.

In Petersburg herrschte in vielen Kreisen die Ansicht, daß der Kaiser seiner Gemahlin Regierungssorgen nie mittheile und zwar aus lauter Zärtlichkeit, um ihre Gesundheit zu schonen. In der That ersparte der Kaiser seiner Gemahlin solche Nach-

richten, die einen plötzlichen Schreck hervorrufen konnten. Als er einst mitten in einem Concert zu einer Feuersbrunst abberufen wurde, die er der Kaiserin verbergen wollte, befahl er, daß die einzelnen Stücke so lange wiederholt würden, bis er zurückkomme, und so erfuhr die hohe Frau von dem Brande erst, als er schon gelöscht war. Die Petersburger Meinung mochte sich auch darauf gründen, daß in der Gesellschaft der kaiserlichen Familie nie die Rede auf Politik kam und die Kaiserin besonders es vermied, ihre Ansichten auszusprechen. So lange sie als Großfürstin im Anitschkowschen Palaste gewohnt, hatte Politik nach ihrer eigenen Aeußerung weniger Interesse für sie, als die Unterhaltungen, auf welche die Jugend ausschließlich ein Recht hat. Wenn sie zunächst Mutterpflichten zu erfüllen hatte, wie zur Zeit des polnischen Krieges und der Cholera, war es streng verboten, sie durch irgend eine Nachricht aufzuregen. Nach jener Zeit wurde ihre Theilnahme immer größer und am lebhaftesten seit der Thronbesteigung ihres Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV. Als die Großfürstin Alexandra nach Dänemark verheirathet werden sollte, studirte sie mit dieser zusammen die Geschichte, die Gesetze und Gesellschaftsverhältnisse dieses Landes; über die schleswig-holsteinische Frage unterrichtete sie sich durch die Landesgesetze, die sie sich durch den preußischen Gesandten Herrn von Rochow kommen ließ. Alles, was den Kaiser in seinem Inneren bekümmerte, wurde also von ihr vollkommen verstanden und getheilt, obgleich ihre Ansichten für die des Kaisers selten bestimmend waren.

Die Reise des Fürsten Menschikof nach Konstantinopel blieb hinsichtlich ihres Zweckes in Petersburg ein Geheimniß selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft; der witzige Fürst antwortete, als er darüber gefragt wurde, er sollte eine Verbindung zwischen

einer Tochter des Sultans und einem jungen russischen Fürsten zu Stande bringen. Die Aufmerksamkeit des europäischen Publicums galt nach kurzer Zeit weit mehr dem Paletot des Fürsten, als seiner eigentlichen Sendung. Diese letztere wurde falsch verstanden und der Paletot war (nach Aussage des fürstlichen Gefolges) eine Zeitungserfindung. Selbst nach der Abreise des Fürsten Menschikof und als die französische und englische Flotte in der Besika-Bay angekommen waren und die Türken mit Macht rüsteten, glaubte man in Petersburg noch nicht an einen Krieg mit den Westmächten. Der Kaiser reiste nach Olmütz und (zum letzten Mal) nach Berlin, glaubte seinerseits Alles gethan zu haben, um den Frieden zu erhalten, aber die Rüstungen der Türkei dauerten fort, und am 4. October ließ sie eine Kriegserklärung folgen. Dasselbe deutsche Volk, welches einst seinen Türkenhaß auf allen Theatern geäußert und für die unterdrückten Griechen bis zum Ueberschäumen geschwärmt hatte, wurde jetzt begeisterter Türkenfreund, und sein Haß, seine Feindschaft gegen Rußland wurden allgemein Mode. Um diesen Haß so weit als möglich zu verbreiten, sprach man in den Zeitungen fortwährend vom Testamente Peters des Großen, der seinen Nachfolgern die Eroberung Konstantinopels als eine heilige Pflicht auferlegt hätte. Und der Kaiser wollte den Sultan nur daran erinnern, daß seit dem Vertrage von Kutschuk-Kainardschi der Kaiserin Katharina ein Protectorat, ein Schutz über die griechische Kirche in der Türkei rechtmäßig übertragen sei. Der kränkliche, gutmüthige Abdul Medschid hatte dies dem russischen Gesandten auch nicht verweigert, sondern dasselbe augenblicklich in einem Ferman erneuert.

Nach der Abreise des russischen Gesandten verlangten Frankreich und England drohend die Rücknahme dieses Fermans, und

da der Sultan schwach genug war, dieser Sprache zu gehorchen, so erschien der Fürst Menschikof mit Drohungen russischerseits. Als die türkischen Minister die Angelegenheit in die Länge zu ziehen suchten, reiste der russische Fürst unverrichteter Sache ab, und kurz darauf ließ der Kaiser die Donaufürstenthümer besetzen. So war zum Kriege der Westmächte gegen Rußland, wenn auch keine genügende Ursache, doch ein hinreichender Anlaß gefunden. Der Kaiser sah sich am Abend seines Lebens in einen größeren Krieg verwickelt, als je zuvor, und den Haß so Vieler gegen sich gewandt, die ein Jahr zuvor bewundernd und lobpreisend auf ihn hinaufgeblickt hatten. Das berührte ihn aber keineswegs schmerzlich; Bewunderung und Haß der urtheilslosen Menge war ihm zu allen Zeiten gleichgültig gewesen. Aber zu den Täuschungen über sein Kriegsglück kamen andere über Personen, die er für unmöglich gehalten hatte. Es war die kummer- und sorgenvollste Zeit für den Kaiser, und sein einziges Glück, im Cabinet und am Herzen seiner Gemahlin einen Trost, einen Augenblick der Ruhe und volles Verständniß seiner Lage zu finden. Es ist hier nicht nöthig, den Gang der Begebenheiten zu schildern, da dieser Allen bekannt ist. Für diejenigen, die heute noch an große Eroberungspläne des Kaisers glauben, sei aus dem Briefe desselben an Napoleon die Stelle hervorgehoben, welche über seine wahren Absichten die einfachste Erklärung giebt: „Ich habe der Erhaltung des Friedens alle formellen und sachlichen Concessionen gemacht, welche meine Ehre mir erlaubte, und indem ich für meine Religionsgenossen in der Türkei die Bestätigung der Rechte und Privilegien fordere, welche ihnen seit lange (1774) um den Preis russischen Blutes erkauft sind, habe ich nichts Anderes verlangt, als was sich aus den Verträgen von selbst ergiebt.“ Die wahre Tragweite der russischen For-

derungen wurde vergrößert, ja in das Ungeheuerliche ausgedehnt, und die Sprache aller Länder reizte auf durch hochklingende Phrasen. Ein englischer Minister hatte die Schlacht von Sinope eine grauenvolle Menschenschlächterei genannt. Wenn der Löwe ein Reh verzehrt, so nennt es der Tiger deßhalb brutal, weil er das letztere nicht selbst auffressen kann. Seit dem Jahr 1845, wo der Großfürst Konstantin die Türkei, die Hauptstadt und den Sultan, als junger Marineofficier besuchte, hätte der Kaiser Stambul auf billige Weise erobern können, wenn er Eroberungen hätte machen wollen. Sechsmalhunderttausend Griechen waren damals bereit, bei seinem Eintritte in die Sophienkirche das Kreuz über der Kuppel aufzupflanzen. Der auf die Prinzeninseln verbannte Patriarch Konstantinos hoffte trotz seines vorgerückten Alters diese Botschaft noch zu hören. Das griechische Volk sprach seine Hoffnungen und Wünsche mündlich und schriftlich aus, und ein Fingerzeig des jungen Mannes hätte hingereicht, den Thron der Osmanen aus Europa nach Asien zurückzuversetzen. Der Kaiser hatte seinem Sohne und dessen Gefolge die strengsten Befehle ertheilt, auf Nichts zu hören, keiner Einladung zu folgen, keine Deputationen zu empfangen, sondern als reisender Prinz dem Sultan einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Dieser trank an der großherrlichen Tafel, umgeben von allen Würdenträgern der Pforte und dem ganzen diplomatischen Corps, auf die Fortdauer des freundschaftlichen Einverständnisses der beiden Höfe und Regierungen, und ganz Europa stimmte durch seine Vertreter bei. Nur Strafford Canning konnte Englands Mißgunst nicht unterdrücken und trank auf die Selbständigkeit der osmanischen Pforte, aber ohne Zustimmung des übrigen Europa's.

Trotz des freundschaftlichen Einverständnisses wurden aber im Geheimen die Bergvölker des Kaukasus von der Türkei aus

mit englischen Waffen unterstützt, wurden flüchtige Matrosen russischer Schiffe in der Türkei schnell zum Islam bekehrt, um nicht ausgeliefert werden zu können, wurden die Häupter der ungarischen Revolution in der Türkei mit offenen Armen aufgenommen und gegen Rußland geschützt. Der Kaiser ertrug dies Alles mit Langmuth; aber diese war erschöpft, als man ein seiner Gesandtschaft feierlich gegebenes Versprechen nicht hielt und nach der Reise des Fürsten Menschikof sich durch Winkelzüge und Sophismen zu retten suchte. So nagte seit dem Tode des Großfürsten Michael mehr als ein Wurm an des Kaisers gigantischer Gesundheit, obgleich sein Glanz nach außen mächtiger strahlte als je. Nicht eine Nachricht, so lange der Krieg an der Donau spielte, war genugthuend, geschweige erfreulich und erhebend; es fielen dort Männer, die er persönlich kannte und schätzte. Nicht allein war sein Geist Tag und Nacht angespannt, sein großes Herz erlebte auch eine Trauer nach der anderen. Der Sohn seines Freundes, des Grafen Orlof, war dreizehnfach verwundet und verlor ein Auge; der Kaiser schrieb inmitten seiner trostlosen Geschäfte noch einen Brief an die Mutter des jungen Mannes. Er fand die Zeit, solche Familien zu besuchen, deren Söhne gefallen oder verwundet waren, und wenn die Zeit ihm dazu fehlte, so schickte er in seinem Namen einen Großfürsten. Aber die erschütterndste aller Erfahrungen, die er im Jahre 1854 machte, war die, daß sein Gebäude, an das er dreißig Jahre heiligen Eifers verwandt, aus unhaltbarem, unsicheren Material aufgeführt sei. Hatte er doch einst in der Nähe der Hauptstadt drei Regimenter zufällig so vernachlässigt gefunden, daß er den General seines Amtes entsetzen mußte; war doch die Invalidencasse trotz der Aufsicht mehrerer Generaladjutanten leer gefunden worden. Es bedurfte keines unglücklichen Krieges, um ihn auf das Aeußerste zu ent-

rüsten. „Seit Monaten flieht mich der Schlaf,“ sagte er zu einem auswärtigen Gesandten, „und ich sehe des Nachts die Zukunft mir schwarz entgegenkommen.“ — „Eben weil J. Majestät des Nachts sehen, statt zu schlafen,“ erwiederte der Fremde. — „Aber am Tage sehe ich die Sachen noch schwärzer.“ Diese Worte erklären deutlich, wie es in seinem Inneren aussah. Und doch war dies noch vor dem Krimmkriege. Die kaiserliche Familie befand sich in Gatschina, als die ausländischen Telegraphen die Kunde von der Niederlage seiner Truppen an der Alma brachten. Er wollte nicht eher daran glauben, als bis ein russischer Courier vom Schlachtfelde diese Nachricht bestätigt hätte. Mehrere peinliche Tage vergingen, ehe aus Moskau telegraphirt wurde, daß einer durchgereist sei. Der Kaiser ließ ihn gleich nach Gatschina bescheiden, wo er erst nach zwanzig Stunden peinlichen Harrens anlangte. Er war ohne schriftlichen Bericht und sollte dem Kaiser mündlich vortragen, was er selbst als Adjutant des Fürsten Menschikof gesehen. Der Kaiser blieb gleich einer Säule regungslos während dieser mündlichen Mittheilung stehen, obgleich der Schmerz in ihm wie Feuer brannte. „Hab' ich auch recht gehört,“ sprach er endlich zum Kriegsminister, „sind russische Truppen geschlagen, vor dem Feinde geflohen?“ — „So ist es, Ew. Majestät,“ sprach der Adjutant. (Ausländische Zeitungen brachten aber später die unpartheiische Nachricht, daß die russischen Truppen nicht in wilder Flucht, sondern in größter Ordnung sich zurückgezogen hatten.) Der Kaiser entließ ihn gnädig und begab sich zu seiner Gemahlin, die mit wunderbarer Ruhe die Hälfte seines Schmerzes trug. Gleich darauf verbreitete sich durch Europa die falsche Nachricht, daß drei Tage nach der Schlacht an der Alma Sebastopol genommen und die russische Flotte versenkt sei. Man hat diese Zeitungsente oder diese Börsenspeculation „die Tataren-

post" genannt, weil ein Tatar sie nach der Türkei gebracht haben soll. Denselben Tag lief aber in Europa die Nachricht ein, daß die Armee des Fürsten Menschikof sich ruhig in Sebastopol niedergelassen und festgesetzt habe. Diese letztere fand aber bei dem jubeltrunkenen und kaiserfeindlichen Publicum keinen Glauben; ja von der Burg zu Wien brachte der gedankenschnelle elektrische Draht die herzlichsten Glückwünsche zu diesem Siege an die Westmächte. Mit welcher Verachtung mußte der Kaiser, von Unglück umstürmt, auf Undankbarkeit, offene Schadenfreude und die Feigheit einer Welt herabblicken, die ihn vor Kurzem noch um Hülfe angefleht hatte. Die Freude war groß, aber kurz. Es bestätigte sich, daß Sebastopol nicht genommen sei, daß aber die Tataren der Krimm, die man für ein grundehrliches Volk gehalten, verrätherisch an Rußland gehandelt hätten. Kein Wunder! Wenn die bibelverbreitenden Engländer, diese reisenden Handlungsdiener des Christenthums, und das Volk der allerchristlichsten Könige, die Franzosen, für den Islam fochten, warum sollten die Tataren, die zur Fahne des Propheten geschworen haben, nicht in deren Lager übergehen? Die taurische Halbinsel war zu jener Zeit selbst in dem gelehrten Deutschland ein ganz unbekannter Landesstrich; nicht weil die Halbinsel zu fern liegt, sondern weil sie zu Rußland gehörte. Es erschienen plötzlich Karten des fabelhaften Landes in unerhörter Menge, und man folgte auf denselben dem Gange des unheilvollen Krieges, wie dem Spiele auf dem Schachbrette. Ueberall prophezeite man den nahen Fall Sebastopols und den ebenso sicheren von Kronstadt im Frühjahre. Im Anfange des Jahres 1855 sah sich der Kaiser von aller Welt verlassen, und die kränkliche Kaiserin mußte eingestehen, daß der Herbst ihres Lebens von gleichen Stürmen bedroht sei, wie einst ihre Kindheit. Ihr zweiter Sohn, der Großfürst Kon-

stantin, war mehr in Kronstadt, als in Petersburg, und die beiden jüngsten Söhne hatten sich nach der Schlacht an der Alma auf den Kriegsschauplatz begeben. Der Herzog von Leuchtenberg war schon vor zwei Jahren gestorben, sie war mehr von ihren unmündigen Enkeln umgeben und befand sich gleichsam in einer anderen Welt. Ihre Augen wurden schwächer, und man befürchtete den Verlust des Gesichtes schon seit längerer Zeit. Auch ihre Jugendfreundin Cäcilie, die Baronin Frederiks, war gestorben, und mehr als je zuvor bedurfte sie jetzt einer beständigen Freundin, da die Schwäche ihrer Augen ihr nur wenig zu lesen und zu schreiben erlaubte. Der Kaiser hatte während der ganzen Kriegszeit sich weder die nöthige Ruhe noch Erholung gegönnt. Seine endlose Thätigkeit gönnte nicht einmal den Aerzten die wenigen Augenblicke eines Morgenbesuches, und Mandt hörte, wenn er ja einmal des Kaisers Cabinet betrat, ohne nachgefragt zu haben, die stehende Antwort: „Alles gut, habe übrigens auch keine Zeit krank zu sein.“ Und doch war dieser Riesenbau im Inneren längst angegriffen. Der Kaiser hatte seit Jahren die Gewohnheit, bei kleinen Beschwerden die von Mandt allgemein verordnete nux vomica zu gebrauchen, ohne die Aerzte zu Rathe zu ziehen. Die Kraft seines Geistes und Willens wurde aber selten von einem körperlichen Leiden gelähmt. Jetzt beseelte ihn nur das Gefühl der Pflichten eines Selbstherrschers, und so vergaß er in seiner Thätigkeit, daß er im neunundfünfzigsten Jahre stehe, ein Alter, das keiner seiner Brüder und seiner männlichen Vorgänger erreicht hatte. Es kam die erste Fastenwoche, und die kaiserliche Familie zog nicht nach ihrer alten Gewohnheit in den Anitschkow-Palast; jedenfalls der Hauptbeweis, daß der Kaiser sich krank fühlte, aber, wie früher sehr oft vorgekommen, es zu bemerken verschmähte. In der Stadt herrschte nach des Kaisers

eigenen Beispiele die eifrigste Thätigkeit, die lebendigste Opferfreudigkeit für den Krieg. Nicht allein waren die höchsten Frauen der Gesellschaft beschäftigt, für Winterkleidung und Pflege der fernen Krieger zu sorgen, sondern es wurden auch ungeheure Summen zusammengebracht, die man ins Lager schickte. Ein Bauer bot dem allgemeinen Wohle seinen einzigen Rubel an, und wohlhabende Familien legten sich Entbehrungen aller Art auf. Die sonst so geräuschvolle Butterwoche ging fast unbemerkt vorüber. Am 8. Februar n. St. erkrankte der Kaiser zuerst an der Grippe, welche die ganze Stadt plagte. Er nahm nicht die geringste Rücksicht darauf, sondern arbeitete während derselben Tag und Nacht weiter, und wohnte selbst den Fastenmessen stehend bei. Am 21. Februar beschloß er auszufahren, um die Truppen zu sehen, die abmarschiren sollten. Da widersetzte sich Mandt auf das Entschiedenste, bemerkte aber staunend und zu seinem großen Verdrusse, daß sein ärztliches Ansehen nicht mehr das alte sei. Er bat um die Erlaubniß, noch einen anderen Arzt zu Rathe zu ziehen, und dieser erschien in der Person des Doctor Karell. Dieser hatte sich früher als Regimentsarzt oft an Mandt in schwierigen Fällen gewandt und Mandt hatte zu seinem Collegen dasselbe Vertrauen wie zu sich selbst. Dieser sagte zum Kaiser: „Nicht dem gemeinsten Soldaten würde ich erlauben, das Hospital zu verlassen, wenn er so angegriffen wäre, wie Ew. Majestät.“ Der Kaiser erwiederte Beiden: „Sie haben Ihre Pflicht gethan, meine Herren, erlauben Sie mir, die meinige zu erfüllen.“ Um ein Uhr fuhr er in seiner gewöhnlichen Kleidung bei 23 Grad Kälte in das Exercierhaus, von da zur Großfürstin Helene, und machte trotz des Fiebers, das ihn durchschüttelte, noch einen Besuch bei dem kranken Kriegsminister. Er arbeitete außerdem denselben Tag, einen Mittwoch, noch mit dem Groß-

fürsten Konstantin, der als Marineminister und Großadmiral von Kronstadt herübergekommen war. Der Großfürst fand ihn zwar körperlich etwas angegriffen, doch nicht auffallend, und geistig ebenso belebt und kräftig wie sonst. Unter Anderem legte der Sohn seinem Vater ein Paquet ausländischer Zeitungen vor, in denen der feindliche Ton gegen Rußland einer ruhigen, unpartheiischen Stimme gewichen war. Kaum wollte der Kaiser glauben, daß in dieser so aufgeregten Zeit sich noch andere Meinungen an die Oeffentlichkeit wagten; er erinnerte sich im Laufe des Gespräches mancher fernen Freunde seines Hauses und trug dem Großfürsten auf, dieselben schriftlich, aber herzlich von ihm zu grüßen. Denselben Abend fuhr der Großfürst nach Kronstadt zurück, ohne im Entferntesten zu ahnen, daß er mit dem Vater zum letzten Mal gearbeitet habe. Dieselbe Nacht brachte der Kaiser meist schlafend zu, fühlte sich am anderen Morgen kränker, fuhr aber schon um 10 Uhr wieder in dasselbe Exercierhaus. Allein von diesem Tage an widerstand auch sein eiserner Wille nicht mehr dem unaufhaltsamen Gange der Natur. Es war die letzte Ausfahrt gewesen. Am nächsten Morgen fehlte ihm sogar die Kraft, der Messe beizuwohnen. So gestand er nun selbst ein, daß er krank sei; denn er setzte seine religiösen Pflichten noch über die weltlichen eines Selbstherrschers. Den folgenden Tag willigte er schweigend ein, daß alle Regierungsgeschäfte dem Thronfolger übertragen würden. Von jetzt an lag er auf seinem Feldbette, vom einfachen Soldatenmantel bedeckt, bei derselben gleichmäßigen Zimmertemperatur, wie früher. Die große Gefahr, in der er sich befand, war jetzt kein Geheimniß mehr, und die Aerzte wachten über seinen Zustand mit Argusaugen. Da spottete das Geschick aller menschlichen Vorsicht; die Nachricht von dem Siege der Türken bei Eupatoria traf ein und schlug dem auf das

Krankenbett Hingestreckten die tiefsten Wunden, die kein Arzt zu heilen vermag. Mandt hatte bis dahin jede Beihülfe eines anderen Collegen abgeschlagen, und der Umstand, daß er unaufgefordert jetzt um einen gebeten hatte, blieb im Winterpalaste nicht unbemerkt. Der Kaiser verbot aber jetzt, die Stadt und das Reich durch öffentliche Berichte über seinen Zustand zu beunruhigen. So erfuhr selbst der Großfürst Konstantin in Kronstadt Nichts über seinen kranken Vater. Es verging die erste Hälfte der nächsten Woche ohne eine wesentliche Veränderung an dem hohen Patienten. Die Kaiserin sah ihren Gemahl täglich, ja stündlich, und dieser hatte noch so viel Geisteskraft, ihr seine Schwäche zu verbergen. Da er in der ersten Fastenwoche nicht das heilige Abendmahl genommen hatte, so frug die Kaiserin an einem der ersten Tage der zweiten, ob er nicht jetzt es genießen wolle, da es viele Beispiele gäbe, daß der Kranke nach dieser heiligen Handlung mehr Kraft erlange. Der Kaiser schlug es aus, weil er es nur vor Gottes Altar stehend und nicht zu Bette liegend annehmen wollte. Am Mittwoch Abend, den letzten Februar, gaben die Aerzte jede Hoffnung für sein Emporkommen auf, ohne dies jedoch Jemandem von der kaiserlichen Familie mitzutheilen. Der Großfürst Konstantin war an diesem Mittwoch wieder aus Kronstadt erschienen und blieb vor Schreck stehen, als er hörte, daß er seinen Vater nicht einmal sehen, geschweige sprechen könne. Mandt versäumte aber am Donnerstag nicht, eine der wichtigsten Personen des Hofes von dem nahen Ende des Kaisers zu unterrichten und durch dieselbe den Priester Bajanof zu vermögen, von jetzt an die Nähe des Kaisers nicht zu verlassen. Da Mandt auch Arzt der Kaiserin war, so hielt er es für Pflicht, die hohe Frau zu ersuchen, heute den Kaiser so wenig als möglich zu sehen, weil dieser Tag entscheidend

wäre. So war sie vorbereitet, jeden Augenblick das Entsetzlichste zu hören. Bis sechs Uhr Abends berathschlagten die Aerzte unter sich über ein Mittel, einem Lungenschlage vorzubeugen. Was der eine vorschlug, verwarf der andere, und der befürchtete Fall war schon eingetreten, als beide den Kranken zwischen sechs und sieben Uhr wiedersahen. Mandt versammelte nun die ganze kaiserliche Familie, wollte den Kaiser aber noch nicht auf geradem Wege von seinem nahen Ende unterrichten. Doch war er schon früher vom Kaiser aufgefordert, ihn aufzuklären, und zwar bei Zeiten, wenn Todesgefahr unabwendbar sei. Gegen zehn Uhr Abends sagte Mandt zum Kaiser, daß ein wahrer, theilnehmender Freund seines Hauses ihn zu sehen wünsche, und obgleich der Zutritt selbst seiner Familie verboten sei, so müsse dieser doch zugelassen werden. „Und wer ist das?" frug der Kaiser ruhig. „Ihr Beichtvater Bajanof," war die Antwort. „Sie wollen also sagen, daß ich sterben muß und nur noch die Zeit habe, zu beichten." Er richtete sich jetzt auf, sah den Arzt mit der ganzen Kraft seines Willens an und sagte: „Sprechen Sie rund heraus, ob ich sterben muß?" — „Wenn die Krankheit unseren Anstrengungen nicht weicht," entgegnete Mandt, „so kann dies allerdings und bald der Fall sein." Nach einigen Secunden reichte der Kaiser dem Arzte die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, ich weiß jetzt, was mir bevorsteht. Bringen Sie diese Nachricht der Kaiserin schonend bei und lassen Sie den Thronfolger rufen." Der scharf beobachtende Arzt bemerkte aber nach diesen Schreckensworten nicht die geringste Veränderung auf dem Gesichte des Kaisers, höchstens eine ruhige Ergebung in das Unvermeidliche. Er entfernte sich und fand das Vorzimmer voller Wartender, denen er mit Ausnahme des verlangten Thronfolgers den Eintritt versagen mußte. Mandt fühlte den Boden unter seinen

Füßen wanken und die Umstehenden von Schreck und Entsetzen ergriffen. Es war ein feierlicher Augenblick, als der scheidende Vater dem Sohne eine Weltlast und einen unglücklichen Krieg als Erbe übergab; aber es war auch, als ob diesem die Kraft des Kaisers übermacht sei.

Hierauf trat die Kaiserin ein mit dem Geistlichen Bajanof; Letzterer war seit einundzwanzig Jahren dem Kaiser bekannt, ein ernstes, offenes, würdiges Gesicht, etwa von demselben Alter, wie der Selbstherrscher, und gleich diesem rüstig, einfach und von seinem Berufe durchdrungen. Die Kaiserin zeigte auf diesem schrecklichsten Gange ihres Lebens eine engelgleiche Seelenruhe, ihr köstlichstes Kleinod: christliche Ergebung in den Willen des Höchsten. Sie kniete während der Beichte auf der rechten Seite des Sterbebettes, der Thronfolger auf der linken. Während der darauf folgenden heiligen Handlung zeigte der Sterbende die ganze innere Größe seiner Gesinnung mit dem vollsten Bewußtsein; seine weltliche Macht war schon aus den Händen gegeben, aller äußeren Pracht entkleidet lag er hülflos da, aber sein großes, volles Herz, der heilige Altar seines Reiches, schlug kaiserlich warm, sein Geist war klar; er zeigte sich in seiner wahren, ganzen Größe. Unerschüttert, wie er sein ganzes Leben gewesen, und voll Vertrauen sah er der künftigen Welt entgegen, ohne Haß fielen seine Blicke noch in die Gegenwart, und voll glühender Liebe sprach er zu jedem der Seinigen, Kindern, Enkeln und Verwandten, zum Hause, zum Reiche ein unvergeßliches Wort, und der Segen aus seinem Munde beglückte noch Alle. „Warum kann ich nicht mit Dir sterben," rief die erschütterte Kaiserin. „Du mußt für Diese leben," antwortete er, indem er alle die Seinigen um sich versammelte, „bleibt wie bisher durch das Band der Liebe vereinigt." Die Hand der Kaiserin

fassend und das Auge auf sie gewandt, sprach er: „Als ich Dich zum ersten Mal sah, sagte mir mein Herz: das ist der Schutzengel meines Lebens; Du bist es geworden; bleibe es für Diese.“

Nach diesem feierlichen Abschiede von der anwesenden Familie kamen in tiefer Nacht wie durch eine höhere Fügung Briefe von den beiden Großfürsten, Nikolai und Michael, aus Sebastopol an. „Sie sind gesund,“ rief er, „das Andere kümmert mich nicht mehr.“ Den Segen des sterbenden Vaters brachte der Telegraph noch in derselben Nacht an die Kronprinzessin von Württemberg. Aber er dachte auch an das von ihm scheidende Reich, nahm Abschied von Moskau, und ließ in Kiew wie nach Warschau melden: „Der Kaiser liegt im Sterben.“ Hierauf beschied er den Minister des Hofes, den Grafen Adlerberg, den Grafen Orlof und den Kriegsminister Fürsten Dolgorucki zu sich ans Bett und dankte für ihre treuen Dienste, empfahl sie seinem Nachfolger und ließ durch denselben auch allen anderen Ministern danken und die Helden von Sebastopol, seine Garde, seine Armee, das ganze Reich noch grüßen. Bevor die letzten Kräfte schwanden, ließ er das ganze Haus zusammenrufen, seine und der Kaiserin Diener. Der Frau von Rohrbeck sagte er: „Grüßen Sie mein liebes Peterhof.“ Selbst die ergrauten Schloßgrenadiere, die Wachen des Winterpalastes kamen an sein Bett und sahen mit Thränen im Auge ihren scheidenden Herrn zum letzten Mal. Nachdem er Alle entlassen und gesegnet, frug er den Arzt mit jener sonnenwarmen Miene, die seinen Freunden gehörte: „Wann werden Sie mich verabschieden?“ — „Noch nicht sogleich,“ erwiederte derselbe ruhig. Er wandte sich nun zu seinem Nachfolger: „Ich wollte Dir ein wohlgeordnetes, friedliches Reich hinterlassen; doch hat es die Vorsehung anders gewollt. Jetzt kann ich nur für Euch und für Rußland beten.“ Die letzten Worte waren

mit auffallend matter Stimme gesprochen, sie galten dem Andenken Friedrich Wilhelms IV. Nun begannen die Sterbegebete. Der Sterbende folgte noch sichtlich mit Bewußtsein, schlug das Kreuz, reichte die schwache Hand dem Beichtvater, hierauf der Kaiserin, hielt sie mit den letzten Kräften fest und wandte die scheidenden Blicke zu dem Engel seines Lebens hinauf. Die Uhr schlug Zwölf. Es war Freitag am zweiten März, neuen Styls. Zwanzig Minuten Zeit brauchte das ruhige, milde Auge, um auf ewig zu erlöschen; die erstorbene Hand des Kaisers fiel aus der lebenden der Kaiserin, das Herz des Kaisers war gebrochen. Eine heilige Stille schwebte noch über der im heißen Gebet knieenden Gesellschaft, und mit einem Strom von Thränen, der die beklemmte Brust erleichterte, stand sie auf. Die Kaiserin blieb noch eine Stunde lang im Gebete neben dem Todten sitzen, bis ihr die Kräfte versagten und sie nach ihrem Cabinete getragen werden mußte. Nach Mitternacht war die Kunde von der Lebensgefahr des Kaisers in die höheren Gesellschaftskreise gedrungen, und Viele suchten in der Finsterniß noch die Kirchen und Priester und ließen Messen für die Rettung des Kaisers halten. Am Morgen war der Winterpalast von dem knieenden Volke umlagert, und während der lautlose Telegraph die Trauerbotschaft nach Europa brachte, verkündete sie der dumpfe Klang der Trauerglocken den entferntesten Winkeln der Stadt. Ehe noch die Wintersonne ihr nahes Ziel erreicht hatte, war jene erschütternd in allen europäischen Hauptstädten eingedrungen. Sie kam so unerwartet plötzlich, daß Viele ihr keinen Glauben beimessen wollten, zumal sie von Osten nach Westen ging und dadurch an den meisten Orten früher ankam, als die von Petersburg angezeigte Sterbestunde. Es war die überraschendste und darum erschütterndste Nachricht des ganzen Jahrhunderts; für die Näch-

sten noch unbegreiflicher als für die Fernen durch den Umstand, daß die seit zwanzig Jahren kränkelnde Kaiserin einen solchen Koloß von Gesundheit und Stärke überlebte. Die allgemeine Theilnahme und Trauer bei Freund und Feind bekannte laut, daß der erste Mann, der größte Mann seiner Zeit verschieden sei. Ergriffen und betäubt standen am Abend desselben Tages selbst Diejenigen, die am Morgen noch in harten Ausdrücken gegen seinen Ehrgeiz sich Luft gemacht hatten und jetzt laut bekennen mußten, er sei selbst als ihr Feind bewunderungswürdig gewesen. So wie vor dreißig Jahren die Kaiserin innerhalb zweier Tage von dem stillen Anitschkow-Palast auf den Thron entrückt worden, so war mit demselben plötzlichen Wechsel in zwei Tagen ihr Lebensglück verschwunden; und hatte sie zuvor Kräfte gebraucht, die Last des Glückes zu tragen, so bedurfte sie jetzt im hohen Alter deren noch mehr, um dem Drucke des Unglückes nicht zu erliegen. Sie sah an dem Wetteifer, womit alle Höfe ihr Beileid durch Gesandte ausdrückten, wieviel und was Europa in dem Manne verloren, an dessen Seite sie achtunddreißig Jahre die glücklichste Gattin der Welt gewesen war. Während die Mutter mit den Kindern am Sarge des Gatten und des Vaters weinte, trauerten die Stadt und das endlose Reich um sein Haupt, die Armee um ihren Führer, das von Feinden umlagerte Land um seinen Beschützer, die Nation um ihren Schmuck, ihre größte Zierde. Wie viel tausend Hoffnungen verschwanden mit ihm, wie viel Stützen waren mit ihm zerbrochen. Aber während nach Alexanders I. Tode ein Sarg auf dem Throne stand und das Reich zwei Wochen ohne Herrscher blieb, war jetzt sein Nachfolger seit lange bereit, die Lasten auf seine Schultern zu nehmen, und das trauernde Reich wendete seine hoffenden Blicke auf dessen großes, edles Herz. Gleich seinem Vater bestieg er den Thron

in der trostlosesten Lage, unter Stürmen von außen, und es begann eine neue Zeitrechnung für das Reich. — Von dem verstorbenen Kaiser war noch in den letzten Stunden seines Lebens der Platz bestimmt worden, wo er in der Festungskirche ruhen wollte. Es wiederholten sich jetzt alle Trauerceremonien, die wir von Alexanders Todtenfeier her kennen. Der junge Kaiser gab seinem Vater zuerst die letzten Ehren, und dann wandte er seinen Blick und seine Sorgen auf den Krieg.

In der Stadt entbrannte nun ein entsetzlicher Haß gegen den Leibarzt des Verstorbenen, den die Legion seiner Feinde und Neider so hoch steigerte, daß er nicht länger da bleiben konnte, wo er zwanzig Jahre mit großem Erfolge gewirkt hatte. Der ärztliche Stand war durch ihn in Rußland zu dem Ansehen gelangt, das er in allen anderen Ländern behauptet. Nach der Beerdigung des Kaisers wurde das Testament desselben eröffnet und bekannt gemacht. Es ist das Vermächtniß eines Vaters an eine Familie, an seine fernen und nahen Freunde, der Selbstherrscher ist verschwunden, es spricht der Mensch, der Mann, der Christ. Es ist am Himmelfahrtstage des Jahres 1844 geschrieben. Die Krankheit der Großfürstin Alexandra, die damals schon die Stadt beunruhigte, mag die Veranlassung dazu gewesen sein, daß er es noch vor seiner Reise nach England niedersetzte. Er war damals achtundvierzig Jahre alt, genau also in dem Alter, in welchem sein Bruder Alexander gestorben war; auch dieser Umstand scheint ihm nicht gleichgültig gewesen zu sein. — Er spricht nicht als Kaiser, giebt keine Befehle, sondern drückt Wünsche und Bitten an seinen Nachfolger aus. In Rußland wird aber die Erfüllung von Bitten und Wünschen der Sterbenden als heilige Pflicht angesehen, und in diesem Sinne haben die Hinterbliebenen dieses Vermächtniß aufgenommen. Er wünscht zu allererst, daß

seine hohe Gemahlin, nun Kaiserin-Mutter und -Wittwe, im Besitz des ganzen bisherigen persönlichen Eigenthums bleibe; dann legt er seinen Kindern und Enkeln ans Herz, sie als das Haupt und den Einigungspunkt der Familie zu verehren, für ihre Ruhe zu sorgen, ihren Wünschen zuvorzukommen, und ihr Alter mit zärtlicher Sorgfalt zu pflegen, bei jeder Unternehmung um ihren Rath und ihren Segen zu bitten. Er vertheilt den einfachen Schmuck seiner Cabinete an die einzelnen Söhne, sowie die verschiedenen Sommer- und Winterpaläste, die sie bewohnen sollen. Die jüngsten Söhne sollen bis zur Volljährigkeit in vollständiger Abhängigkeit von der Mutter stehen. Nachdem alle Familienfragen geordnet sind, denkt er an seine Dienerschaft, sowie an diejenigen Hausbeamten, die seit 1817 sein Privatvermögen treu verwaltet hatten. Keiner war im Dienste gewechselt worden, außer jenem Hausmarschall Narischkin, dessen wir im ersten Bande erwähnt haben. Dann nennt er diejenigen Männer mit aufrichtigem Danke, welche die schweren Lasten seiner Regierung ihm tragen geholfen. Den Generaladjutanten Grafen Adlerberg nennt er den einzigen wahren Freund seines Lebens, ebenso die Gräfin Julie Baranof, dessen Schwester. Durch die Stellung der Frau von Adlerberg waren beide Geschwister schon in der Kindheit mit dem Großfürsten bekannt geworden. Im Testamente finden sich ausdrücklich diese Worte: „Den Generaladjutanten Adlerberg habe ich wie einen leiblichen Bruder geliebt, und ich hoffe, bis zu meinem Lebensende an ihm einen unveränderlichen und wahrhaften Freund zu haben. Seine Schwester, Julie Feodorowná Baranof, hat meine drei Töchter erzogen, mit der Sorgfalt und Treue einer Verwandten. Ich danke ihnen für ihre geschwisterliche Liebe.“ Er spricht seine Erkenntlichkeit ferner allen Personen aus, die bei der Erziehung seiner Kinder thätig gewesen, ermahnt, dieselben zu

lieben und zu ehren, und bittet seinen Nachfolger, für das fernere Wohl derselben zu sorgen, ebenso seine Leibärzte, Beichtväter und andere Personen, die in Diensten ihm nahe standen. Ein besonderer Artikel ist den Männern gewidmet, denen ein großer Theil der ganzen Reichsverwaltung übertragen war. Sie sind dem Leser schon alle hinlänglich bekannt, wir lassen aber ihre Namen folgen, wie sie der Kaiser selbst niedergeschrieben hat. „Der Fürst Peter Michailowitsch Wolkonsky, Minister des kaiserlichen Hofes, der ungeachtet seines vorgerückten Alters mit unveränderlichem Eifer und mit treuer Anhänglichkeit für mich wie für meine Familie besorgt gewesen.“ Indem er dem Fürsten Hilarion Wassilewitsch Wassiltschikof seine Anerkennung ausspricht, sagt er von ihm: „Ich begann meinen Dienst unter seinen Befehlen; er ist mir immer Freund und Rathgeber gewesen und in der Folge der vornehmlichste Gehülfe in Staatsangelegenheiten.“ Dem Feldmarschall Fürsten Paskewitsch dankt er sowohl für treue Freundschaft, wie für die Heldenthaten, durch die er den Ruhm der russischen Waffen erhöht hat; es folgen noch die Namen der Grafen Orlof, Benkendorf, Nesselrode, Kankrin, Bloudof und Kisselef, sowie der Fürsten Tschernischef und Menschikof. Bei Eröffnung dieses Testamentes waren aber Manche schon lange verschieden, wie Wassiltschikof, Benkendorf, Kankrin, Andere schwach und nicht mehr dienstfähig, wie Wolkonsky und Tschernischef. Er dankt hierauf der treuen Garde, die Rußland 1825 gerettet, der tapferen Armee und Flotte; „ich habe sie,“ fügt er hinzu, „wie meine Kinder geliebt, mich nach Kräften bemüht, ihre Lage zu verbessern; wenn es mir nicht in Allem gelungen, so war es nicht aus Mangel an gutem Willen.“ Dann kommt er nochmals auf sein Haus, auf seine Verwandten, zurück. Er sagt von der Großfürstin Maria Pawlowna, der Großherzogin von Weimar:

„Ich ehrte sie, wie eine Mutter, und bekannte ihr die volle Wahrheit aus der Tiefe meiner Seele. Ich wiederhole ihr meinen innigen Dank für die glücklichen Augenblicke, die ich in ihrem Umgange verbracht habe.“ Von seinem Bruder Michael Pawlowitsch sagt er, indem er ihn bittet, seine Rathschläge den kaiserlichen Kindern nicht zu entziehen: „Er ist ihnen ein Beispiel, wie sie dem Bruder zu dienen haben.“ Dann wendet er sich an die Kinder und Enkel, dem Kaiser treu bis zum letzten Athemzuge zu dienen und allen anderen Unterthanen durch ihr Beispiel voranzuleuchten. Er dankt schließlich Allen, die ihn geliebt haben, und vergiebt allen seinen Feinden; er bittet Alle um Verzeihung, die er unwissentlich gekränkt haben könnte. „Ich war ein Mensch,“ fügt er hinzu, „und daher nicht ohne Schwächen; ich habe immer ernsthaft gestrebt, Herr derselben zu werden; bei einigen gelang es mir, bei anderen nicht; ich bitte darum aufrichtig, mir zu verzeihen.“ Er bittet die Nachbleibenden, für den Frieden seiner Seele zu beten, und unterwirft sich dem göttlichen Willen in Demuth.

Das ferne Europa hatte ihn im Jahre 1825 wie eine lichte Säule aus der Dunkelheit emporsteigen sehen, es zollte ihm Bewunderung und Dank, als er ritterlich das Schwert siegend gegen die Türkei erhob, entbrannte in Haß gegen ihn, als er das aufständische Polen niedergeworfen hatte. Die Meinung der Welt ist gleich einer Wetterfahne veränderlich, die wahre Größe bleibt sich selbst gleich; sein Muth, sein Geist, sein Herz und sein kraftvoller Wille wie die Erhabenheit seiner Gesinnung sind durch dreißig Jahre mit der Thätigkeit eines Selbstherrschers unverändert geblieben; nur seine Körperkraft welkte, aber wenig sichtbar, in den letzten Jahren, und ein Uebermaß von Anstrengung warf ihn nieder. Er schuf sich seine Welt nach eigenem Maße, nach eigenen Gesetzen, mit seiner eigenen Kraft. Er war der ritterlichste Gatte,

den je ein Thron besaß, der herzlichste Vater in seiner Familie, der gerechteste Herr seiner Unterthanen, der anerkannte Schiedsrichter in Europa und seiner Zeit, der Schrecken der Bösen und seiner Feinde, der unerschütterliche Hort seiner Freunde und der ihm Gleichgesinnten, ein Freund in der Noth, ein Trost für die Verlassenen; ein ganzer Mann, ein vollendeter Selbstherrscher. Groß, wie er gelebt, ist er gestorben, mit dem Bewußtsein, seinen Pflichten gelebt zu haben; frei nannte er, wie der letzte Republikaner Cato, nur Denjenigen, der alle Pflichten erfüllt hat. Nicht befangen von den Vorurtheilen der Gesellschaft, schaute er auf alle seine Unterthanen mit der gleichen Gesinnung; ihm galt nicht Geburt, kein Titel, nur der Dienst und das Verdienst, nur der Rang und die Stellung, die Jeder sich selbst erworben. Er beauftragte in Wien den Fürsten Metternich, in seinem Namen dem greisen Radetzky den höchsten russischen Orden zu überreichen. Metternich entgegnete, daß Radetzky durchaus nicht von so alter, hoher Abkunft sei, um solche Auszeichnung beanspruchen zu können. „Nicht seinen Ahnen, sondern den Verdiensten des Mannes gilt meine Hochachtung," war des Kaisers kurze Antwort. Die Freilassung der Bauern hat er zu verschiedenen Epochen seiner Regierung im Reichsrathe beantragt, und, da er auf Widerstand des Adels stieß, das Loos derselben durch Gesetze und seinen Schutz gemildert. Sechs Wochen vor seinem Tode rächte sich ein mißhandelter Sclave an seinem Herrn fürchterlich; der Kaiser rief mitten unter Kriegsrüstungen aus: „Und diese Herren widersetzen sich meinen wärmsten Absichten!" Die historische Gestalt des Kaisers gleicht jenen hohen Bergen, an deren Fuße der Wanderer weder die Höhe noch den Umfang überschauen kann, deren ganze Bedeutung und Wirkung erst mehr und mehr hervortritt, je weiter man sich davon entfernt.

## Zehntes Kapitel.

# Die Kaiserin als Wittwe.

Die Kaiserin das Haupt der Familie. — Die Hauptstadt nach des Kaisers Tode. — Die Kaiserin im Auslande, in Moskau zur Krönung, in Nizza, in Rom. — Vermählung des jüngsten Großfürsten Michael Nikolaewitsch. — Letzte Reise der Kaiserin und Tod. — Ihr Testament.

---

Die Kaiserin war jetzt in die letzte Phase ihres reichen Lebens getreten, und wie die Sichel des abnehmenden Mondes wieder blaß wird, gleich derjenigen des wachsenden Gestirnes, ebenso erinnerte ihr hohes Alter wieder an die ersten Zeiten ihres Daseins. Mitten unter den Stürmen des Krieges hatte sie ihren Gemahl verloren, wie einst nach den Kriegsstürmen unter dem Drucke lastender Verhältnisse ihre Mutter. War sie damals ein freundlicher Trost für den verwittweten Vater, so war sie jetzt das Band, an welchem die nachgebliebene Familie festhielt. An dem häuslichen Leben, an der alten Ordnung des Winterpalastes wurde wenig geändert, Jeder blieb in seiner bisherigen Wohnung, und Alle begrüßten nach wie vor die ehrwürdige Mutter zu derselben Stunde. Nach wenigen Tagen erschienen die Großfürstin Olga, die Großherzogin von Mecklenburg, selbst seit Jahren schon Wittwe, und der Prinz Karl von Preußen. Schon vor des

Kaisers Tode litt die Kaiserin oft an Herzklopfen, das sie jetzt Tag und Nacht nicht verließ; kein Wunder, wenn die seit zwanzig Jahren Leidende dem Sterbenden nachfolgen wollte. Ihr ganzes Dasein war jetzt eine fortdauernde Ohnmacht, und nur der Gedanke, daß sie als Haupt der Hinterbliebenen leben sollte, gab ihr die Kraft, ihr namenloses Leiden zu tragen. Alle drei Aerzte waren jetzt um sie beschäftigt, und man ließ noch einen vierten aus Moskau kommen. Die Zeit allein war im Stande, der Leidenden einige Linderung zu schaffen, und die nächsten Blutsverwandten, die sie jetzt den ganzen Tag umgaben, schenkten ihrem Zustande alle nöthige Rücksicht. Nur des Abends von Acht bis Zehn versammelte sich die ganze Familie in ihrem Cabinet; wenn sie von da auseinander und zur Ruhe gingen, begann der junge Kaiser von Neuem über die Kräfte hinaus zu arbeiten, und der Segen seiner Mutter folgte ihm nach.

In der Stadt tauchten die unsinnigsten Gerüchte über des Kaisers Tod auf, aber auch die Verehrung, die er verdiente, sprach sich laut in allen Kreisen der Gesellschaft aus. Während der Todtenmesse für den Kaiser in der moskowschen Mariä Himmelfahrtskirche stürzte eine der Glocken vom Iwan Weliki herab, schlug mehrere Leute todt, beschädigte viele andere, und grub sich tief und fest in den Boden ein. Das trauernde Volk nahm diesen Fall nicht für ein unglückliches Zeichen der neuen Regierung, sondern deutete ihn als den Schrecken, von dem das ganze Reich ergriffen war. — Die ganze Stadt strömte herbei, um im Winterpalaste den großen Todten noch einmal zu sehen, und das sonst so lebenslustige Publicum erschien auf den Straßen schwarz und in feierlicher Trauer. Wurden doch selbst in Berlin die Theater auf drei Tage geschlossen und außer der Hoftrauer noch vier Wochen Trauer für die Armee und Marine angeordnet;

die ganze königliche Familie wohnte der Todtenmesse bei, die in dem Berliner russischen Gesandtschaftshotel gehalten wurde. In einer entlegenen deutschen Stadt, die den Kaiser nie gesehen hatte, wurde ein Ball bei seiner Todesnachricht abgesagt; ein Pfarrer im Erzgebirge schrieb über das Leben und die Regententugenden des Verstorbenen für das Volk.

Die Bestattung erfolgte still und feierlich nach des Hochseligen eigener Anordnung in der Festungskirche, die jenseit des Flusses auf der Petersburger Insel liegt. Der Wanderer sieht nur die Sarkophage der in tiefer Gruft ruhenden Kaiser und Kaiserinnen und liest auf jedem derselben den Namen. Nach Alexanders I. und Elisabeths Bestattung schaute das ganze Reich auf fröhliche Ereignisse, auf die Krönung in Moskau. Aber als Nikolai's Leiche in die Gruft gesenkt war, schauten alle Blicke mit derselben Besorgniß nach Süden, wie nach Norden, nach dem schwarzen, wie nach dem baltischen Meere; auf allen Seiten war das Reich von außen bedroht und im Inneren war es ein aufgeregtes Kriegslager. Für die Kaiserin war die Sonne ihres Lebens untergegangen und statt der milden Abendröthe folgte Gewittersturm. Das stille Zarskoe-Selò war jetzt für sie eine tödtende Einöde. Der Kaiser, ihr ältester Sohn, wohnte im alten Schlosse, eine Werst weit von der Mutter entfernt; ihr zweiter Sohn, der Großfürst Konstantin, war in Kronstadt, die beiden jüngsten Söhne am Entferntesten, in der Krimm, am anderen Ende des Reiches. Neben dem Cabinet der Kaiserin-Mutter, nur durch einen schmalen Corridor davon getrennt, lag das Cabinet des Verstorbenen leer und öde, und nach einer anderen Seite grenzte ihre Wohnung an das Sterbezimmer ihrer Tochter Alexandra. Eine Fahrt durch den Garten führte sie an dem todten Marmorbilde ihrer Tochter vorüber und zeigte ihr

das noch rüstige Roß, das den Kaiser getragen und bis zum Grabe begleitet hatte. Tausend Erinnerungen riefen ihren Schmerz und ihre Trauer wach, und das ferne wie das nahe Kriegslager vermehrten ihre Sorgen.

Der Hof bezog jetzt des Kaisers Lieblingsaufenthalt, das reizende Peterhof. In Zarskoe-Selò hatte sie den Herbst oft getrennt vom Kaiser verbracht, da dessen Reisen im Inneren in diese Jahreszeit fielen; aber nach Peterhof waren Beide von hier aus immer in demselben Wagen gefahren und der hohe Herr hatte aus zärtlicher Rücksicht für seine Gemahlin eine besondere Kunststraße anlegen lassen. Jetzt kam sie allein in das ausgestorbene Häuschen und fand statt des alten Glanzes, statt der alten Freudenfeste das nahe Kronstadt, ja das nahe Oranienbaum von feindlichen Flotten bedroht. Wie einst zur Zeit des Epaminondas die spartanischen Frauen zum ersten Mal den Rauch eines feindlichen Lagers erblickten, so sah man jetzt feindliche Flotten zum ersten Mal in unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Lustlagers, und die hartgeprüfte Mutter wußte ihren zweiten Sohn dem Angriffe der tausend Feuerschlünde zuerst ausgesetzt. Sonst strömten Hunderttausende aus der Stadt, um den schönen Park von Millionen Freudenlichtern erglänzen zu sehen; jetzt eilte die ängstliche, aber neugierige Menge jenseits Oranienbaum hinaus und sah die schwimmende Festung der Feinde, und mußte jeden Augenblick ein Feuerwerk erwarten, dessen Donner die Luft bis an den Winterpalast erschüttern würde. Während sich Hof und Gesellschaft wie vom Schwerte des Damokles bedroht sahen, schreckten die traurigsten Nachrichten aus dem fernen Süden alle Herzen, und die Kaiserin durchlebte in Peterhof die kummervolle Zeit ihrer Mutter in Memel noch einmal nach fünfzig Jahren. Untersuchen wir nicht, welche von beiden hohen Frauen mehr zu leiden

hatte; bewundern wir aber die geistige Kraft beider, die stille weibliche Würde, mit der beide ein Uebermaß des Unglückes ertrugen. Die hohe Dulderin hatte die Kraft, den Fall Sebastopols anzuhören. Das war ein Unglück für das ganze Reich, aber Rußlands militärische Ehre gewann dabei mehr als die Sieger; das weibliche Herz der Kaiserin hatte noch Thränen für eine Menge Familien, deren Söhne dort den Heldentod gefunden. Da starb ein Baron Meyendorf, Nachimof, Kornilof, Isdomin, und ein Civilist Wielhorsky. — Das Vaterland verlor nicht allein bewährte Helden, wie die vier Erstgenannten, es vermißte auch Viele aus der Jugend, die zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt hatten.

Unmittelbar nach dieser Katastrophe begab sich der Kaiser nach Moskau, und nachdem er sich im Schooße der allerheiligsten Kirche mit seinem Volke zusammen durch Gebete gestärkt hatte, eilte er dem Süden entgegen. Dort wüthete der Krieg unaufhaltsam fort, und fast im Angesichte des jungen Monarchen mußte sich Kinburn den furchtbaren Geschossen des unversöhnlichen Feindes ergeben. Man machte sich darauf gefaßt, daß das ganze Land ohne Ausnahme unter die Waffen gerufen werde; denn der Muth und die Begeisterung waren mit jedem Kriegsunfalle gestiegen. Ein frühzeitiger harter Winter verhinderte jedoch bald alle weiteren Unternehmungen, und gegen Weihnachten begannen Friedensunterhandlungen. In dieser trostlosen Zeit machte die Kaiserin noch die traurige Erfahrung, daß viele Personen ihrer Umgebung sich dem neuen Hofe anschlossen, während sie in ihrer redlichen Gesinnung auf treue Ausdauer gehofft hatte. Aber sie fand auch andere, die ihre Dienste mit der seltensten Hingebung ihr widmeten. Sie verbrachte den Winter, ohne ihr Cabinet zu verlassen, in größter Erschöpfung im Kreise ihrer

Kinder, die, vom Kaiserpaare an, mit der alten Liebe und Zärtlichkeit sie umgaben.

Eine neue Zeit brach für das Reich an und schuf eine neue Welt um die Kaiserin herum; ihr gehörte Nichts aus derselben als ihre Familie und ihre fernen ausländischen Verwandten. Ihr Leben galt mehr den Erinnerungen der Vergangenheit, denn für die Gegenwart fehlten ihr die Kräfte. Viele der ergebensten Diener des verstorbenen Kaisers traten gleich ihr von der Bühne ab; der Graf Nesselrode übergab sein Amt, das er vierundvierzig Jahre bekleidet, dem Fürsten Alexander Gortschakof, und zog sich, obgleich für seine hohen Jahre noch rüstig, in bescheidenes Privatleben zurück. Die Kaiserin kannte ihn seit 1813, noch ehe sie ihren späteren Gemahl erblickt hatte. Jetzt von Geschäften befreit, betrat er das Cabinet der hohen Frau öfter als sonst, und war von allen Gästen der willkommenste. Auch Baron Meyendorf, Graf Ribeaupierre, die Grafen Sumarakow und Wielhorsky lebten weniger unter dem Drange der Geschäfte und konnten der verwittweten Greisin freie Augenblicke schenken. Die Unterhaltung mit diesen Männern war inhaltreich und erbaulich für Geist und Herz. Auch ihre älteste Freundin, die Gräfin Sophie Bobrinsky, zog sich um jene Zeit ganz aus Petersburg zurück, nachdem sie ihre drei Söhne in den Krieg für das Vaterland geschickt und alle drei ruhmbekränzt wiedergesehen hatte. Die beiden Töchter ihrer Freundin Cäcilie waren jetzt ihre Hoffräulein, und von den älteren Frauen standen ihr die Gräfin Baranof und die Gräfin Tiesenhausen noch zur Seite. Wenn sie aus langer Abgeschiedenheit von der Welt einmal an die frische Luft kam, fuhr sie, wie sonst, vierspännig mit denselben Kosaken, die man seit fünfundzwanzig Jahren hinter ihrem Wagen gesehen hatte. So erwachte bei ihrem Anblicke selbst in dem Publicum die Erinnerung

an die Zeit des Kaisers Nikolai. Ihre äußere Erscheinung war seit dem Tode ihres Gemahls bis zur Unkenntlichkeit verändert; man erkannte sie nur an den engelguten Augen und an der Majestät ihres Ganges. Das einförmige Dasein, dessen Aufgabe es war, mit körperlichen Leiden den größten Kummer des Herzens standhaft zu ertragen, wurde im Januar 1856 doch noch erheitert durch die Verheirathung ihres dritten Sohnes, des Großfürsten Nikolai Nikolaewitsch, mit einer Tochter des Prinzen von Oldenburg, Alexandra Petrowna genannt. Es war der erste Fall, daß eine in Rußland geborene Prinzessin an einen Großfürsten verheirathet wurde. Die junge, kaum achtzehnjährige Braut war unter den Augen ihrer seltenen Mutter erzogen und, obgleich dem glänzendsten Hofe der Welt so nahe verwandt, in der größten Unbefangenheit und Anspruchslosigkeit aufgewachsen. Die greise Kaiserin gab dem jungen Paare, welches die innigste Neigung vereinigt hatte, ihren mütterlichen Segen und wünschte nun doch noch so lange zu leben, bis auch der jüngste ihrer Söhne seinen eigenen häuslichen Heerd gegründet hätte. Das großfürstliche Paar wohnte im Winterpalaste in der Nähe der Kaiserin-Mutter und erheiterte und unterhielt ihre schweren Leidenstage. Als endlich die Friedensbotschaft durch ganz Europa schallte und nach langer Absperrung die Bewohner Petersburgs in die deutschen Bäder rief, da sehnte sich auch die Kaiserin danach, die Stätte ihres verschwundenen Glückes auf kurze Zeit zu verlassen und Stärkung für ihre erschlafften Nerven zu suchen, die seit Jahren beständig gelitten hatten. Ihre Schwäche war so beispiellos, daß man auf der Landreise nach Berlin jeden Augenblick fürchtete, sie würde verscheiden. Jeder Empfang, jede Auszeichnung durch Ehrenwachen war daher untersagt, und sie fuhr in größter Stille von einer Stadt zur anderen. Nach lang-

wieriger, mühevoller Reise erreichte sie Potsdam, den Ruhepunkt. 1829 war sie zum ersten Mal als Kaiserin hier erschienen, jetzt war sie als Kaiserin-Wittwe angelangt und zwar in solcher Körperschwäche, daß man mehr an ihren Tod als an ein heiteres Verweilen dachte. In jenem Jahre war der jetzige Kaiser als elfjähriger Thronfolger zum ersten Mal nach Berlin gekommen; jetzt wurde er von ganz Europa laut begrüßt, weil er einem ganzen Welttheile den Frieden wiedergeschenkt hatte. Die Kaiserin konnte nur ihre nächsten Verwandten empfangen, und selbst die Dauer dieser Besuche wurde vom Arzte bestimmt. In kurzer Zeit hatten sich alle ihre Verwandten um sie versammelt und die Zeitungen sprachen von einem Fürstencongreß. König Friedrich Wilhelm IV. widmete jeden freien Augenblick, den er seinen Geschäften entziehen konnte, mit brüderlicher Liebe und Zärtlichkeit der leidenden Schwester, und die anderen Brüder, die Prinzen Wilhelm, Karl und Albrecht, wechselten im Dienste bei der Kranken ab. Es war das natürlichste Gefühl der Verwandtschaft, welches allmälig mit der Großherzogin von Mecklenburg den regierenden Herrn, sowie den Prinzen und die Prinzessin Friedrich der Niederlande, die Königin von Bayern, und Andere in die Nähe ihrer Schwester, Tante und Schwägerin rief. Unter den Majestäten und königlichen Hoheiten erschien aber auch mancher einfache, durchaus nicht fürstliche Mann, der die hohe Frau noch einmal sehen wollte, und die Augen der Mutter wie des Sohnes wurden naß vor Freude, als sie sahen, daß in der Welt wahre Pietät noch nicht ausgestorben sei. Doctor Mandt, der sich aus Rußland seit Nikolai's Tode zurückgezogen hatte, begrüßte die hohe Leidende in Potsdam und theilte ihr seine ärztlichen Ansichten für die fernere Reise mit. Ihr Lebenslicht schien jeden Augenblick verlöschen zu wollen, und doch lagen der Kaiserin-

Mutter noch schöne, aber harte Pflichten ob. Sie konnte sich der Krönung ihres Sohnes unmöglich entziehen, da die Kaiserin Maria Feodorowna bei Alexander und Nikolai zugegen gewesen war. Aber wo die Kräfte finden, die eine Reise nach Moskau und die vierzehntägige Last der Krönung voraussetzten? In Potsdam berathschlagten die Aerzte zuerst, wie sie Wildbad in Württemberg erreichen und dort weitere Stärkung gewinnen könne. Alle, welche die lebensschwache Frau in ihrem herbsten Kummer damals sahen, waren erstaunt über die Ruhe, womit sie ihr Leiden ertrug, und die Frische des Geistes, womit sie das Wesen ihrer Umgebung auffaßte. Die Meinung jenes deutschen Philosophen, daß der Geist sich den Körper baue und erhalte, wurde an ihr als eine Wahrheit bestätigt. Ein alter Hausfreund, der sie in Potsdam, mit Erlaubniß des Arztes, auf eine halbe Stunde besuchen durfte, erschrak beim ersten Anblick, fand sie aber in jeder nächsten Viertelstunde belebter, geistig stärker, und brachte vier volle Stunden in der gespanntesten Unterhaltung mit ihr hin. Ihr Geist hatte seit zehn Jahren nicht um einen Tag gealtert, aber sie mußte sich bei ihrer körperlichen Schwäche gewisse Pausen gönnen. Wie zu allen Zeiten, folgte sie auch jetzt mit dem alten Eifer allen Erzeugnissen auf dem Gebiete der Geschichte und Literatur, obgleich sie jetzt nur durch fremde Augen lesen konnte. Sie schien sich sogar in rein geistiger Bewegung am meisten zu gefallen, weil dieselbe das Feld ihrer schmerzlichen Erinnerungen ausschloß und sie ihre körperliche Schwäche vergessen machte. Neben ihrem Cabinet rauschte aber der größte weltliche Glanz in goldenen Uniformen, in Sternen und Bändern, in allen hohen Würden und Titeln, ohne daß sie davon berührt wurde. In der That mehrten sich ihre Kräfte langsam, und zu Pfingsten konnte sie des Morgens eine kurze Zeit in freier Luft verweilen und, von

Geschwistern und zweien ihrer Söhne umgeben, sich in die alten Zeiten zurückträumen. Der Baron Meyendorf theilte mit der hohen Frau die Reise und den Aufenthalt in dem einförmigen, etwas düsteren Wildbad.

Sie bewohnte daselbst das Hotel Bellevue, dem Grafen Dillen angehörig. Die kindliche Verehrung der Großfürstin Olga Nikolaewna hatte dasselbe mit den schönsten Blumen und Bäumen der Stuttgarter Orangerien ausgeschmückt, damit sie an den Aufenthalt in Palermo erinnert würde. Der ewig heitere Himmel Siciliens steht in schreiendem Gegensatz zu den dunkeln Wäldern jener Berge und der düstern Einförmigkeit des Schwarzwaldes; aber das herrliche Bad rief in kurzer Zeit neues Leben in der Halberstorbenen hervor. Anfangs besuchte sie die kleine Stadt in einer Rollchaise und erstaunte über das festlich ausgeschmückte Städtchen. Nach neun Bädern war sie im Stande, aus ihrer Abgeschiedenheit in kleine vertrauliche Gesellschaftskreise hervorzutreten. Ein seltener Kreis von Männern und Frauen hatte sich hier versammelt, um der hohen Frau in dieser Abgeschiedenheit Gesellschaft zu leisten. Wir nennen zuerst die Fürstin Lieven und den Fürsten Woronzof, Beide für ihr hohes Alter noch rüstiger, als die Kaiserin, und doch ihrem Lebensende näher, als die todtkranke Kaiserin. Der Prinz Peter von Oldenburg theilte, wie jene Beiden, den ganzen Aufenthalt mit ihr und besuchte die Heil- und Lehr-Anstalten, die seine Mutter, die Königin Katharina, einst gegründet hatte, zu Fuß mit der hohen Frau. Außer ihren Verwandten sah sie hier auch den Grafen Nesselrode, der den Abend seines thätigen Lebens zu einer Reise in die Schweiz benutzte. Aber es wurde hier auch die Bekanntschaft ihres jüngsten Sohnes, des Großfürsten Michael Nikolaewitsch, mit der Prinzessin Cäcilie von Baden angeknüpft und eine nähere Ver-

bindung so weit vorbereitet, daß am 10. Juli, noch vor der Abreise nach Moskau, die Verlobung erfolgte. Es war seit Peters Reformen die elfte deutsche Prinzessin, die an den russischen Hof verheirathet wurde; in derselben Zeit waren zwölf russische Großfürstinnen mit ausländischen Prinzen in Verbindung getreten. Mit keinem anderen Lande Europa's war Rußland durch Verwandtschaften so verbunden als mit Deutschland. — Durch viermonatlichen Aufenthalt in deutscher Luft waren die Kräfte der Kaiserin jetzt so wieder gehoben, daß sie die Reise nach Petersburg antreten konnte, um von da als Mutter dem glänzenden Schauspiele, der Krönung ihres Sohnes, beizuwohnen.

Die Feierlichkeit sollte diesmal mit noch gehobenerer Stimmung vor sich gehen, als vor dreißig Jahren. Thron und Reich waren damals kurz vor der Krönung einer größeren Gefahr ausgesetzt gewesen, als jetzt durch den orientalischen Krieg. Viele Familien trauerten zwar noch um die für das Vaterland gefallenen Söhne, aber sie konnten inmitten ihrer Trauer doch mit Stolz der Krönung entgegensehen, denn Rußland hatte im Kriege mit den Westmächten kaum Etwas verloren, vielmehr nach Asien hin seine Macht eher um große Länderstrecken vermehrt. Der lange bestrittene Karawanenweg von Orenburg bis zum Aralsee war schon seit 1853 in russischem Besitz; und so hatte das Reich sich schon vor dem Falle Sebastopols entschädigt. Gleichzeitig waren für den russischen Handel auch zwei Häfen Japans eröffnet und ein großes Gebiet am Amur in russischen Besitz übergegangen. Die letzte Trauer mußte spurlos verschwinden bei so hochgeschwelltem Nationalbewußtsein. Auch im übrigen Europa schienen alle vom Kriege geschlagenen Wunden plötzlich geheilt und vergessen, und der junge Kaiser fand nur Begeisterung seines Volkes und fremder Länder für sich und seine großen Verbesserungspläne. Auch die

kranke Kaiserin mußte von Neuem aufleben und trübe Erinnerungen fanden kaum Platz vor dem Jubel, dem Glanze, der ihrem Sohne galt, dem ersten Sohne, der vor achtunddreißig Jahren in Moskau das Licht der Welt erblickt hatte.

Die allseitigen Vorbereitungen bewiesen, daß diese Krönung an Pracht alle vorhergehenden übertreffen solle. Aus den asiatischen wie aus den europäischen Staaten strömten Vasallen, Prinzen, Botschafter und außerordentliche Gesandte herbei, von denen jeder einzelne einen besondern Glanz zu entfalten suchte. Die Krönung war diesmal ein Weltereigniß; sie war das Friedensfest für ganz Europa und Asien. Fast alle deutschen Höfe schickten Prinzen von Geblüte; Napoleon einen vertrauten Freund, den Grafen Morny, der schon in Wildbad am Hofe der Kaiserin-Mutter erschienen war; England den Lord Wodehouse, der zuerst von allen Botschaftern den russischen Boden betrat, und Oesterreich den mächtigsten Mann unter seinen ungarischen Magnaten, den Fürsten Esterhazy-Galantha, dessen Tracht viele Millionen werth war. Das diplomatische Corps zählte hundertundsechs Personen aller europäischen Zungen. Man berechnete, daß der Aufwand, den die Krone selbst zu dieser Festlichkeit bestimmte, den von Alexanders I. Krönung um das Zwanzigfache übertroffen habe; aber was der russische Adel und die fremden Botschafter gleichzeitig zur Erhöhung des Festes thaten, war hierin nicht mit einbegriffen. Nur das alte Rom sah bei Triumphzügen seiner Imperatoren die Welt um das Capitol so versammelt, wie hier der Kreml; aber das alte Rom hat schwerlich in seiner glänzendsten Zeit einen solchen Anblick gewährt, wie Moskau durch seine goldenen Kuppeln und grünen und rothen Dächer.

Die Kräfte der Kaiserin-Mutter wuchsen sichtlich, und sie erschien gleichzeitig mit dem jungen Kaiser, ihrem Sohne, in der

alten Krönungsstadt, stark genug, mit Krone und Mantel, umgeben von der ganzen Familie, dem jungen Kaiserpaar voranzugehen, und nach der Krönung ihm ihren Segen in warmer Umarmung ans Herz zu drücken. Als sie vor achtunddreißig Jahren das Kind kurz nach der Geburt in Moskau an ihr Herz gedrückt, war sie erschrocken bei dem Gedanken, daß es im ewigen Wechsel der Dinge vielleicht bestimmt sei, einst die kaiserliche Krone zu tragen. Damals, wie wir wissen, dachte sie selbst nicht daran, daß die Vorsehung ihr noch ein anderes Geschick zugedacht habe. Welch ein großer Augenblick! Hinter ihr lagen die dreißig Jahre, die ihr Gemahl auf dem Throne mit ihr getheilt; vor ihr stand der Sohn mit Krone und Scepter, der Gesalbte des Herrn, und die Herzen der Welt pochten ihm hoffend entgegen. Der Freudenrausch der glänzenden Stadt kümmerte sie wenig, aber ihr Herz war voll Dank gegen den Himmel, der ihrem Leben noch diesen Augenblick gegönnt hatte. Die Freude der Mutter, ihren Sohn als gekrönten Kaiser vor sich zu sehen, belebte aber nicht allein ihre erhabenen Gesichtszüge, man las darauf auch Spuren von der Sorge um den geliebten Sohn; denn Niemand wußte besser, wie schwer die Krone drückt, als Alexandra Feodorowna, die sie dreißig Jahr ihrem Gemahl tragen geholfen.

Der Freudenrausch und der Jubel der Krönung gehört nicht zu unserer Erzählung. Die Kaiserin glich jetzt einer jener reifen Früchte, die noch als Zierde am Baume hängen, wenn ein neuer Frühling schon tausend neue Blüthenkronen hervorgerufen hat. Die Aerzte dachten denn auch sehr bald an ihre Abreise nach Nizza, wo sie Herbst und Winter verbringen sollte. Sie nahm den Weg über Warschau, Breslau und Dresden. In letzterer Stadt wurde sie vom König Johann empfangen und in das russische Gesandtschaftshotel geleitet, wo der damalige Gesandte,

Herr von Schröder, der Nestor des diplomatischen Corps, sie herbergte. Sie freute sich, diesen Mann voll liebenswürdiger Eigenthümlichkeiten näher kennen zu lernen, da sie ihm bis dahin fast gar nicht begegnet war. Er stammte noch aus Pauls I. Zeit und trug Vieles an sich, was an eine frühere Zeit erinnerte; seine Diensttreue und Beflissenheit zählten über ein halbes Jahrhundert, und an Erlebnissen und Erfahrungen konnte nur der Graf Nesselrode einen noch größeren Reichthum aufweisen. Die Kaiserin besuchte am anderen Morgen in Begleitung ihres Bruders, des Prinzen Albrecht, zum ersten Mal die Galerie, und hielt sich am längsten vor jenen Madonnen auf, die den Hauptschatz der Sammlung bilden. „Ob ich gleich in Berlin geboren bin," sagte sie, „so hat mir Dresden doch immer ferner gelegen, als Italien." Sie nahm eine Einladung des Königs Johann an, auch seinen Palast vor ihrer Abreise auf wenig Augenblicke zu betreten, aber die Kräfte mangelten ihr, die Brühlsche Terrasse hinanzusteigen.

Von Dresden ging die Kaiserin nach Stuttgart zu ihrer Tochter, der Kronprinzessin, und dann durch die Schweiz, von dem freundlichsten Herbstwetter begleitet, nach Oberitalien, besuchte im Fluge die borromeischen Inseln, auf die sie sich seit ihrer Jugend immer geträumt hatte, und erreichte das blumen- und blüthenreiche Nizza anfangs November. Das vor Kurzem noch so feindliche Piemont bot Alles auf, sie ihrer hohen Würde gemäß zu empfangen. Der Prinz von Carignan begleitete sie von Arona bis Nizza, und in Genua, wo sie sich einige Tage aufhielt, kam der König am Bahnhof ihr entgegen und war ihr beim Aus- und Einsteigen mit ritterlichem Anstande behülflich. Sie speiste hier auch mit dem Könige und dem Prinzen, und die vielseitige Bildung der Kaiserin verfehlte nicht, in ihren Tischgenossen einen hohen Ein-

druck zu hinterlassen. Sie besichtigte einige Tage lang die stolze Stadt, deren Geschichte ihr genau bekannt war, und machte in dieser Zeit der Herzogin von Orleans einen Besuch in Voltri. Von Genua ging sie zur See nach Villafranca und dann zu Lande nach Nizza.

Hier war die Villa Avigdor, mit herrlicher Aussicht auf das Meer, zu ihrem Empfange und Aufenthalte in Stand gesetzt, und Vieles erinnerte sie und ihr Gefolge dort an Palermo. Denn drei Personen befanden sich mit ihr, welche die schöne Zeit Palermo's mit ihr getheilt hatten, der Graf Apraxin, der Baron Meyendorf und die Gräfin Tiesenhausen. Die Aussicht von ihren Fenstern aus auf das Meer hatte sie in Olivuzza nicht gehabt; aber der Reichthum der Blumen wetteiferte mit jenem in Sicilien, und in der Villa selbst lud eine ganze Blumengalerie sie zum Spazierengehen ein. Ihr Schlafzimmer trug ihre Lieblingsfarbe, das Blau der Kornblume, und die reine Luft der nahen See durchdrang alle Zimmer. Russen und Engländer strömten herbei, und bald hörte man die beiden fremden Sprachen auf den Straßen vorherrschen. Sie fühlte sich in Kurzem eben so wohl, wie einst in Palermo, besonders was die Ruhe ihres Gemüthes betraf, das in den letzten neun Jahren durch Nachrichten und Schreckensereignisse ewig erschüttert gewesen war. Sie führte hier dieselbe Lebensweise und Tagesordnung ein, wie vor zehn Jahren, befand sich so oft als möglich in freier Luft, entfernte so viel sie konnte rauschende, aufregende Gesellschaft, und füllte jeden freien Augenblick mit historischer Lectüre über Italien aus. Sie war ohne ein Glied ihrer Verwandtschaft angelangt, es erschienen aber allmälig die Großfürstin Helene Pawlowna, die selbst den Winter in Nizza zuzubringen gedachte, der Großfürst Konstantin, der Großfürst Michael und der Prinz

Karl von Preußen. Der König Victor Emanuel, sowie der Prinz von Carignan wechselten in aufmerksamen Besuchen mit einander ab und eine Legion Künstler suchten ihr Interesse für Bildhauerei, Musik und Malerei rege zu erhalten. Mit Vergnügen lieh sie ihr Ohr dem vortrefflichen Vieuxtemps, der schon in früheren Zeiten ihr Cabinet in Petersburg mit seinen Tönen ausgefüllt hatte. Bisweilen spielten piemontesische Musikcorps in ihrem Garten während des Frühstücks, wie einst sicilische in Palermo, und die Thüren standen für alle Gäste offen. Sonst blieb sie dem Publicum fern und fremd; selbst während des Carnevals, der ein noch größeres Füllhorn von Blumen ausgeschüttet hatte, als einst Palermo, zeigte sie sich dem Volke nicht, und nach ihrem Beispiele war er von den Russen überhaupt wenig besucht. Als jedoch ihre Kräfte schon sichtlich gewachsen waren, erfüllte sie eine Bitte der Stadt Nizza und erschien vor dem gesammten Publicum. Man hatte von Nizza aus eine neue Kunststraße nach Villafranca angelegt, und diese sollte durch die hohe Frau selbst eröffnet werden. Die neue Bahn war durch einen Faden abgesteckt, der bei ihrem Anfangspunkte quer über die Straße gezogen war. Sie erschien in glanzvoller Versammlung der ganzen Municipalität, durchschnitt eigenhändig den Faden mit goldener Scheere zur Eröffnung, und erntete ein unendliches dankendes Hurrah. Als in diesem kleinen Hafen Villafranca ein Jahr später von Rußland ein Magazin für Steinkohlen erworben wurde, sah man in ganz Europa mit anderen Augen auf diese kleine Eröffnungsscene zurück. Nizza war schon in demselben Jahre von allen deutschen Zeitungen als ein politisches Stelldichein bezeichnet worden, weil in der That viele politische und diplomatische Größen sich dort einfanden, deren Namen die Kaiserin höchstens aus der Kurliste erfuhr.

Einen wärmeren Dank, als für diese Ceremonie, erwarb sie sich durch ihre Wohlthätigkeit gegen die Armen, und einen tiefen Eindruck ließ bei Allen ihre hohe weibliche Bildung und Vollendung zurück. Rußland war seit zwanzig Jahren dem europäischen Publicum mehr durch russische Reisende, besonders durch die kaiserliche Familie, als durch ausländische Reisende in Rußland bekannt geworden. Der Italiener verläßt selten sein schönes Vaterland, und seine Kenntnisse von fremden Ländern sind voller Vorurtheile. Es ist nicht lange her, daß der Römer und Neapolitaner jenseit der Alpen sich einen ewigen Schnee, die Städte alle aus hölzernen Häusern erbaut dachten und den Nordländern nur dann eine menschliche Bildung zutrauten, wenn sie auf ein Jahr Italien besucht hätten. Im Jahre 1835 begleitete ein römischer Oberst den Körper des in Rom gestorbenen Generals Mörder nach Petersburg und machte dabei die Bekanntschaft mehrerer französischen und deutschen Städte. Er gestand an der Newa offenherzig sein Erstaunen, ja seine Beschämung ein, Alles über seine dürftigen Vorstellungen gefunden zu haben, und nannte seine Reise „den Weg aus der Vergangenheit in die Gegenwart." Zwanzig Jahre später als Berlin sah Rom die ersten Gasflammen vor einem Palaste auf dem Corso und die Römer betrachteten sie mit demselben Staunen, wie die Nordländer einen Ausbruch des Vesuv. Die Kaiserin war jetzt entschlossen und durch Nichts verhindert, das ewige Rom mit seinen Ruinen, Prachtpalästen und nun auch von Gas erleuchtet zu sehen. Obgleich elf Jahre älter, war ihre Gesundheit doch stärker als damals, wo sie die Sehnsucht plagte, nach Petersburg so bald als möglich zurückzukommen. Sie feierte in Nizza noch den Geburtstag des Königs Victor Emanuel, trank auf sein Wohl, dankte für die gastfreundliche Aufnahme, und erwartete das erste gute Wetter, um nach Civita

Vecchia abzusegeln. Tags zuvor gaben die russischen Boote dem Volke noch ein Schauspiel, indem die Flottille von bengalischem Feuer erhellt manövrirte; auch die Musikcorps der russischen Schiffe bewiesen, daß sie den italienischen weit vorausgeschritten seien. Die Abfahrt wurde von Neuem durch schlechtes Wetter verhindert, und so wurde das russische Ostern mit allen damit verbundenen Ceremonien auf der Flottille gefeiert. Zwölf Uhr um Mitternacht verkündete Kanonendonner den Anfang derselben und auf dem Decke jedes Schiffes sah man die Mannschaft zum Gottesdienste um einen Altar versammelt. Die Kaiserin verbrachte die Nacht in ihrer eigenen Hauskapelle. Auch in Neapel hatte sie, wie wir wissen, den Aufenthalt mit dieser Feier beschlossen.

Zwei Tage später fuhr sie auf dem „Olaf," einem russischen Kriegsdampfer, der ewigen Roma entgegen. Das Wetter war günstig, und die Freude, sich dem von ihrer Jugend an gewünschten Ziele so nahe zu sehen, raubte ihr den Schlaf. Jeder Nerv an ihr bewegte sich, als sie zuerst die mächtige Peterskuppel auf dem Wege von Civita Vecchia nach Rom erblickte, und sie konnte einen Freudenschrei nicht unterdrücken, als endlich die Königin-Wittwe der Städte in ehrwürdiger Pracht vor ihr lag. Jeder feierliche Empfang, besonders Kanonendonner, war verbeten; in offenem sechsspännigen Wagen fuhr sie durch das Thor Cavallegiere, hielt auf dem St. Petersplatze und vor der Engelsburg, und langte langsam und feierlich auf dem Corso vor dem Palaste Rondanini an. Rom sieht im Laufe einiger Jahre die Spitzen der ganzen europäischen Gesellschaft, nur die gekrönten Häupter der Weltstaaten betreten es nicht, und so war der kurze Aufenthalt des Kaisers Nikolai vor zwölf Jahren und die Ankunft der Kaiserin ein Weltereigniß; denn auch der erste Napoleon hatte die Stadt der Cäsaren und Päpste nie betreten. Es waren aber dem

Eifer der hohen Frau, Alles zu sehen und zu genießen, Schranken gesetzt, nicht allein durch die Aerzte und die Rücksichten und Gesellschaftspflichten, sondern auch durch anhaltend schlechtes Wetter. Am anderen Morgen erschien der Cardinal Antonelli im Namen des Papstes zur Begrüßung der hohen Reisenden, und die spät nachfolgende Ermüdung von der Reise hielt sie größtentheils auf ihrem Zimmer. Sie bedurfte der Ruhe und Erholung für den nächsten Tag, wo sie mit ihrem Gefolge in zehn Staatswagen zur Begrüßung des Papstes nach dem Vatikan fuhr. Bei aller Unfehlbarkeit und Güte konnte Pius IX. nicht verhindern, daß die Weltstadt von echt deutschem Aprilwetter mit Wind, Regen und Hagel heimgesucht wurde, obgleich die Orangen blühten. Der Vatikan ist wol das einzige Gebäude Europa's, das den Winterpalast an Umfang und Kunstreichthum übertrifft. Aber die Haushaltung und die Wohnzimmer der Nachfolger Petri sind einfach nüchtern gegen das nordische Schloß, und der geistliche Hof des Papstes im größten kirchlichen Ornate bleibt bescheiden gegen den Petersburger und gegen die russische hohe Geistlichkeit. Hier war Nichts, was die hohe Frau hätte in Erstaunen setzen oder überraschen können. Aber die dreiviertelstündige Unterredung mit dem Haupte der romanischen Christenheit ließ in Beiden einen dauernden tiefen Eindruck zurück. Vor zehn Jahren hatte der Papst die Königin-Wittwe von Holland eine wahre Königin genannt; von Alexandra Feodorowna äußerte er, sie sei eine wahre Christin. Pius führte hierauf die Kaiserin durch seine Gemächer, von denen nur die sala regia Fresken enthalten von wenig künstlerischem Werthe und von einem für Nichtkatholiken unerquicklichen Inhalte. Pius war hier der ansprechendste Theil des Vatikans, da die Wohnung des Papstes im Uebrigen auf die hohe Frau keinen anderen Eindruck machen konnte, als die Wohnung eines

Junggesellen auf eine große Dame. Die Kaiserin fühlte sich nach diesem Besuche angegriffen und bedurfte der Ruhe, die sie in der Gesellschaft ihres Bruders, des Prinzen Karl, und der Großfürstin Olga auch fand. Am anderen Morgen erwiederte der Papst den Besuch der Kaiserin und erschien umgeben von seiner ganzen Nobelgarde in prachtvollem Aufzuge vor dem kaiserlichen Palast. Es war eine Bewegung in dem ernsten Rom entstanden, als ob die alte Kaiserzeit wieder erwacht sei und der Papst sich beeile, sie freundlich zu begrüßen. Der Papst hatte damals eine Reise nach Loretto beschlossen, und die öffentliche Meinung glaubte, daß er sie aus Rücksicht für die Kaiserin bis nach deren Abreise verschieben würde; allein er trat sie kurz nach diesem Besuche an. Antonelli, der liebenswürdigste aller Cardinäle, speisete hierauf bei der Kaiserin und unterhielt die hohe Frau auf das Geistreichste. Leider blieb das Wetter unfreundlich und hinderte fast jede Ausfahrt der nordischen Gäste in die Umgegend. Um so fleißiger besuchte die Kaiserin die Kirchen und Museen der Stadt, und setzte die Römer durch ihren Kunstsinn, ihre vielseitigen historischen Kenntnisse, sowie durch Leutseligkeit und Einfachheit in Erstaunen. Und ihre Kräfte wuchsen zur Freude aller Ihrigen; sie war jetzt stark genug, nicht allein Alles zu sehen, sondern auch alles Erlebte auf ihre eigenthümliche Weise niederzuschreiben. Ohne alles Vorurtheil empfing sie jeden Eindruck und gab sich in ihrem Tagebuche selbst Rechenschaft darüber. Vieles übertraf ihre Erwartung, Vieles blieb hinter derselben zurück. Sie sprach in den nächsten Jahren mit so umständlicher Kenntniß von einzelnen Gemälden und Bilderwerken, als ob sie noch vor denselben stände. „Lassen Sie mich erst mit eigenen Augen sehen," sprach sie zu einem Cicerone, „ehe Sie mir die Ihrigen leihen." Die überschwengliche Begeisterung des Augenblicks war ihr eben so fremd, wie

die herzlose Gleichgültigkeit vieler Reisenden, die zufrieden sind, wenn sie gesehen haben, was sie zuvor im Buche gelesen. Am zweiten Mai bestieg sie, vom besten Wetter begünstigt, in Gesellschaft des Prinzen Karl, der Großfürstin Olga und deren Gemahls, des Kronprinzen, die Peterskuppel, und weilte daselbst lange unter dem Eindrucke der wunderbaren Ansicht des größten Geschichtsschauplatzes der Welt. Aber auch alle Einzelnheiten des Baues nahmen ihr Interesse in Anspruch. Noch zwei Jahre später sprach sie mit großer Wärme von jener Stunde, die sie dort zugebracht hatte. „Nicht die fernen Gebirge, nicht die Stadt mit ihren Kuppeln ergriff mich, sondern der Gedanke, daß ich (nach Schlegels Ausdruck) über dem Grabe der Welt stehe; ich war erschüttert und erhoben zu gleicher Zeit. Der Eindruck mag auf mich auch stärker gewesen sein, weil ich Rom in einem Lebensalter sah und unter Umständen, wo der Ernst allein unsere ganze Seele beherrscht. Rom ist so allseitig, daß es meine Söhne in der blühendsten Jugend, den Kaiser im reifsten Mannesalter, im tiefsten Drange der Geschäfte, und mich als Wittwe auf gleiche Weise erbaute und ergriff. Der tiefe Eindruck und die wunderbare Stimmung meiner Seele wurden nur durch die Ueberraschung etwas geschwächt, daß für mich und mein Gefolge auf der Platform ein gedeckter Tisch bereit stand.“ Eine noch größere Ueberraschung war ihr damit bereitet, daß sie ihren Namen an einer Stelle der zum Dache führenden Wendeltreppe auf einer Marmortafel ausgegraben fand. So waren denn fast alle Mitglieder der kaiserlichen Familie dort eingeschrieben. Nach der Abreise des Papstes lud Antonelli die Kaiserin zu einem Mittagsmahl im Vatikan ein. Man hatte absichtlich eine späte Stunde gewählt; denn die hohe Frau sollte von da das Antiken-Museum des Vatikans bei Fackelschein sehen. „Es war für mich ein

Gang in die Unterwelt," erzählte sie ein Jahr später, „und es kam mich ein leises Grauen an, als ich so viel Gestalten in glühendrothem Scheine fast belebt und doch todt vor mir sah, so viel bekannte und unbekannte Namen hörte. Vieles war mir von Jugend auf durch meinen Lehrer Hirt bekannt, Vieles tauchte lebendig in meinem Gedächtnisse wieder auf, und die vielen Meisterwerke, die ich aus Abgüssen kannte, machten in ihrer Wirklichkeit den Eindruck lebender Wesen auf mich. Ich hielt mich in diesem sonderbaren Gesellschaftssaale auch nur bei Bekannten und besonders bei meinen Lieblingen auf. Es schien, als sollte ich diesen Abend nun einmal in dem stillen steinernen Alterthum verbringen, denn im ägyptischen Museum hielt man mich zu einem Abendschmause fest; ich speiste mit Göttern und Heroen zu Abend." Der kleinen Bildergalerie des Vatikans widmete sie noch eine Stunde besonders und überließ sich in der größten Ruhe ohne Begleitung diesem Eindrucke. Sie fand dort das Bild Georgs IV. von England von Sir Thomas Lawrence neben den Meisterwerken des sechszehnten Jahrhunderts fast verletzend für den Beschauer wie für den Künstler. Auch des Innere der Peterskirche sah sie öfters und empfand die hohe Bedeutung dieses Baues. In Rom leben aber viele russische Künstler, denen sie eine Aufmerksamkeit schuldig war. Die russische Regierung unterhält mit großer Freigebigkeit die besten Schüler ihrer Akademie auf eine Reihe von Jahren in dem kunstsinnigen Rom und stellt sie unter den Schutz der Gesandtschaft oder unter einen kunstverständigen Privatmann. Um jene Zeit führte das Mäcenat über diese Kunstjünger der Fürst Gregor Wolkonsky, ein Sohn des Ministers des kaiserlichen Hauses. Dieser junge Mann, im Winterpalaste aufgewachsen, von Raupach erzogen, hatte die gewöhnliche Staatslaufbahn verschmäht und sein Leben so innig

mit den Künsten verwebt, daß er die Zierde der nordischen Kunstwelt in Rom war. Er versammelte die fünfunddreißig russischen Künstler mit ihren Werken, stellte sie der Kaiserin vor, und gönnte ihr die Zeit, aus den vielen Schätzen das Vorzüglichste für ihren Privatbesitz auszusuchen. Ebenso besuchte sie die meisten Kunstmagazine, und ihre huldreiche Herablassung wurde von den Römern bis in den Himmel gehoben; kurz, sie durchwanderte Rom gleich einem Touristen in allen Richtungen, und fand Trost für den unersetzlichen Verlust ihres Lebens. Auch das Hauptschauspiel Roms, die Erleuchtung der Peterskuppel, sollte ihr nicht fremd bleiben; auf ihren Wunsch erfolgte es den elften Mai, zu ungewöhnlicher Zeit, selbst bei etwas getrübtem Himmel, wodurch aber die Erscheinung nur um so prachtvoller wurde. Die Kaiserin sah es zuerst in der Nähe, dann aus der Ferne vom Monte Pincio aus, und fand kaum Worte der Bewunderung.

So wurde Rom der schönste Schluß des so reichen Lebens der Kaiserin; der Monat Mai hatte sich nicht günstig für die hohe Frau gezeigt, aber die unsterbliche Roma, ernster und selbst getreuer, als das launische Wetter, hatte dennoch zu ihren Erinnerungen den schönsten Kranz hinzugefügt. Der König Ludwig von Bayern kam zu Ende ihres Aufenthaltes noch in der ewigen Stadt an und machte der hohen Frau einen Besuch. Die Kaiserin verließ die Stadt der Cäsaren nicht ohne kostbare Andenken von Seiten des Papstes; zwei große Mosaikplatten sollten sie an der Newa an ihren Besuch in Rom erinnern; die erste zeigte die Peterskirche mit allen Umgebungen, und die zweite das liebliche Tivoli; beiden war noch ein Rosenkranz hinzugefügt. Aus der Ferne schickte später die Kaiserin an Pius IX. ein in große Brillanten gefaßtes Kreuz. Am 23. Mai, nach stürmischer Seefahrt, langte sie in Turin an und setzte von da ihre Reise über

den Mont Cenis nach Genf fort. Obgleich eine kaiserliche Majestät selbst für kleinere Residenzen eine Seltenheit ist, so war es für eine Spießbürger-Republik, wie Genf, etwas unerhört Neues. Die Kaiserin, ermüdet von der Reise, beschloß hier das russische Himmelfahrtsfest in der Kapelle der Großfürstin Anna Feodorowna, verwittweten Gemahlin des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, zu feiern. Diese Fürstin lebte seit vielen Jahren abwechselnd in Genf und Bern in stiller Zurückgezogenheit; sie war viel älter als die Kaiserin, aber trotz ihrer Jahre frisch und nicht ohne Theilnahme am Leben. Ihrer Ehe war nicht ein so glückliches Loos beschieden, wie derjenigen der Kaiserin; denn sie war schon seit einem halben Jahrhundert von ihrem Gemahl geschieden und suchte in der schönen Natur der Schweiz Ersatz für das, was das Leben ihr verweigert hatte. Die beiden Frauen waren sich fremd geblieben ihr ganzes Leben lang und dies ihre erste flüchtige Bekanntschaft; es war denn auch mehr ein Abschied auf ewig, als ein erster Willkommen. Das kleine Gefolge der Kaiserin erregte das Staunen der Republik Genf durch die goldgestickten Uniformen, die Orden und Bänder, selbst durch die Equipagen, in denen man zur Kapelle fuhr; aber mehr noch überraschte die Einfachheit und Leutseligkeit der Kaiserin, wie ihr warmer Sinn für die großen Naturschönheiten. Sie fuhr bei gutem Wetter über den See nach Lausanne, verweilte eine halbe Stunde auf den Anhöhen, wo der Spiegel des Leman sich am glänzendsten zeigt. Sie schlug von da den Weg nach Bern ein, um eine Pflicht ihres frommen, dankbaren Herzens zu erfüllen. Dort ruhte auf dem Kirchhofe ihre unvergeßliche Erzieherin, Fräulein Wildermett, schon seit vielen Jahren; sie schmückte das Grab mit Blumen, begoß es mit Thränen aufrichtiger Erkenntlichkeit, und bedauerte, nicht so glücklich zu sein wie der

Kaiser Alexander, der seinen Erzieher Laharpe noch umarmen konnte. So hatte Friedrich Wilhelm III. nach den großen Ereignissen des Jahres 1814, mitten im Siegesrausche, nicht vergessen, Fräulein de Gillieu, die Erzieherin seiner verstorbenen Gemahlin, in Colombier bei Neufchatel zu besuchen und ihr den Shawl zu schenken, den die Königin Louise getragen hatte. Von Bern setzte die Kaiserin ihre Reise über Basel nach Deutschland fort, besuchte in Karlsruhe Cäcilie, die wunderliebliche Braut ihres jüngsten Sohnes, des Großfürsten Michael, und begab sich über Baden-Baden zurück nach Wildbad, das ihr im vorigen Jahre das Leben wiedergeschenkt hatte.

In demselben Sommer besuchte die junge Kaiserin Maria Alexandrowna die deutschen Bäder Kissingen und Brückenau, und ihre edle Einfachheit und Anmuth hinterließen überall dauernden Eindruck. Der junge Kaiser hatte seine Gemahlin begleitet und den Aufenthalt in Kissingen mit ihr getheilt, während sein jüngster Bruder, der Großfürst Michael, und die Prinzessin Cäcilie von Baden mit der Kaiserin-Mutter in Wildbad verweilten. Im August kehrte die Kaiserin-Mutter mit dem jungen Brautpaare nach Petersburg zurück, und unter ihren segnenden Augen wurde Ende dieses Monats die Vermählung ihres jüngsten Sohnes gefeiert. Der letzte Wunsch und die letzte Pflicht der Mutter waren erfüllt, alle ihre Kinder waren jetzt selbstständig am eigenen Heerde, und ihr Segen hatte alle dahin begleitet. Sie war glücklicher, als ihre Mutter, die nicht ein einziges ihrer sieben Kinder zum Altar begleitet hatte.

Sie hatte in Nizza während des letzten Winters, dann in Wildbad so viel Kräfte gesammelt, daß sie den nächsten Winter unter dem sechszigsten Grade zurückgezogen von der Welt, mehr mit Büchern als in Gesellschaft, verbringen konnte. Der Aufent-

halt in Rom und in Italien bot ihr für die letzten Jahre ihres Lebens nicht allein ein reiches Feld von Erinnerungen, sondern schloß ihr auch einen neuen Schatz historischer Lectüre auf. Ihre Familie, deren Haupt und Herz sie war und für welche sie nach des Kaisers Nikolai Wunsche noch leben sollte, belebte zu gewissen Tagesstunden ihr Cabinet noch mehr als vor Jahren; denn vier Söhne und vier Schwiegertöchter, außerdem die Großfürstin Maria Nikolaewna, lebten in Petersburg unter ihren Augen, und eine mehr als doppelte Anzahl Enkel blühten in ihren Spätherbst gleich einem belebenden Frühlinge hinein. Sie nahm aber auch den lebhaftesten Antheil an der Erziehung dieser Enkel, sowie der Jugend des Reiches, die seit dreißig Jahren unter ihrem Schutze stand. Ihre Ausfahrten galten fast nur diesen Anstalten, und die Staatssecretäre derselben waren die stehenden Personen, die sie regelmäßig empfing. Ihr Tisch beschränkte sich auf vier bis fünf Personen aus alter Zeit, wie der Graf Nesselrode, Wielhorsky, Apraxin, Meyendorf, Sumarakof und Ribeaupierre, von Frauen die Gräfin Baranof, die Fürstin Barjatinsky, Frau von Sacharschewsky, Gräfin Tiesenhausen und Gräfin Fersen. Die Letztgenannte war die Tochter des verstorbenen preußischen Generals von Rauch, der lange zu dem kleinen Familienkreise des Kaisers Nikolai Zutritt hatte. Als Gemahlin des Grafen Fersen, der ein höheres Hofamt bekleidete, standen ihr keine Etiquettenrücksichten im Wege, die hohe Frau so oft als möglich in ihrer Einsamkeit zu besuchen, und ihr Herz zog sie von selbst dahin. Es liegt in dem Gange der menschlichen Entwickelung, daß sich das Kind weit über die Grenzen seiner engen Heimath hinaussehnt, und daß die Gedanken des Greises am liebsten dahin zurückstreben, wo er als Kind des Lebens erstes Glück empfunden. So sah die hohe Frau in der Gesellschaft der Gräfin Fersen

ihre ferne Heimath vertreten. Die junge Kaiserin veranstaltete in jenem Winter kleine Musikabende und lud dazu diejenigen Personen ein, die der Kaiserin-Mutter am nächsten standen. Sobald sie erscheinen konnte, fand Letztere dort ihre eigenen alten Gäste, und fühlte sich heimisch.

Stadt und Reich waren in jenem Winter fieberhaft durch die Frage der Aufhebung der Leibeigenschaft aufgeregt, auch in den Tisch- und Abendunterhaltungen der Kaiserin-Mutter war diese Frage das bleibende Gespräch. Sie selbst hörte alle Meinungen, alle Ansichten mit der größten Ruhe an, da die Gesellschaft nur aus den wohlwollendsten und erfahrensten Männern und Frauen des Landes bestand. Sie begleitete das große Werk in aller Stille mit den segensreichsten Wünschen. In kleinem, vertrautem Kreise sprach sie einst mit der ihr eigenen Sanftmuth: „Zwei Brüder, der Kaiser Alexander und der Kaiser Nikolai, haben ein halbes Jahrhundert lang daran gearbeitet, möge es meinen Söhnen gelingen, es durchzusetzen." Im Mai dieses Jahres 1858 erlebte die Kaiserin noch die feierliche Einweihung der Isaakskirche, jedenfalls des großartigsten Denkmals des Kaisers Nikolai. So ermüdend für die schwache Kaiserin die Fahrt zur Stadt und die Ceremonie in der Kirche auch sein mußte, sie raffte ihre letzten Kräfte zusammen und wohnte der Feier bei, wurde aber auch von dem schönsten Wetter begünstigt.

Um jene Zeit hatte Professor Tischendorf in Leipzig die russische Regierung auf einen Schatz aufmerksam gemacht, der sich auf dem Berge Sinai in den Händen der Mönche befinde und den ältesten Bibelcodex enthalte. Im größeren Publicum erregte die Sache nicht das Interesse, das Tischendorf erwartet hatte. Er fand aber eine begeisterte Unterstützung für sein Unternehmen in der jungen Kaiserin Maria Alexandrowna, und die Kaiserin-

Mutter wurde lebhaft angeregt, als sie erfuhr, daß dieses einzige Werk Zierde einer russischen Kirche würde. Aber sie erlebte die Freude nicht mehr, es mit eigenen Augen zu sehen, da es zwar ein Jahr vor ihrem Tode, aber in ihrer Abwesenheit in Petersburg anlangte.

Die Kaiserin-Mutter feierte in diesem Jahre ihren Geburtstag zum vierten Mal nach des Kaisers Tode, ohne allen Empfang, in größter Stille, begab sich aber am Arme des Kaisers in die Messe und dann im Wagen allein durch alle die Anlagen, die unter ihren Augen in Peterhof entstanden waren. Sie blieb bis Ende August bei herrlichem Wetter in Peterhof, verschloß sich dann den Herbst über in dem stillen Zarskoe-Selò nur mit ihrer nächsten Umgebung, und verbrachte die Tage und Abende mit eifriger Lectüre. Sie zählte jetzt sechszig Jahr, und doch war ihr Geist noch ebenso lebhaft und frisch, wie ihr Herz theilnehmend, der Körper freilich von einer beispiellosen Hinfälligkeit. Ein Gang aus einem Zimmer in ein anderes, das nur einen Grad weniger Wärme enthielt, reichte hin, sie mehrere Wochen von Neuem auf das Krankenlager zu strecken. Man war weniger besorgt, daß sie auf einer Spazierfahrt sich erkälten würde, als auf dem kleinen Wege vom Zimmer bis zum Wagen. Um solch eine drückende Einsamkeit einigermaßen zu beleben, ließ der Kaiser einmal wöchentlich Theater spielen und zwar dicht an dem Cabinet seiner Mutter, und der hart angestrengte Mann suchte seine Abenderholung einzig an der Seite derselben. Ein frühzeitiger Winter nöthigte aber die hohe Frau, den Winterpalast weit früher aufzusuchen, als ihre Familie. Und doch spottete das Schicksal aller menschlichen Vorsicht, die man dabei getroffen hatte. Sie fuhr in einem geheizten Wagen, fand jedoch in ihrem Cabinet zwei Grad weniger Wärme, und

erkrankte, nicht durch die kleine Reise, sondern erst durch ihren Aufenthalt dort. Die gleichzeitige Nachricht vom Tode des Doctor Mandt erschütterte sie ernstlich und der ganze Winter verging der hohen Frau wie einer Sterbenden. Die Aerzte erklärten schon gegen Weihnachten, daß sie weder im Winterpalaste, noch in Peterhof kräftiger werden könne, sondern in freier Luft leben müsse; nicht am finnischen Meerbusen, der anfangs Mai noch mit Eisschollen gefüllt ist, sondern am mittelländischen Meere, wo die Orange gleichzeitig Blüthen und Früchte zeigt. Sie erschrak bei dieser Erklärung und sagte: „Kann ich denn nicht die letzten Tage meines Lebens in Ruhe unter meinen Kindern verbringen? Ach, ich bin des Treibens müde," setzte sie aus Goethe's Gedicht hinzu, „der sterbende Kaiser legte es mir auf die Seele, noch für meine Familie zu leben, also in ihrer Mitte, aber nicht verlassen in fernen fremden Ländern." Der Gedanke, noch einmal wandern zu müssen, belebte sie keineswegs, sie kannte durch vieles Reisen auch die Schattenseiten desselben, und jetzt hatte die Welt keinen anderen Reiz mehr für sie, als ihre Familie.

Zwei Mitglieder derselben fehlten ihr freilich diesen Winter, der Großfürst Konstantin und seine Gemahlin, die aus Gesundheitsrücksichten den Winter im Oriente zubrachten. Die Fürstin Lieven, die wöchentlich mehrmals geschrieben und durch ihre Briefe Unterhaltung gewährt hatte, war schon seit zwei Jahren todt, und die Gräfin Wielhorsky, deren Ernst am meisten zu den Wittwenjahren der Kaiserin gepaßt hätte, war schon im Beginn des orientalischen Krieges beerdigt worden. Der Graf Michael Wielhorsky, der joviale Geist der Hauptstadt und des Hofes, war während der Krönung in Moskau gestorben. Von dieser seltenen Familie lebte also nur noch der Graf Mathieu,

aber gebrechlich und hinfällig. Sein Instrument, das so oft im Cabinet der Kaiserin erklungen war, ruhte auf seinen Lorbeern; auch die Stimme der liebenswürdigen Pauline von Barthenief war verschwunden, und weder am Hofe noch in der Stadt war ein Ersatz aufzufinden.

Der Hof begab sich schon Ende April auf das Land nach Zarskoe-Selò, und die Kaiserin-Mutter war im folgenden Monat Mai bei warmem Wetter im Stande, in offenem Wagen spazieren zu fahren. Sie hoffte sogar, wenn ein warmer, günstiger Sommer eintreten sollte, ihr liebes Peterhof bis zum Herbste in stiller Gemüthlichkeit bewohnen zu können. Am Himmelfahrtstage, den 21. Mai alten Styls, waren in der That 27 Grad Wärme im Schatten, und die hohe Frau mußte eingestehen, daß dieser Tag eben so freundlich und die Luft noch wärmer sei als voriges Jahr in Genf. Eine kurze Täuschung! Zwei Tage später schneite es wie im tiefsten Winter, und die Kaiserin war aus dem Himmel ihrer Hoffnungen und Wünsche in einen elenderen Zustand der Schwäche versetzt, als je zuvor. Die Aerzte drangen jetzt gebieterisch auf ihre baldige Abreise, die im Juni erfolgte. Sie gebrauchte zuerst die Kur in Ems und verbrachte dann zwei Monate in der Schweiz, abwechselnd in Interlaken und Vevey. Hier lebte sie jedenfalls körperlich wieder auf, aber ihr Gemüth empfand nicht die Ruhe, die sie vor zwei Jahren in Nizza und Rom genossen hatte. Es schmerzte sie, als das Haupt der Familie nicht bei der Mündigkeiterklärung des jungen Thronfolgers zugegen zu sein, die am 8. September 1859 in Petersburg gefeiert wurde, gerade fünfundzwanzig Jahre nach der Mündigkeiterklärung des Kaisers. Im fernen Auslande erfuhr sie die Nachricht, daß Schamyl, der Plagegeist des Kaisers Nikolai, gefangen sei und nach Petersburg abgeführt werde.

So sehr diese Nachricht sie erheben mußte kurz vor ihrer Reise über den Simplon, so fand sie doch das alte Italien nicht mehr, wie es noch vor zwei Jahren gewesen. König Ferdinand II. von Neapel, der sie einst so liebreich in seinen Staaten aufgenommen und bewirthet hatte, war im Frühling dieses Jahres gestorben; die blutigen Schlachten von Magenta und Solferino hatten das bisherige politische Gebäude Italiens erschüttert; die Herzogin von Parma hatte sich ebenso zurückgezogen, wie der Herzog von Modena. Für die Tochter Friedrich Wilhelms III., die Schwester Friedrich Wilhelms IV., die Wittwe des Kaisers Nikolai begann der Grund und Boden unter den Füßen zu wanken; die neue Gestaltung der Verhältnisse in Italien wie in Preußen war eine neue Aera für die Kaiserin, der sie nicht mehr angehörte. Sie traf in Genua zum dritten Mal mit Victor Emanuel zusammen, bezog für den Winter zum zweiten Mal Nizza, das noch unter des Königs Händen blühte, verließ es aber im Frühjahr als Frankreich annectirt. So plötzliche Wandlungen hatte wol ihre Kindheit und Jugend erlebt, aber seit vierzig Jahren hatte sie auf eine unveränderte Karte Europa's geschaut. Sie hatte Zeit ihres Lebens nie den französischen Boden betreten, und jetzt befand sie sich daselbst, wie durch einen Zauberschlag dahin versetzt. Es war aber nicht das Frankreich Louis Philipps, auch nicht das Frankreich des orientalischen Krieges, sondern das Frankreich, dessen imperialistischer Herrscher, der Retter der Gesellschaft, vor einigen Jahren dem Kaiser Alexander in Stuttgart die Hand freundschaftlich gedrückt hatte. Aus diesem neuen Frankreich konnte die Kaiserin nicht scheiden, ohne dem Herrscher freundlichen Dank zu sagen für die in seinen Staaten wiedererlangte Gesundheit. Sie nahm im Mai des Jahres 1860 ihren Weg von Nizza über Marseille nach Lyon, wo Kaiser und

Kaiserin von Frankreich ihr entgegenkamen. Sie umarmte die Kaiserin Eugenie herzlich und reichte dem Kaiser freundlich die Hand. Am anderen Morgen führte der Kaiser seinen hohen Gast mit der Prinzessin Eugenie von Leuchtenberg in einem Galawagen nach dem Stadthause, wo ein glänzendes Frühstück sie erwartete, und nach demselben begleitete Napoleon die hohe Frau auf die ritterlichste Weise an den Genfer Bahnhof. In Kurzem war sie wieder, zum dritten Male, in Wildbad, und obgleich ebenso kräftig, wie vor drei Jahren, konnte sie eine gewisse Mißstimmung ihrer ganzen Seele sich doch selbst nicht verbergen. War es eine leise Ahnung, daß sie zum letzten Male das mittelländische Meer gesehen, den Schwarzwald betrete und durch Berlin reise, um dem kranken Könige und allen den Ihrigen auf ewig Lebewohl zu sagen? Plötzlich und überraschend konnte der Tod zu keiner Stunde bei ihr anklopfen, denn sie war seit Jahren darauf vorbereitet und hatte jeden neuen Tag mit neuem Danke hingenommen. Aber es herrschte bei ihrer Ankunft in Rußland ein anderes Gefühl in ihr vor, als vor drei Jahren, wo sie fast geistig verjüngt aus Rom mit tausend Erinnerungen, aus Wildbad mit dem jungen reizenden Brautpaare ankam. Sie wurde am Bahnhofe mit eben so viel Glanz und aufrichtiger Herzlichkeit begrüßt, wie einst zu Nikolai's Zeiten; sie war gerührt, die Welt hier versammelt zu sehen, die sie seit langen Jahren sich in treuer Verehrung ergeben wußte; ihr Herz klammerte sich mit den letzten Kräften an das, was ihr angehörte, an die Familie und die wenigen Personen, die ihre große, edle Gesinnung zu würdigen verstanden. Sie verbrachte den kleinen Rest des schönen Sommers in Peterhof, von allen Gliedern der Familie ausschließlich umgeben. In dem stillen Häuschen theilte sie die Gesellschaft mit ihrer Freundin, der Gräfin Fersen, und einer

ihrer Söhne, meistens der Großfürst Nikolai, und dessen Gemahlin standen ihr mit der rührendsten Verehrung und Ergebenheit zur Seite. Gleichsam als wüßte sie, daß ihre Tage jetzt gezählt seien, war sie nur mit Familienangelegenheiten beschäftigt, und die Sorge ihres Herzens erstreckte sich bis auf die jüngsten Enkel. Der Ausdruck ihres Gesichtes war jener erhabene Ernst und jene herzliche Bekümmerniß, die bei großen schwebenden Fragen sich unabweislich aufdrängen. Noch war das große Wort der Aufhebung der Leibeigenschaft nicht ausgesprochen, und der stärkste Geist kann sich gewisser Zweifel nicht erwehren. Noch während des kurzen Aufenthaltes in Peterhof verließen sie der Kaiser und der Großfürst Konstantin, denen die Reichsgeschäfte keine Ruhe gönnten; sie begaben sich Beide nach Moskau, und nach wenig Tagen folgte auch der Thronfolger dahin nach. Ende August neuen Styles langte sie bei günstigem Wetter in dem stillen Zarskoe-Selò an, das sie nie mehr verlassen sollte. Kaum daß sie die Umgegend und den Garten noch begrüßte; ihre Kräfte reichten aber nicht hin, einem Caroussel, das man vorbereitete, beizuwohnen. Auch ihr Gemüth war nicht vor traurigen Nachrichten geschützt, und sie wurde heftig ergriffen von dem traurigen Zustande der königlichen Familie Neapels. „Das Jahr 1806 ist für die königliche Familie wiedergekehrt, und Sicilien gewährt ihr jetzt keinen Schutz,“ rief sie bekümmert aus. Eine andere Nachricht erschütterte sie kurz darauf bis in das tiefste Innere, der Tod ihres Onkels, des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz. „Der älteste väterliche Freund ist mir gestorben,“ sagte sie zu einem Vertrauten unter heißen Thränen und als ob die Mahnung ihres eigenen nahen Endes gespenstisch an ihr vorüberzöge. Sie versammelte denselben Abend die wenigen Personen um sich, die ihn gekannt hatten und seine vielseitige Bildung zu

schätzen wußten, und erwähnte des Verstorbenen Vortrefflichkeit nach allen Richtungen hin. Es bedurfte keiner starken Erregung, um dies immer schwächer werdende Lebenslicht vollends auszulöschen, und doch wurde ihre Ruhe immer von Neuem gestört. Kurz nach der Nachricht vom Tode des Großherzogs wurde sie durch einen Sturz des Thronfolgers vom Pferde erschreckt, und als am 8./20. September desselben Großfürsten Geburtstag durch ein Familiengastmahl gefeiert wurde, versagten ihr die Kräfte zur Theilnahme daran und sie speiste nur mit wenigen Personen in ihrem Cabinet. Man bemerkte aber gerade während und nach der Tafel an der hohen Frau eine ungewöhnliche Aufregung, eine Unruhe, die ihr sonst beim größten Mißgeschick fremd geblieben war. Ihr Gespräch war lebhaft, aber gereizter Stimmung, die bald einer an Ohnmacht grenzenden Mattigkeit wich. Die Tischgenossen verließen sie erschöpft, zum Verlöschen hinfällig, und der Eindruck, den sie mitnahmen, war ängstlich und sorgenvoll. Der Himmel schickte aber in der Mitte des Septembers (Ende September nach neuem Styl) wie durch ein Wunder das mildeste Wetter, und mit demselben lebte die hohe Frau wieder auf, so daß sie sogar eine Ausfahrt nach dem nahen Pawlowsk wagen durfte. Sie fühlte sich nach derselben keineswegs schwächer, aber auch nur so lange besser, als das milde Wetter anhielt. Die junge Kaiserin war damals ihrer Entbindung sehr nahe und verließ seit mehreren Tagen ihr Cabinet nicht mehr, so daß die beiden höchsten Frauen des Reiches sich nicht sehen konnten; schon vor dem Ende des Monats trat nach milden Sommertagen der Winter ohne Uebergang ein und versagte ihr die Mittel, ihr Leben weiter zu fristen. Als sie das Zimmer schon acht Tage lang gehütet hatte, fragte Jemand den Doctor Karell, der die hohe Frau seit Mandts Abgange behandelte: „Was fehlt der Kaiserin?“ — „Licht, Luft,

Wärme" war seine Antwort; „sie muß ohne diese Bedingungen gleich einer Pflanze dahinwelken." Man hielt diese einsichtsvollen Worte für eine gewöhnliche Redensart der Aerzte und legte ihnen kein Gewicht bei. Freilich war sie seit Jahren in einem hinfälligen, ohnmächtigen Zustande gewesen und besonders um die Zeit des rauhen Herbstes. Die kleine Gesellschaft, die noch auf dem Lande in Zarskoe, in der Stadt, wie in den beiden Schlössern wohnte, legte auf des Arztes bedeutungsvolle Worte keinen Werth, und wenn auch keine Abendbelustigungen stattfanden, so war man doch um die Kaiserin-Mutter keineswegs bekümmert. Am 21. September (3. October neuen Styls) war die Entbindung der jungen Kaiserin von dem Großfürsten Paul erfolgt und die Theilnahme der Gesellschaft galt darum für den Augenblick mehr dem alten Schlosse, wo die junge Kaiserin wohnte. Die ganze kaiserliche Familie war aber in allen ihren Gliedern in unmittelbarer Nähe von Zarskoe-Selò. Am 30. September (12. October) reiste der Kaiser nach Warschau, wo auch der Prinz-Regent von Preußen eintraf. Eine Woche später reiste auch der Thronfolger nach Warschau ab, ein Beweis, daß Niemand für das Leben der Kaiserin-Mutter besorgt war. Allein je mehr die Tage abnahmen, um so schwächer wurden alle Lebenszeichen der hohen Frau. Es wütheten die entsetzlichsten Stürme, und Regenschauer wechselten ab mit Schneegestöber, wochenlang war kein Sonnenstrahl zu sehen. Die hohe Frau verließ schon seit vierzehn Tagen das Krankenlager nicht mehr und die Gräfin Fersen, die Tag und Nacht bei ihr wachte, täuschte sich ebenso wenig wie Karell, daß an ein Wiederaufkommen nicht zu denken sei. Es wurde dem Kaiser nach Warschau und der Großfürstin Olga Nikolaewna nach Stuttgart telegraphirt, daß dem so theuren Leben des Familienhauptes eine unabwendbare Gefahr drohe.

Sie selbst fühlte deutlich, daß ihr Abschied nahe, und verlangte das heilige Abendmahl. Aber keine Klage über ihr Leiden, keine Furcht vor dem nahen Tode wurde vernommen, in würdiger Ergebung, wie sie gelebt hatte, sah sie dem großen Augenblicke entgegen, der sie in das Reich ihrer Ideale hinüber führen sollte. Nur einen Wunsch sprach sie mit brennender Sehnsucht aus, den Kaiser noch zu sehen und mit ihm alle die Ihrigen um ihr Sterbelager zu versammeln. Sie öffnete schon sechs Tage vor ihrem Dahinscheiden wenig die Augen mehr, aber ihr Gehör war selbst in diesem todesähnlichen Schlafzustande schärfer, als es je gewesen, so daß sie den leisesten Tritt eines Fremden im Nebenzimmer vernahm. Bei vollem Bewußtsein trotz der grenzenlosen Schwäche, wünschte sie auch denjenigen Personen einen Scheideblick zuzuwerfen, denen sie durchs ganze Leben ihre Achtung nicht versagen konnte. Aber sie lebte mächtig auf bei der Nachricht, daß der Kaiser in der Nähe der Hauptstadt sei und daß sie ihn in wenig Stunden sehen würde. Die Freude öffnete ihre Augen von Neuem, sie wollte sogar das Bett verlassen, um den Kaiser in würdiger Toilette zu empfangen, um jede Besorgniß für ihr Leben in ihm zu entfernen. Ihr Herz schlug laut, als sie Sonntags Abend am 16. October spät seinen Schritt in der Ferne erkannte. Obgleich ermüdet von der Reise, blieb der Kaiser doch die Nacht unter heißen Thränen an der Seite seiner Mutter. Von jetzt an blieben überhaupt alle die Ihrigen im Schlosse und abwechselnd an ihrem Sterbelager. Am nächsten Tage, Montag den 17. October alten Styls, erfolgte plötzlich die Taufe des jungen Großfürsten Paul, in größter Stille und ohne besondere Versammlung, ja in Abwesenheit aller Großfürstinnen; nur die junge Herzogin von Leuchtenberg, Maria Maximilianowna, der Prinz Alexander von Hessen,

und ein kleines Hofpersonal waren zugegen. Der Kaiser überließ sich also keiner Täuschung über das Aufkommen seiner Mutter; denn jener schlafähnliche Zustand, den keine Lebenskraft überwältigen konnte, lagerte sich gleich einer drückenden Decke auf sie, und man bemerkte, daß sie von Zeit zu Zeit noch einen Wunsch ausdrücken wollte, die Sprache aber ihren Dienst versagte. Sie wollte einem der ältesten Diener ihres Gefolges die Hand zum ewigen Abschiede reichen, aber diese sank welk, wie abgestorben, nieder. Die Großfürstin Olga blieb den Tag über mit der Gräfin Fersen abwechselnd am Krankenbette und des Nachts ebenso der Kaiser nach den ermüdendsten Reichsgeschäften; die junge Kaiserin hatte seit ihrer Entbindung das Zimmer noch nicht verlassen, aber die sämmtlichen Großfürstinnen standen zu allen Diensten bereit.

Seit der plötzlichen Ankunft des Kaisers waren aber fast alle der Kaiserin-Mutter nahestehenden Personen aus der Residenz dahin gekommen, um die Verscheidende noch einmal, wenn auch nur von fern, zu sehen; und so füllte sich das große, öde Schloß in der traurigen Zeit des winterlichen Herbstes. Dienstag am 18. October schien mehr Leben zurückgekehrt zu sein; ihre Blicke erkannten die Umstehenden, und die Wärme ihres Herzens sprach auch jetzt aus den matten Augen. Man hielt in Gegenwart fast aller Mitglieder des kaiserlichen Hauses eine Messe für den gestern getauften Großfürsten Paul, und schmückte seine Wiege mit dem blauen Andreasbande. Am Abend dieses Tages tauchte die Hoffnung auf, daß es besser gehe; denn ihr Schlaf war der eines Engels und doch glaubte man eine regere Thätigkeit des Pulses zu bemerken. Die ältesten Genossen des kaiserlichen Hauses wußten, daß sie mehr als einmal in diesem Zustande vollkommener Erschöpfung gewesen war und gaben daher ihren Glauben nicht so leicht auf. Um so größer war der Schreck, als am anderen

Tage, Mittwoch den 19. October, gegen zwei Uhr Nachmittags der Pulsgang ganz ausblieb. Wie Blitze flogen die Boten nach Pawlowsk, wohin den Kaiser Geschäfte geführt hatten, und gegen drei Uhr waren alle Hausgenossen in der ängstlichsten Spannung in den angrenzenden Zimmern versammelt vom Oberkammerherrn, dem Grafen Ribeaupierre, dem Minister des Hauses, bis auf die letzten Kammerdiener. Da trat der Doctor Karell heraus und erklärte, daß der Puls zwar ungewöhnlich lange ausgeblieben sei, daß aber die hohe Frau noch gegen fünfzehn bis zwanzig Stunden in diesem Zustande bleiben könne. Der Kaiser verließ aber trotzdem das Krankenlager seiner Mutter nicht einen Augenblick die ganze Nacht hindurch, und als er gegen vier Uhr Morgens selbst an jeder Besserung verzweifelte, ließ er trotz der finsteren Herbstnacht alle die Seinigen, selbst die jüngsten Enkel der Kaiserin, sich um ihr Lager versammeln, und betend niederknieen. Gegen acht Uhr waren alle anstoßenden Räume mit Betenden und Knieenden angefüllt. Die Pulsschläge gingen langsamer und matter, die Augen blieben geschlossen, aber die Gesichtszüge der Sterbenden sprachen eine himmlische Ruhe, ja Verklärung aus. Eine feierliche Stille schwebte über der ganzen Versammlung, bis gegen halb neun der Arzt erklärte, daß die Zeichen des Todes eingetreten seien. Sie war ohne Todeskampf, christlich ergeben, sanft verschieden, und Niemand hatte den Augenblick wahrgenommen, wo das Lebenslicht verlosch. So verbirgt sich wol die Sonne hinter Wolken vor ihrem Untergange, und unbemerkt ist dann der Uebergang vom Tage zur Nacht erfolgt.

Der lange verhaltene Schmerz der Ihrigen brach jetzt in einem Sturm lauter Klagen und in einem Strom von Thränen hervor, als der Kaiser knieend die noch warme Hand küßte, und Alle herbeirief dasselbe zu thun. Auch die junge Kaiserin hatte

ihr Krankenlager verlassen, war früh des Morgens von der Wiege ihres jüngsten Sohnes herbeigeeilt, um am Sterbebette ihrer Schwiegermutter noch zu beten. In der rauschenden Hauptstadt hatte man bis dahin kaum Etwas von ihrem Krankenlager erfahren und stand versteinert still, als die plötzliche Kunde von ihrem Verscheiden anlangte. Nach wenigen Tagen erschien die ganze Stadt in schwarzem Flor, und tausend heiße Thränen wurden geweint; denn man fühlte, was man an der Hochseligen verloren hatte.

Nach wenig Tagen erschienen die Prinzen Karl und Albrecht, Vater und Sohn, der Herzog Wilhelm von Mecklenburg, und die Stadt Petersburg pilgerte nach Zarskoe-Selò, um die Verewigte, die im Betsaale des Schlosses ausgestellt war, noch einmal zu sehen. Am 28. October bewegte sich der Leichenzug nach der Stadt, wo der Körper in der Festungskirche dem größeren Publicum noch zugänglich blieb. Am 5. November erfolgte unter den üblichen Ceremonien die Beisetzung in der Festungskirche.

Das Testament der Kaiserin-Mutter enthielt verschiedene Wünsche an den Kaiser und die Hinterbliebenen, die im ganzen Umfange nicht mehr erfüllt werden konnten, da sie ihren Gemahl um fünf und die Großfürstin Alexandra um sechszehn Jahre überlebt hatte. Sie vertheilte ihre Besitzungen, ihren Schmuck, ihr Hab' und Gut mit dem wärmsten Segen unter ihre Kinder und Verwandten, aber sie denkt auch mit der zärtlichsten Fürsorge an alle ihre treuen Dienerinnen, an die Töchter ihrer Freundin Cäcilie, an Diejenigen, welche als Gefährten mit ihren Söhnen erzogen wurden, an die treuen Pflegerinnen ihrer letzten Krankheit, an die Gräfinnen Tiesenhausen und Fersen, an die Zöglinge aller ihrem Schutze untergebenen Anstalten. Sie wünscht, daß ihre Wohnzimmer in den verschiedenen Schlössern nicht leer stehen bleiben, sondern ein Jahr nach ihrem Tode von ihren Kindern bewohnt

werden; daß der 1. Juli, ihr Geburtstag, durch Wohlthaten an die Armen und durch jugendliche Erheiterungen in allen ihren Anstalten als ein Fest fortbestehe, ja, daß eins der Stifter diesen Tag in ihrer eignen Wohnung zu Peterhof verbringe. Ihr vollständiges Tagebuch soll erst nach zwanzig Jahren von der Familie eröffnet werden. Die schönste Erbschaft, die sie allen ihren Kindern und Enkeln gleichmäßig hinterließ, war die hohe, edle Gesinnung, das warme Herz, das sie Alle schmückt, und das sie in Allen mit der Sorgfalt einer Mutter entwickelt hatte. Wir fügen zum Schluß das Vermächtniß der Hochseligen, soweit es den Leser interessiren kann, in ihren eigenen Worten bei.

„Unser irdisches Dasein ist in Gottes Hand gelegt und Niemand von uns weiß, wann seine letzte Stunde schlagen wird. Ich will deßhalb, so lange ich noch im Besitze meines vollen Bewußtseins und meiner Verstandeskräfte bin, nicht länger zögern, meine letzten Wünsche, schriftlich ausgesprochen, für die Meinigen niederzulegen. Alle hierbei folgenden Verfügungen, auf vereinzelten Blättern niedergeschrieben, sind aus verschiedenen Zeiten, aber eigenhändig von mir aufgezeichnet. Nicht alle diese Wünsche haben jetzt noch Geltung und Bedeutung, denn manche meiner geliebten Angehörigen sind vor mir begraben worden. Ich frage mich oft, wie ich schwaches, hinfälliges Wesen die Kraft gehabt habe, die entsetzlichsten Verluste zu überleben, mit denen es der Vorsehung gefallen hat mich heimzusuchen. Wenn nach dem Tode meines Kaisers und unaussprechlich geliebten Gatten ich unter der Last des unerwarteten Unglücks nicht erlegen bin, so verdanke ich dies der frommen Sorgfalt, mit der meine Kinder ohne Ausnahme mich in den trübsten Stunden umgeben haben. Ihre Liebe hat mein Leben erhalten und insbesondere die ewig wachende Sorgfalt und Zärtlichkeit meines vielgeliebten Sohnes, des Kaisers

Alexander. Von so warmer Kindesliebe getragen, vermochte ich den grausamsten Schicksalsschlägen zu widerstehen und einen Gatten zu überleben, dessen Leben das meine war. Aus tiefstem Herzen sage ich Euch Dank, Dir, meinem theuren Sohne Alexander, und Dir, innigst geliebte Schwiegertochter Maria, und Euch allen, meine gleichgeliebten Kinder; Eure wahre, aufrichtige Liebe hat mein Leben erhalten. Möge es Euch der Himmel hundertfältig vergelten, Euch und allen Euren Nachkommen. Ihr werdet diese Zeilen lesen, wenn ich nicht mehr bin; aber in mir lebt der Glaube und die Ueberzeugung, daß die Bande, die uns hier vereinigt und festgehalten haben, auch durch den Tod nicht zerrissen werden, und daß der Segen Eures Vaters mit dem meinigen Euch durch das ganze Leben begleiten und schützen wird. Ich wünsche, daß meine Familie ein Jahr nach meinem Tode meine Zimmer in der Stadt wie auf dem Lande bewohnen möge und ich hoffe und glaube, daß da, wo ich die glücklichste Gattin und Mutter war, auch der Schauplatz ihres und ihrer Kinder Glückes sein wird. Wenn Ihr von den Fenstern meines Cabinets auf die schöne Newa blickt, auf der meine Augen mit Wohlgefallen so oft ruhten, so gönnt der Festungskirche, wo ich in Frieden schlafen werde, einen Augenblick und Eurer Mutter ein liebevolles Andenken."

Druck von J. J. Weber in Leipzig.